Die

Fränkische Thorhalle

und Klosterkirche

zu

Lorsch

an der Bergstraße.

Druck
von Carl Wallau in Mainz.
Clichés
von Clemens Kissel in Mainz.



Farbendruck von Carl Wallau in Mainz.

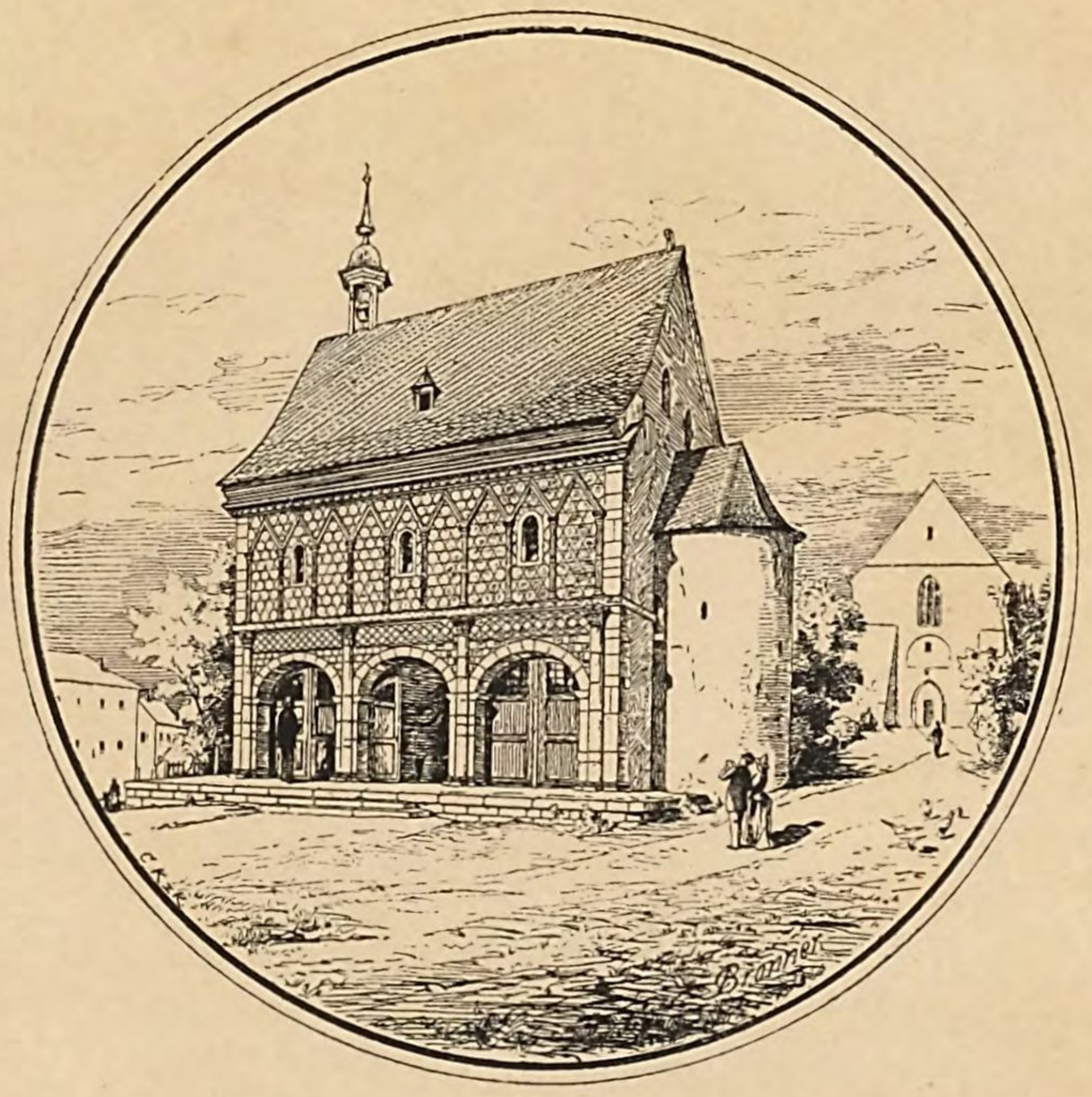
Die ehemalige Thorhalle zu Lorsch als Michaelskapelle im Jahre 1890.

Die
Fränkische Thorhalle
und Klosterkirche
zu
Lorsch
an der Bergstraße.

Im Auftrage des Historischen Vereins für das Großherzogthum Hessen untersucht und beschrieben von

Dr. R. Adamy,

Professor und Großherzogl. Museumsinspektor in Darmstadt.



Mit einem Farbendruck, 64 Abbildungen im Text und 5 Tafeln nach Zeichnungen von C. Bronner, Architekt und Großherzogl. Realgymnasiallehrer in Mainz.

Darmstadt 1891.

Im Selbstverlag des Historischen Vereins für das Großherzogthum Hessen.

(In Kommission der Hofbuchhandlung von A. Klingelhöffer.)

Vorwort.

DIE bereits für das Jahr 1885 im Anschluß an die Aufdeckung der Fundamente der Einhard-Basilika zu Steinbach i. O. geplante Untersuchung der Lorscher Klosterreste aus fränkischer Zeit konnte erst seit 1888, als dem Stile der Michaelskapelle verwandte Fundstücke zu Tage gekommen waren, ausgeführt werden. Dem historischen Verein für das Großherzogthum Hessen, der für diesen Zweck und für eine würdige Publikation der Ergebnisse seine Mittel bis zu jeder erforderlichen Höhe zur Verfügung gestellt hat, gebührt in erster Linie der Dank für das Zustandekommen dieses Werkes. Er hat sein Interesse für das wichtige Unternehmen auch noch dadurch an den Tag gelegt, daß er seinen Mitgliedern durch einen Ausflug nach der Ausgrabungsstätte des Jahres 1890 Gelegenheit gab, an Ort und Stelle die Ergebnisse in Augenschein zu nehmen.

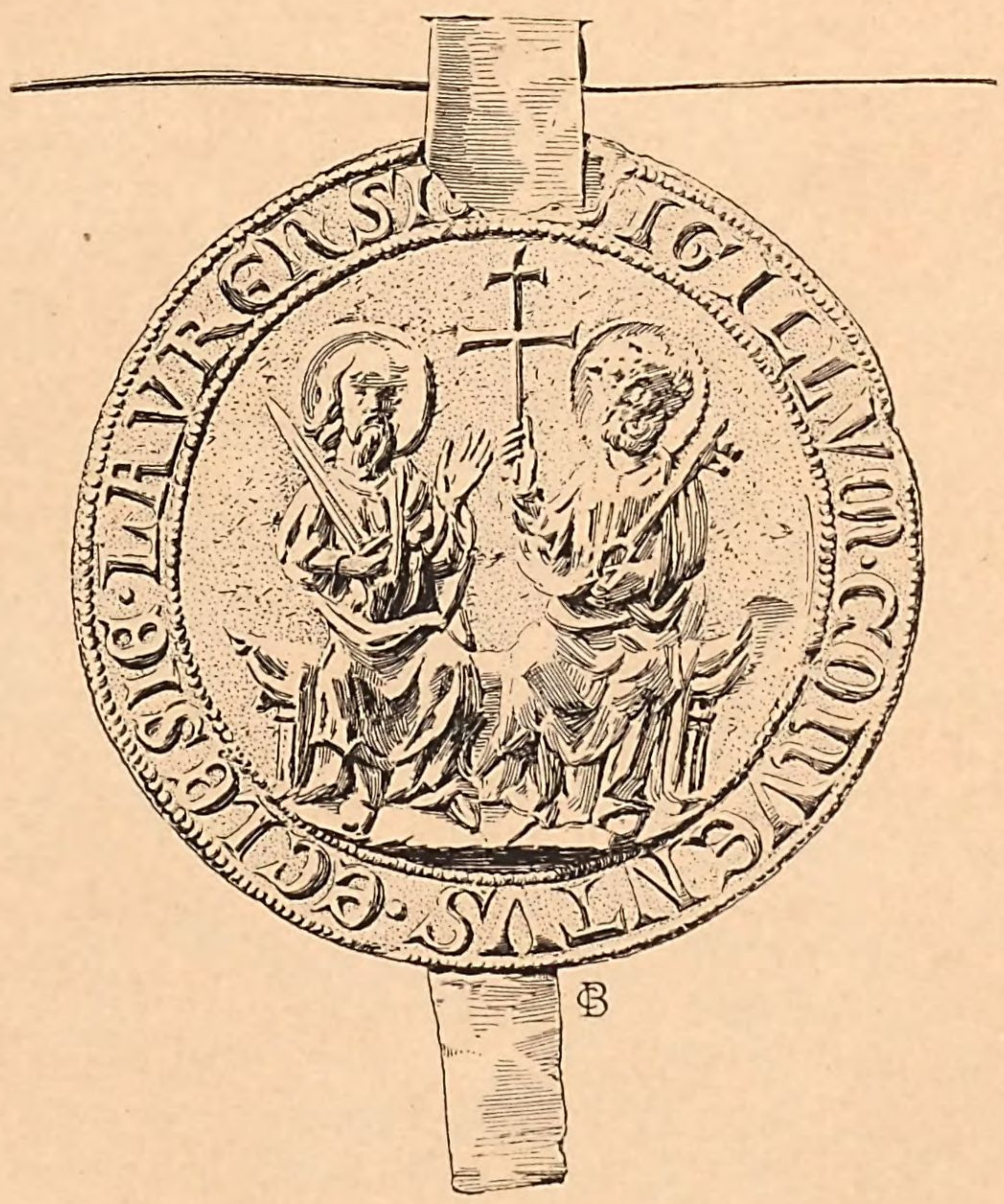
Zu weiterem Danke fühlt sich der Verfasser der Großherzoglichen obersten Baubehörde, dem katholischen Pfarramt und Herrn Forstmeister Dr. Heyer in Lorsch verpflichtet, welche den örtlichen Untersuchungen jede gewünschte Förderung zu Theil werden ließen, ebenso Herrn Kreisbaumeister Grimm in Bensheim, der die Untersuchungen der Betonschichten des Vorhofes unabhängig von denen des Verfassers auf's bereitwilligste vornahm und die geometrische Aufnahme nebst den zugehörigen Höhenmessungen von einem seiner Beamten ausführen ließ.

Der Unterzeichnete würde den schönsten Lohn für seine Mühen darin finden, wenn die wenigen Reste der alten Herrlichkeit in Lorsch in würdiger Weise wiederhergestellt und vor weiterem Verfall gesichert, die romanische Kirchenruine aber endlich dem profanen Zwecke, dem sie immer noch zu dienen hat, entzogen würde.

Darmstadt, im April 1891.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.



Conventssiegel des Klosters Lorsch. Aus der Mitte des 14. Jahrhunderts.

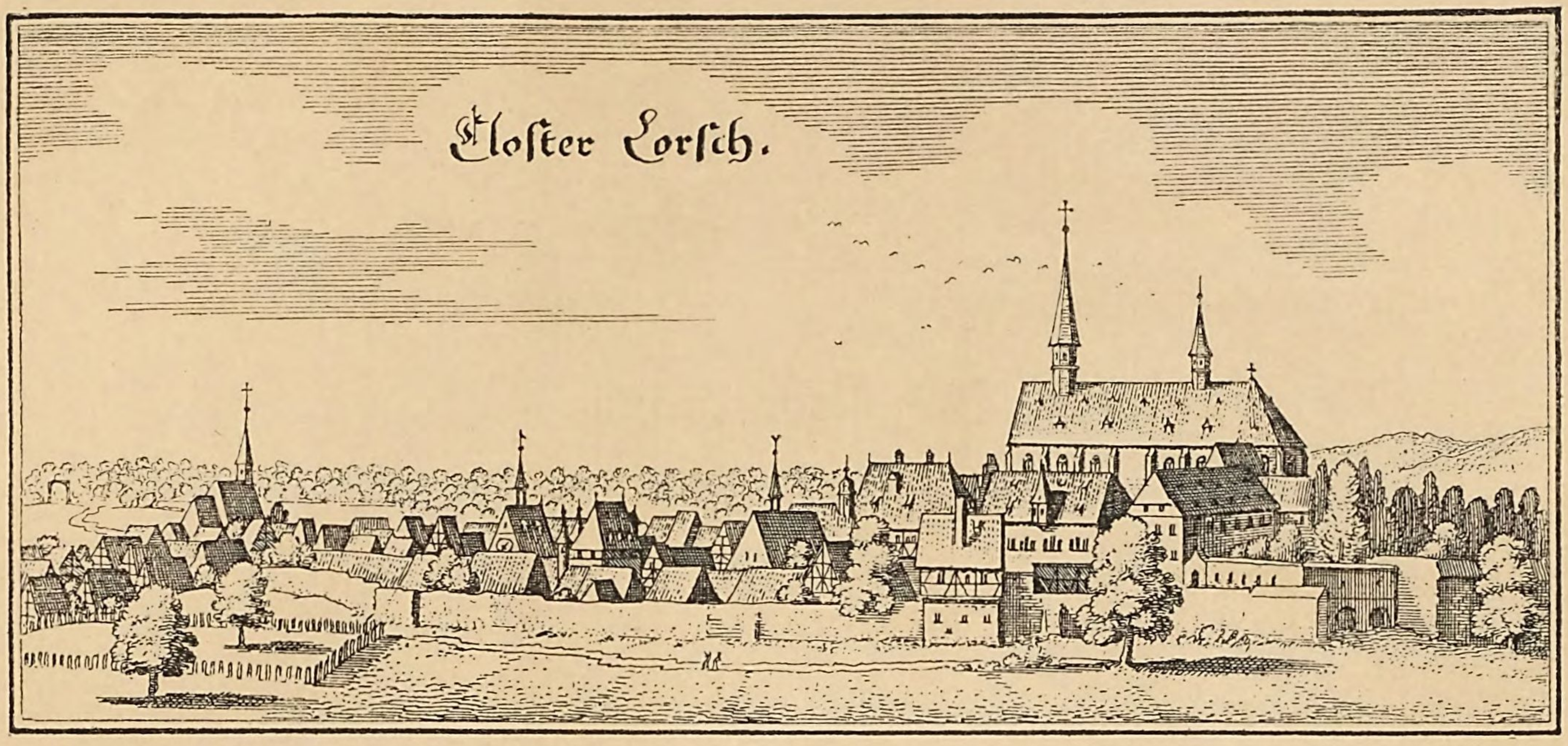


Fig. 1. Südliche Ansicht des Klosters und Fleckens Lorsch. Zweites Viertel des 17. Jahrhunderts. Nach Merian.

Einleitung.

DIE heutige Michaelskapelle zu Lorsch an der Bergstraße hat sowohl hinsichtlich ihrer ursprünglichen Bestimmung wie ihres Baustiles und der aus diesem sich ergebenden Erbauungszeit verschiedene Deutungen erfahren, und obwohl die Mehrzahl der heutigen Schriftsteller eine größere Einheitlichkeit in der Beantwortung der so eben berührten Fragen als die früheren erkennen läßt, so kann man doch nicht behaupten, daß das wissenschaftliche Urtheil aus der Sphäre des subjektiven Gefühls völlig auf die der objektiven Thatsachen übertragen worden sei. Und doch muß es für den deutschen Archäologen und Kunsthistoriker wichtig erscheinen, gerade dieses kleine Bauwerk ohne fremde willkürliche oder subjektive Zuthat zunächst aus seinem eigenen Wesen heraus, aus seinem eigenen Boden und dem seiner Umgebung sich selbst bestimmen zu lassen. Erst nachdem dieses geschehen und die also gewonnenen objektiven Thatsachen festgestellt sind, ist nach verwandten Erscheinungen Umschau zu halten und mit Hülfe der »vergleichenden Formensprache« auch dem subjektiven Urtheil sein Antheil an der nicht unwichtigen Aufgabe zuzuweisen. Unwichtig aber kann diese Aufgabe nicht sein, nicht sowohl deswegen, weil die bedeutendsten Kunstforscher sich ihr mit großem Eifer unterzogen haben, sondern vielmehr weil das kleine Bauwerk unstreitig das charakteristischeste und am besten erhaltene Denkmal einer Epoche ist, aus der im Uebrigen nur noch wenige Trümmer bis auf unsre Tage gekommen sind, so daß es als Haupt-Repräsentant ihres künstlerischen Könnens auf dem monumentalen Gebiete der Baukunst dasteht. Die Meinungen der Kunstforscher über die Entstehungszeit des Baues gehen nicht mehr sehr weit auseinander: die einen halten ihn für etwa hundert Jahre jünger als die andern, die einen für fränkisch, die andern für karolingisch. Es hat eine Annäherung der verschiedenen, früher weiter auseinandergehenden Ansichten stattgefunden. Dennoch ist durch diesen Zeitunterschied eine andere nicht minder wichtige Verschiedenheit der Beurtheilungen hervorgegangen, nämlich in den Auffassungen über die ursprüngliche Bedeutung des merkwürdigen Baues. Wir müssen, bevor wir an die Thatsachen selber herantreten, wenigstens die wichtigsten dieser verschiedenen Ansichten kurz überblicken, damit auch der Leser sein Urtheil unmittelbar an die vorausgehende Forschung anschließen kann.

Das älteste Urtheil über die Kapelle finden wir bei Dahl,[1]) weiland Stadtpfarrer in Gernsheim a. Rh. Nach ihm ist die Kapelle des hl. Michaels in Lorsch ursprünglich »keineswegs eine alte Kapelle oder Kirche des Klosters, sondern sie ist erst im Jahre 1697 vom Kurfürsten Lothar Franz von Mainz zu einer Kapelle eingerichtet und zu ihrem Dienst mit einem Benefizium versehen worden, welches im Jahre 1753 der Pfarrei einverleibt wurde. Diese Kapelle ist ursprünglich nichts anders als die doppelte Pforte oder der Eingang in das Innere oder die Klausur des Klosters gewesen.« Sie »rührt noch von dem ersten Klosterbau her und ist also über tausend Jahre alt«.

Mit Dahl stimmt annähernd Moller überein und zwar hinsichtlich der zwecklichen Bestimmung theilweise, vollständig hinsichtlich der zeitlichen Bestimmung des Bauwerkes.[2]) Er weist ausdrücklich auf die altchristlichen Vorbilder in Rom hin, auf ähnliche Vorhallen bei den Kirchen St. Peter, St. Paul, St. Saba, St. Clemente u. anderen. In gleichem Sinne urtheilen Gailhabaud[3]) und Kinkel.[4]) Lenoir[5]) bezeichnet die Vorderseite des Bauwerkes kurzweg als Façade des Atriums der Klosterkirche zu Lorsch.

Hinsichtlich der ursprünglichen Bestimmung des Bauwerkes ist Kugler[6]) mit jenen Forschern im Einverständniß. Er nennt sie eine »Durchgangshalle«. Er vermag jedoch ihre Erbauung nicht auf eine Zeit vor jener des Aachener Münsters zu setzen,

[1]) Dahl, Konrad, historisch-topographisch-statistische Beschreibung des Fürstenthums Lorsch 2c. Darmstadt, gedruckt mit Stahl'schen Schriften 1812. S. 223. Uebrigens giebt ein Dechant von Heppenheim 1806 in den Akten des Großherzoglichen Haus- und Staatsarchives zu Darmstadt bereits dieselbe Erklärung über den einstigen Zweck des Bauwerkes.

[2]) Moller, G., Denkmäler deutscher Baukunst. Darmstadt. O. J. Mit Zeichnungen auf vier Tafeln.

[3]) Gailhabaud, Die Baukunst des V. bis XVI. Jahrhndts. Bd. II.

[4]) Kinkel, Gesch. der bild. Künste bei den christl. Völkern. Bonn 1845.

[5]) Lenoir, architecture monastique. II. u. III. Theil. Paris 1856. S. 50.

[6]) Kugler, Geschichte der Baukunst. Erster Band. Stuttgart 1856.

da die Vortrefflichkeit des Mauerwerkes [1]) auf größere technische Fertigkeiten und somit auf eine längere Uebung und spätere Zeit der Erbauung schließen lasse. Jedenfalls aber gehöre das Bauwerk einer der sogenannten Renaissance-Perioden an, in denen eine bewußte Wiederaufnahme der antiken Formen stattfand. Er glaubt, wegen der Classizität der Durchgangshalle auf einen Einfluß Einhard's schließen zu müssen. Früher hatte er als Erbauungszeit das zwölfte Jahrhundert angenommen.

Schnaase [2]) verlegte anfänglich [3]) nach dem Vorgange Anderer des besseren Mauerwerkes wegen die Erbauungszeit gleichfalls in das zwölfte Jahrhundert, schloß sich aber nach eingehenderer Prüfung später dem letzten Urtheile Kugler's an.

Hinsichtlich der Erbauungszeit ist auch Savelsberg [4]) mit den letzteren Forschern einverstanden. Jedoch erblickt er in dem Bauwerke die Begräbnißkapelle Ludwig's des Deutschen und seiner Genossen, eben jene ecclesia varia. Die Aehnlichkeit des Oberbaues mit einem Sarkophage, insbesondere die der Spitzgiebel mit Dekorationen an solchen aus altchristlicher Zeit, lasse hierüber keinen Zweifel. Ihm stimmt Förster [5]) zu.

Schaefer [6]) verficht im Wesentlichen und sehr eingehend die Ansichten des Herrn v. Savelsberg. »Das Monument tritt« nach ihm »nach Anlage und Einrichtung als ein sumptuoses Mausoleum, als ein gewaltiger Sarkophag in die Erscheinung«. Die Kapitäle bezeichnet er [7]) als so vorzüglich, »daß er den Gedanken nicht abweisen kann, es müßten diese Einzelheiten antiken Architekturwerken entstammen. Neben dieser Classizität der architektonischen Details zeige das Bauwerk aber auch byzantinische Anklänge, und zwar in den von buntem Getäfel überdeckten Wandflächen von abwechselnd drei-, vier- und sechseckigen, bald horizontal, bald übereck gestellten, rothen und weißen Steinplatten«.

v. Quast erklärt hingegen, [8]) das Kloster habe sicher einen Vorhof gehabt, dazu gehöre ein Portal, das direkt auf die Kirche gerichtet sei. Ein solches Portal, das in der Längenrichtung von Nord nach Süd mit geöffneten Arkaden quer vor der Kirche stehe, hätten wir in unserem Bauwerk vor uns.

Falk in seiner »Geschichte des ehemaligen Klosters Lorsch an der Bergstraße« [9]) bezeichnet die Kapelle als eine ehemalige Durchgangs- oder Thorhalle und neigt hinsichtlich der Erbauungszeit den späteren Ansichten Kugler's und Schnaase's zu.

Schneider [10]) schließt sich hinsichtlich der Erbauungszeit den zuletzt genannten Kunstforschern an, drückt sich aber über den Zweck folgendermaßen aus: »Der dreitheilige Thorbau bereitete auf den Anblick der Hauptanlage vor; er leitete von den äußeren Räumen zu dem eigentlichen Heiligthum über. Er sollte den Weg zur Kirche schmücken und durch die reiche Zier seiner Außenseite die Erwartung von noch glänzenderem Schmuck der Basilika spannen. Der vornehmste Zugang zur Kirche, auf welchem die kirchlichen Stifter und Gäste nahten, war mit einer Ehrenpforte geschmückt«.

Auch der Verfasser hat sich früher dem Einfluß nicht entziehen können, der durch die Bezeichnung der Grabkapelle Ludwig's des Deutschen als einer ecclesia varia, einer bunten Kirche, bei einem Vergleich mit der bunten Vorhalle sich unwillkürlich geltend macht. Noch im Jahre 1884 glaubte er daher, sie als Vorhalle zu der Grabkirche des genannten Kaisers in Beziehung setzen zu müssen, [1]) während bereits 1885 die Untersuchungen im Kloster Steinbach [2]) ihn die Verwandtschaft dieser Anlage mit der Lorscher erkennen ließen.

Essenwein [3]) endlich erblickt in der Kapelle die alte fränkische Thorhalle aus den Jahren 764—774, die in den Vorhof der Hauptkirche hineinführte.

Der »Historische Verein für das Großherzogthum Hessen« hat den Lorscher Klosterbauten unausgesetzt seine Aufmerksamkeit gewidmet. Ausgrabungen, die er im Jahre 1861 anstellen ließ, waren von keinem Erfolg begleitet. Da Mauerwerk hinter den noch stehenden drei Mittelschiffjochen der romanischen Kirche nicht mehr angetroffen wurde, glaubte man, an dieser Stelle keinen weitern Aufschluß erwarten zu dürfen. Funde, welche man etwas weiter südlich im Klostergarten gemacht hatte, insbesondere Steinchen von musivischen Arbeiten, ließen die Vermuthung aussprechen, daß hier die ecclesia varia gestanden habe.

Bauliche Fundstücke, die im Jahre 1888 beim Abbruch eines Forstwarthauses gemacht wurden, bewogen den Verfasser zu neuen Untersuchungen, und da diese von Erfolg waren, so betraute der Verein ihn im Winter 1890 mit der Herausgabe einer Monographie über diesen Gegenstand, deren Abfassung den Abschluß obiger Untersuchungen dringend verlangte. Den direkten Anstoß hierzu gab ein Vortrag des Verfassers über »die fränkische Ornamentik als Grundlage der romanischen«, wobei die Lorscher Thorhalle und neuere zu ihr in Beziehung stehende Funde besondere Berücksichtigung erfahren hatten.

Der Abschluß obiger Untersuchungen wurde theils durch direkte Arbeiten zu diesem Zwecke, theils durch Theilnahme an örtlichen Veränderungen, welche auf dem Terrain zwischen der Thorhalle und der Kirche amtlicherseits vorgenommen wurden, erreicht. Das gesammte Ergebniß hat der Verfasser auf den folgenden Blättern niedergelegt. [4])

[1]) Vgl. hinsichtlich der Vortrefflichkeit des Mauerwerkes das weiter unten in dem Kapitel »Technisches« Gesagte.

[2]) Schnaase, Gesch. der bildenden Künste. Bd. III. 2. Aufl. Düsseldorf 1869. S. 542 ꝛc.

[3]) In der ersten Auflage des eben angeführten Werkes.

[4]) Savelsberg, Deutsches Kunstblatt, herausgeg. von Eggers. II. Bd. 1851. S. 165.

[5]) Förster, E., Denkmale deutscher Baukunst ꝛc. I. Bd. Leipzig 1855. S. 11—14.

[6]) Vgl. die Monatsschrift für rheinisch-westfälische Geschichtsforschung u. Alterthumskunde. I. Jahrgang 1875. S. 453 ꝛc.

[7]) In einem Vortrage. Vgl. Correspondenzbl. des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- u. Alterthumsvereine. 21. Jahrg. 1873. No. 3 S. 17 ꝛc.

[8]) Ebds. S. 20 ꝛc.

[9]) Mainz. 1866.

[10]) Schneider, der karolingische Thorbau zu Lorsch im Correspondenzblatt des Gesammtrereins der deutschen Geschichts- u. Alterthumsvereine. 1878. No. 1 u. 2.

[1]) Vgl. Adamy, Architektonik. Bd. II. Abthlg. 1. Architektonik der altchristlichen Zeit. Hannover 1884. S. 261 ꝛc.

[2]) Ders., Die Einhard-Basilika zu Steinbach i. O. Darmstadt 1885. Seite 17.

[3]) Vgl. Essenwein, Handbuch der Architektur. Zweiter Theil. 3. Band. Erste Hälfte. Darmstadt 1886. S. 128.

[4]) Die mit Ausgrabungen verbundenen neuesten Untersuchungen fanden vom 15. Juli 1890 an statt und dauerten etwa einen Monat. Im Oktober ließ das Kreisbauamt, dem die Klosterbauten unterstellt sind, die oben erwähnten Arbeiten vornehmen.

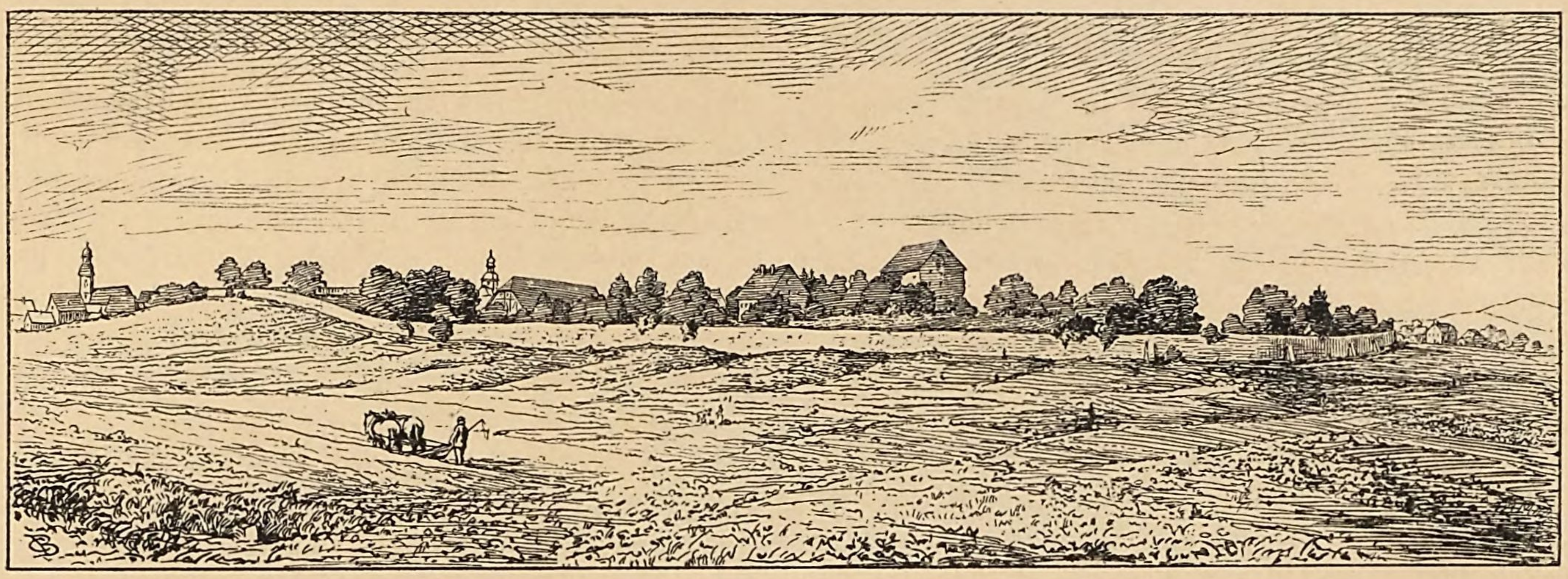


Fig. 2. Südliche Ansicht des Klosters und Fleckens Lorsch. 1890.

Geschichtliches und Oertliches.

Da die Geschichte des Klosters Lorsch in neuerer Zeit bereits mehrmals ausführliche Behandlung erfahren hat, so dürfen wir uns hier unter Berufung auf diese Werke[1]) kurz fassen.

Im Jahre 764 ließen Graf Cancor und seine verwittwete Mutter Williswinda auf ihrem Landgute Laurissa nicht weit von dem heutigen Lorsch auf einer von der Weschnitz umflossenen Insel ein Kloster erbauen, dessen Kirche dem heiligen Petrus geweiht wurde[2]). Als ersten Abt beriefen sie den Erzbischof Chrodegang (Rutgang) von Metz, einen Verwandten, der bereits früher durch seine Reform des Klerus und Herstellung der Kirchenzucht, wie auch durch Gründung und Einrichtung zweier Klöster sich hervorgethan hatte. Beträchtliche Güter, welche die Stifter dem Kloster zu seiner Erhaltung und Pflege schenkten, setzten ihn in Stand, für das Gedeihen der frommen Stiftung zu sorgen. Für letzteren Zweck schien auch der Besitz eines Heiligen nothwendig. Chrodegang erlangte vom Pabst Paul (757—767) auf seine Bitte drei heilige Leiber. Den heiligen Nabor erhielt das nach ihm benannte Nabor (St. Avold) in Lothringen; der hl. Gorgonius fand in dem gleichfalls von Chrodegang gegründeten Kloster Gorze bei Metz Aufnahme, und der hl. Nazarius kam in das Kloster auf der Weschnitzinsel. Nunmehr wurde der Zudrang des Volkes zu letzterem ein so großer, daß der Raum der noch neuen Gründung nicht mehr ausreichte, und der Entschluß zur Erbauung eines größeren Klosters gefaßt und auch alsbald ausgeführt wurde.

Da der Abt Chrodegang wegen seiner bischöflichen Geschäfte dem Kloster nicht lange vorstehen konnte, so schickte er von Metz aus, wohin er zurückgekehrt war, 766 seinen Bruder Gundeland als Abt nach Lorsch, der aus dem Kloster Gorzia zugleich sechszehn[1]) Benediktiner-Mönche mit herüberbrachte. Als Platz für das neu zu erbauende Kloster war der nahe gelegene Sandhügel bei dem heutigen Flecken Lorsch gewählt, von wo aus man eine Umsicht weithin in den Lobden- und oberen Rheingau und auf die Bergstraße hatte. Am ersten September 774 wurde in Anwesenheit des Königs Karl, seiner Gemahlin Hildegard und ihres Sohnes Karl die Kirche des neuen Klosters auf Bitten des Abtes durch Lullus, Erzbischof von Mainz, zu Ehren des hl. Petrus und Paulus und des hl. Nazarius geweiht; neben ihm verherrlichten das Fest vier andere Bischöfe, Megingoz von Würzburg, Angilram von Metz, Wiomud von Trier und Waldrich von Passau. Der hl. Nazarius wurde aus dem ersten Kloster in die neue Kirche gebracht und am Hauptaltare beigesetzt. Damit übertrug sich auch die Opferfreudigkeit, welche schon jenes reich gemacht hatte, auf die neue Gründung, und schon um 900 erstreckten sich die Besitzungen des Klosters über fast ganz Deutschland, von der Schweiz bis nach den Niederlanden, vom Elsaß bis nach Thüringen hinein. Ueber zweitausend Schenkungen sind unter den vier ersten Aebten allein zu verzeichnen gewesen.[2])

Die neue Klosterkirche entsprach an Pracht den Reichthümern; sie war nach des Chronisten Aussprache[3]) mit jeglicher Art von Schmuck geziert worden. Aber auch noch nach der Weihe fanden die folgenden Aebte manche Gelegenheit, Einzelnes prächtiger auszuführen und so auch an dem Tempel und seinen Geräthen den steigenden Reichthum zum Ausdruck zu bringen. Worin das Bauliche dieser Veränderungen bestand, werden wir bei der Besprechung der fränkischen Klosterkirche kennen lernen.

Eine besondere Vorliebe zeigten Ludwig der Deutsche und seine Nachkommen für Lorsch. Ersterer wurde nach seinem Willen dort in einer besonderen Kirche oder Kapelle begraben, welche sein Sohn Ludwig der Jüngere erbaut hatte.[4]) 882 schon

[1]) Dahl, historisch-topographisch-statistische Beschreibung des Fürstenthums Lorsch. Darmstadt, gedruckt mit Stahl'schen Schriften, 1812. Falk, Geschichte des ehemaligen Klosters Lorsch an der Bergstraße. Mainz 1866. Wagner, die vormaligen geistl. Stifte im Großherzogthum Hessen. Erster Band. Darmstadt 1873. S. 115 ꝛc. Zweiter Band. Unter Mitwirkung von Dr. Fr. Al. Falk bearb. u. herausg. von Friedrich Schneider. Darmstadt 1878.

[2]) Den Grundriß des ersten Klosters auf der Weschnitzinsel, dessen Lage im Jahre 1877 von Archivdirektor Dr. G. Schenk zu Schweinsberg zuerst wieder festgestellt worden ist, vgl. im Archiv f. Hess. Gesch. u. Alterthumskunde. XV. Bd. Darmstadt 1884. S. 723: »Erläuterung der beigegebenen Pläne über die Ausgrabung des Klosters Altenmünster bei Lorsch. Von Friedr. Kofler«. Vgl. ferner über denselben Gegenstand die Quartalblätter des histor. Vereins f. d. Großhzgth. Hessen. 188[illegible]. No. 1 u. 2 S. 16: »Lorscher Ausgrabungen«. Von dems.

[1]) Nach einer anderen Lesart waren es bloß vierzehn.

[2]) Das Kloster auf der Weschnitzinsel, welches einem Probst unterstellt wurde, erhielt von jetzt an den Namen »Altenmünster«.

[3]) Codex Laureshamensis I S. 18: perfecta jam templi fabrica, et ut domum Dei decebat, omni specie decoris exornata . . .

Wir citieren nach der Mannheimer Ausgabe des Codex principis olim Laureshamensis abbatiae diplomaticus etc. Mannhemii MDCCLXVIII.

[4]) Vgl. Falk a. a. O. S. 39 u. 184, Anm. 61.

fand der letztere, der Erbauer, an der Seite des Vaters seine ewige Ruhestätte. Diese Kirche oder Kapelle, in der nach den uns überkommenen Nachrichten außer jenen beiden fürstlichen Personen noch fünf andere beigesetzt wurden, und die erst im Jahre 1053 durch Leo IX zu Ehren der hl. Mutter Maria die Weihe erhielt, muß von ganz besonderer Pracht gewesen sein, da sie die Bezeichnung bunte Kirche, ecclesia varia oder »fehe Kapelle« [1]) wie sie noch im späteren Mittelalter genannt wird, erhielt. Wir werden weiter unten noch kennen lernen, wie gerade diese Bezeichnung zu Mißverständnissen hinsichtlich der uns hier hauptsächlich beschäftigenden Thorhalle der fränkischen Klosterkirche Veranlassung gegeben hat.

Im Jahre 1090 wurde diese ganze Herrlichkeit ein Raub der Flammen. Am Tage des Ordensstifters, des hl. Benedikt, am 21. März, erfolgte das Unglück. Das zahlreich versammelte Volk unterhielt sich noch gegen Abend mit Essen, Trinken und Spielen. Unter letzteren bereiteten auch am Rande angezündete und in die Luft geworfene Scheiben durch ihre Bewegungen besondere Freude. Das Unglück wollte, daß eine derselben zwischen den Dachziegeln und trockenen Sparren hängen blieb und bald die ganze Kirche mitsammt den anstoßenden Gebäuden in Flammen gerieth, und daß in wenigen Stunden vernichtet war, was Jahrhunderte Herrliches gebaut und gestiftet hatten. Nicht einmal die Glocken konnten geläutet werden, da der Thurm, in dem sie hingen, sehr bald von den Flammen ergriffen wurde und die Seile verbrannten. Da aber nach dreitägigem Fasten der Mönche und darauf folgendem Nachsuchen die Gebeine des hl. Nazarius unversehrt aufgefunden wurden, so ließ die Opferwilligkeit nicht nach, im Gegentheil legte das gerade versammelte und von Neuem begeisterte Volk, was es Kostbares zur Hand hatte, sofort auf die Lade des Heiligen nieder; so gelangte das Kloster bald zu neuen Mitteln, um Ersatz für das Verlorene zu schaffen. Man erbaute die neue Kirche möglichst rasch wieder, theils aus den Opfergaben, theils aus den Resten des abgebrannten Gotteshauses, aber, setzt der Chronist hinzu, wenn auch nicht in jener einstigen wunderbaren Anmuth und Schönheit, so doch so, wie das Vermögen dazu vorhanden war und die Eile es gestattete. Die Weihe dieser zweiten Hauptkirche erfolgte erst im Jahre 1130, und gleich der schönen Vorgängerin sah auch der vollendete Neubau bei dieser Feierlichkeit eine Anzahl der bedeutendsten Kirchenfürsten in seinen Mauern. Der Abt Diemo (1125—1139) hatte den Erzbischof Adalbert von Mainz, die Bischöfe Bugo von Worms, Bruno von Straßburg, Udalrich von Constanz und Konrad von Chur zur Festlichkeit geladen.

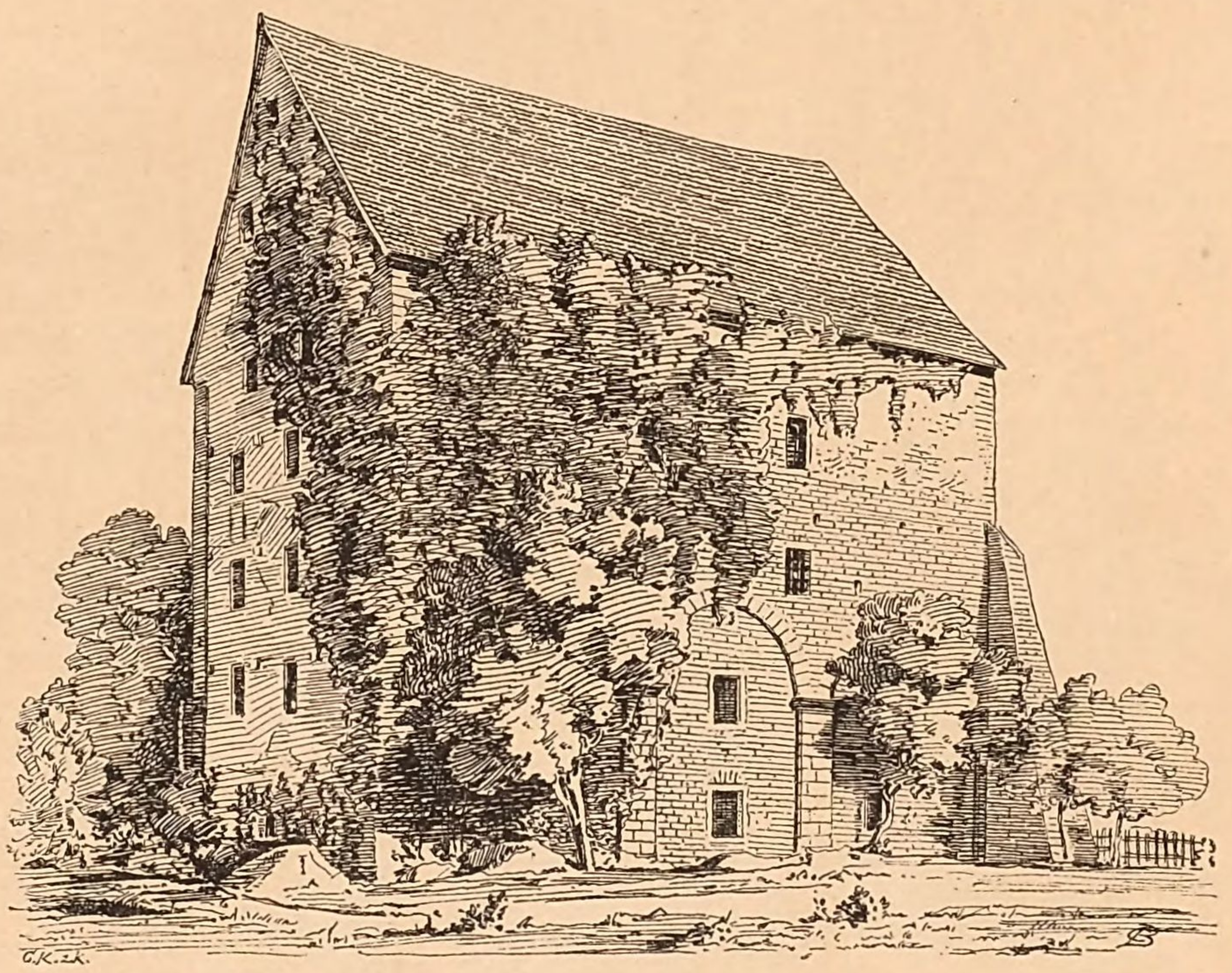


Fig. 3. Ansicht der drei Joche der romanischen Kirche.

[1]) Vgl. bei Wagner u. Schneider a. a. O. Bd. II, S. 507 den Nachtrag von Archivdirektor Dr. Schenk zu Schweinsberg, wonach noch am 1. Mai 1320 ein Wormser Ehepaar $1/2$ Morgen Wingert zu Hemsbach »der Capellen gnant Vehenkirchen« auf den Todesfall eines der Ehegatten zuwendet, damit der Custos zu Lorsch aus dessen Ertrage eine Wachskerze machen lasse.

Von diesem romanischen Baue sind noch drei Joche des Mittelschiffes mit wenigem Mauerwerk darüber erhalten, die uns einen Begriff von seinem Charakter zu geben vermögen. Wir werden in einem besonderen Abschnitte auf ihn zu sprechen kommen.

Seit dem ersten großen Brande hat das Kloster sich nicht wieder zu der alten Herrlichkeit aufschwingen können, wenn es auch nicht immer an Aebten gefehlt hat, welchen das Wohl des Klosters mehr als ihr eigenes am Herzen lag. Konrad, der letzte Abt, wurde wegen seiner schlechten Verwaltung des Klostergutes gegen 1226 abgesetzt. Nach mehrfachen Schwankungen in der Zugehörigkeit des Klosters gelangte dieses am 11. April 1232 durch Beschluß des Kaisers Friedrich in den Besitz des Mainzer Bischofsstuhles, nachdem auch der Pabst Gregor IX dem Erzbischofe die volle Verwaltung der Abtei übertragen hatte. Dieser Besitzwechsel ging nicht ohne gewaltsame Störungen vor sich. Die Benediktiner mußten ihren alten Sitz zunächst den Cisterziensern räumen; diese wurden aber bald von jenen wieder verdrängt. Ein erzbischöflicher Befehl vertrieb die Benediktiner von Neuem, die nun nach einer Untersuchung durch päbstliche Kommissäre zwar nochmals wiederkehren durften, aber wegen der Belästigungen, denen sie ausgesetzt waren, bald das Feld für immer räumten. Der Erzbischof Sigfried von Mainz übergab nun das Kloster den Praemonstratensern, welche bis zur Reformationszeit und seiner Aufhebung durch die Pfälzer Kurfürsten, [1]) an welche es sammt der Bergstraße seit 1441 verpfändet war, dort verblieben. Im Jahre 1623 nahm Mainz wieder Besitz von der Bergstraße und somit auch von Lorsch. Die Versuche der Praemonstratenser, wieder in den Besitz ihrer Propstei zu gelangen, waren aber vergeblich und Mainz verwaltete das Kloster als sein Eigenthum bis zu dessen Einverleibung in das heutige Großherzogthum Hessen.

Nachdem die Praemonstratenser unter Leitung eines Probstes sich im Kloster Lorsch festgesetzt hatten, mußte zuerst die bei den Wirren vernachlässigte Hauptkirche wiederhergestellt werden. Sie erhielt eine dritte und letzte Weihe im Jahre 1266. Im Jahre 1358 schlug der Blitz in den Thurm; aus dieser Zeit stammt wohl das noch vorhandene gothische Portal. Der dreißigjährige Krieg aber äscherte die Hauptkirche des Klosters zum zweiten Male ein: sie wurde im Jahre 1621 bei einer Besetzung durch spanische Truppen zum größten Theil durch Brand zerstört. Ihre Seitenschiffe erhoben sich niemals wieder, und von den sechs Mittelschiffjochen nebst dem polygonen Chore, die wir noch auf der Merian'schen Abbildung von 1645 sehen, steht heute nur noch die kleinere Hälfte, jene drei vordersten Joche (Fig. 3), zwar gestützt durch unschöne mächtige Strebepfeiler an der Westseite, aber dennoch baufällig und dem profanen Zwecke einer Tabakscheune dienend. Auch die übrigen Klosterbauten gingen bei diesem letzten Brande größtentheils zu Grunde.

[1]) Gegen 1566.

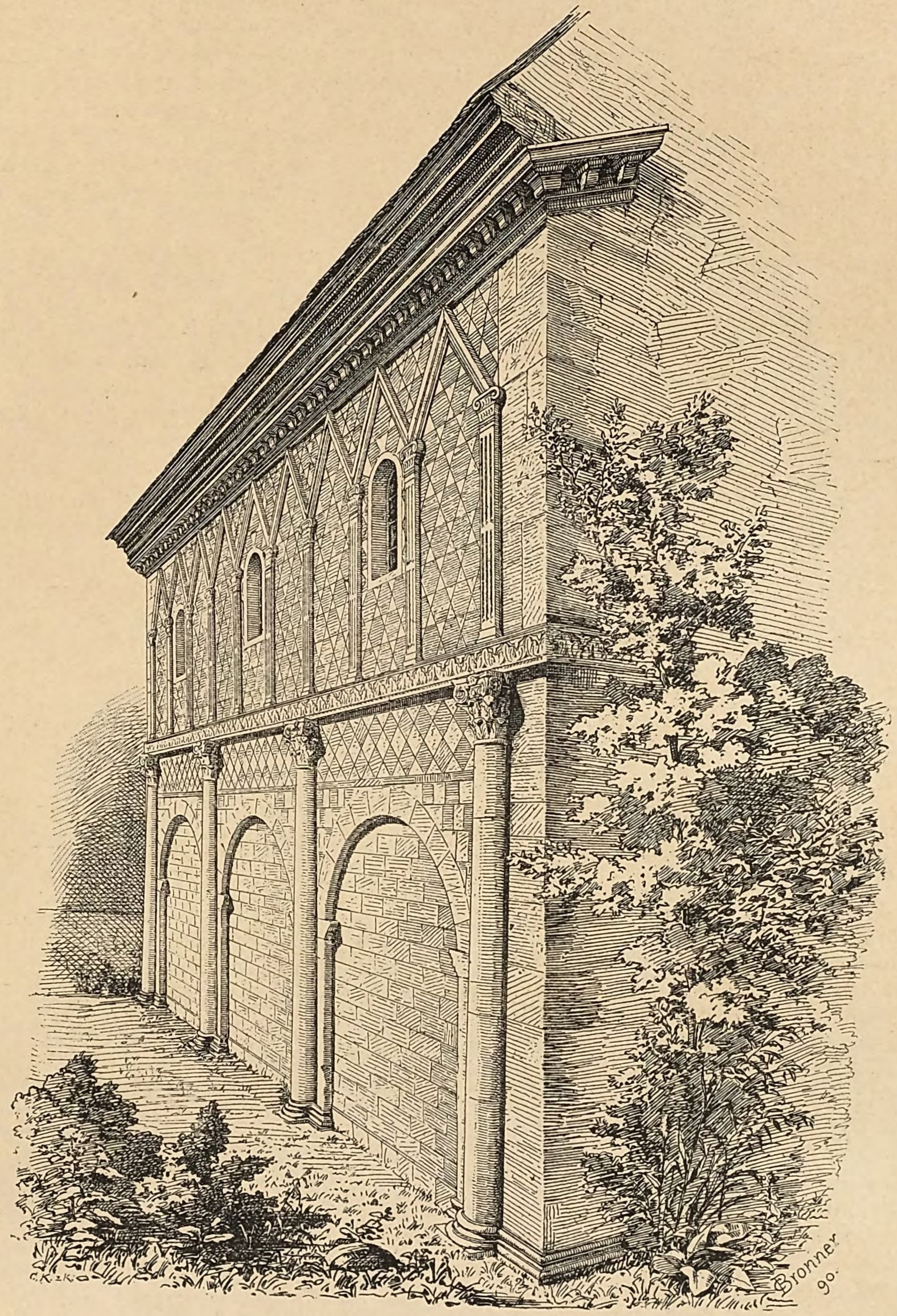


Fig. 4. Ostfaçade der Thorhalle.

Von der ehemaligen Bedeutung des Klosters Lorsch legt auch die Anzahl der Kirchen Zeugniß ab, welche uns neben der Hauptkirche genannt werden. Die ecclesia varia haben wir schon erwähnt. Mit dem Dormitorium war eine besondere Kirche verbunden, die als triplex[1]) bezeichnet wird. Der hl. Afra war die im Klosterhofe befindliche kleine Kirche geweiht und als fünfte Kirche wird die des hl. Udalrichs erwähnt. Irgendwelche Spuren dieser vier Kirchen sind nirgends mehr sichtbar.

Der ehemalige Klosterbezirk ist noch heute größtentheils durch eine Mauer umgrenzt, die aus älteren und neueren Stücken besteht, je nachdem der Einsturz einzelner Theile einen Wiederaufbau verlangte. Diese Mauer hat zugleich als Futtermauer zu dienen, da die ganze Fläche des Klosterbezirks sich mehr oder weniger über dem Boden der Umgegend erhebt und der Flugsand, aus dem der Hügel besteht, eine solche Eindämmung nothwendig machte. Dicht neben der Nordseite der Michaelskapelle durchschneidet eine noch neue Landstraße den Bezirk; der nördliche Theil des letzteren ist mit Häusern bebaut oder zu Gärten umgewandelt worden; hier steht nur noch ein Bruchstück der alten Ringmauer. Der südliche größere Theil ist aber noch bis zu der

[1]) Vielleicht bestand diese Kirche im Anschluß an ein mehrgeschossiges Dormitorium aus mehreren über einander gelegenen Räumen, von denen jeder für sich als Kirche benutzt wurde. Vgl. über derartige Doppelkapellen Otte, Handbuch der kirchl. Kunst-Archäologie, Bd. I. 5. Aufl. S. 25 2c. und Adamy, Architektonik. Bd. II. Abthlg. 3. S. 663 2c. Wahrscheinlicher aber ist es, daß drei Kirchenräume neben einander gemeint sind, von denen vielleicht zwei für Kranke bestimmt waren. Vgl. weiter unten unter »Verwandtes«. In der Bedeutung »dreischiffig« kommt »triplex« nicht vor.

neuen Landstraße von der alten Mauer umspannt; hier erheben sich die wenigen Reste alter Herrlichkeit, eben jene Michaelskapelle und die zur Tabaksscheune umgewandelten drei Joche der 1130 geweihten romanischen Kirche.

Das Hauptthor des Klosterbezirkes lag nur einige Meter weit von der Michaelskapelle, eben da, wo die Fortsetzungen der zu beiden Seiten noch stehenden Reste der Ringmauer die zur Kapelle führende Straße schneiden würden. Erst im Jahre 1849 wurde es abgebrochen. Es enthielt über einem niedrigen, überwölbten Durchgang mehrere obere Stockwerke, die zu Wohnungen eingerichtet waren. Die Anlage eines zweiten Thores ist noch heute im südlichen Theile des Mauerzuges erkennbar: hier stand ehemals ein Haus dicht an und über der Mauer, und man gelangte von hier aus direkt auf das Feld und wahrscheinlich auf einen zum Seehofe beim ehemaligen Lorscher See führenden Weg.

In dem südlichen Theile des alten Klosterbezirks erheben sich heute die Forstmeisterwohnung, das ehemalige kurfürstliche Haus, dessen Keller von älteren Bauten herzurühren scheinen, die alte Zehntscheuer und ein erst im vorigen Jahre erbautes Haus für einen Oberförster. Die ehemaligen, auf den alten mitgetheilten Plänen verzeichneten Brunnen sind bis auf zwei noch vorhanden. Der übrige Theil des Klosterbezirkes, der ehemals mit Häusern verschiedener Art bestellt war, ist als Hofraum und zu Garten- und Ackeranlagen hergerichtet worden.

Der westliche Theil des Mauerzuges tritt da, wo er am höchsten gelegen ist, mit einem Stück von sechs Metern nach innen herein, was auf den alten Lageplänen nicht verzeichnet ist.[1] Man ist hier außerhalb der jetzigen Ringmauer, aber noch in der Höhe des anstoßenden Klosterhofes früher auf Fundamente gestoßen. Die Orientierung läßt auf eine kleine Kapelle schließen. Wir müssen jedoch die Untersuchung dieses Platzes einer späteren Zeit vorbehalten.

Der heutige Flecken Lorsch liegt an der von Bensheim an der Bergstraße nach Worms führenden Eisenbahn. Wer vom Bahnhofe aus den Ort betritt und, an der Ecke des Rathhausplatzes angelangt, eine Wendung zur Linken macht, wird hier durch den Anblick eines reizvollen bunten Baues überrascht, eben jener Kapelle des hl. Michael.[2] Dieselbe erhebt sich hinter einem dreistufigen Vorplatz in rechteckiger Gestalt mit einem südlichen apsidialen Anbau. Die Façade zeigt in der äußeren Behandlung zwei durch einen Friesstreifen getrennte Geschosse: einen unteren Quaderbau, der drei thorartige rundbogige Oeffnungen hat und dessen Pfeiler mit korinthisierenden Halbsäulen verziert sind, und einen oberen, durch Pilaster mit Spitzgiebeln in 9 Felder eingetheilten Bau; über den Thorbogen sind die drei mittleren Felder von je einem Fenster durchbrochen. Ueber einem steinernen und einem zweiten hölzernen Gesims erhebt sich die steile Dachfläche. Das Quadermauerwerk, die Bogen, die Säulen und Pilaster, die beiden letzteren mit Ausnahme ihrer Kapitäle, sind aus rothem Sandstein, die übrigen Flächen mit quadratischen rothen und weißen Steinen aus verschiedenem Material gemustert; aus weißem Sandstein ist auch das Hauptgesims. Durch einen theilweisen Pflanzenüberzug hat sich der weißen und rothen Farbe hie und da noch eine grünliche gesellt. Der runde Anbau, nur nachlässig geformt, ist verputzt und dient dem Hauptbau nicht zur Zierde. Auf der linken Ecke des Firstes erhebt sich ein kleines Dachthürmchen, das unten offen, oben mit einer Haube überdeckt ist. Hier hängt das Glöckchen der Kapelle.

Der Bau macht einen malerischen, aber zugleich befremdlich alterthümlichen Eindruck. Die wundersame Pracht seiner Erscheinung, die sich noch steigert, wenn der Wanderer das Glück hat, die abendliche Sonne das Kunstwerk umfluthen zu sehen, macht zunächst stutzig: man sucht unwillkürlich nach Aehnlichem, das sich vergleichen läßt. Doch umsonst ist die Umschau in den Ländern diesseits der Alpen; wir finden nichts ihm Gleiches. Die Erinnerung schweift weiter südlich. Vor dem geistigen Auge taucht die Erinnerung an die farbenprächtigen Bauten Italiens auf; wir fühlen wohl verwandte Anklänge, aber entdecken doch wiederum nichts, das der Eigenart dieses Baues völlig gleiche. Das kleine Bauwerk vor uns zeigt klassische und fremde Elemente neben den farbigen Flächen eigenthümlich gemischt. Säulen und Pfeiler mit korinthisierenden und ionisierenden Kapitälen in fremdartiger Auffassung und Behandlung, über den flachen Rundbogen der Thore eine Dekoration von Spitzgiebeln, einander widersprechenden Formen zu einem dennoch harmonisch wirkenden Façadenbilde vereinigt, das Einzelne bekannt, das Ganze fremdartig — so will das Werk keine durchaus verwandte Erinnerung in uns wachrufen. An kirchlichen Zweck gemahnt der Dachreiter mit dem Glöckchen und ihm gegenüber an der südlichen Firstecke ein steinernes Kreuz — die drei Thoröffnungen, welche die ganze untere Breitseite einnehmen, widersprechen ihm jedoch. Dieses Befremdliche steigert sich, wenn wir das kleine Gebäude umschreiten und an der Ostseite dieselbe Façade mit denselben Bogenöffnungen, die hier nur vermauert sind, erblicken. (Fig. 4.) Auch das Innere giebt keinen befriedigenden Aufschluß. Der mittleren Eingangsöffnung gegenüber steht ein Altar, der an der Wand mit einem auf kurzen, gedrungenen Säulen ruhenden romanischen, mit Zickzackrand verzierten Bogen überdeckt ist; links und rechts befinden sich hölzerne Emporen; der südliche runde Anbau enthält die Wendeltreppe zu der einen, eine hölzerne Treppe an der Nordmauer führt zur anderen. Auf letzterer führt eine Treppe durch eine Oeffnung der mit runder Hohlkehle und Profilen verzierten Decke weiter hinauf zu dem Bodenraum. Die innere Ausstattung deutet auf eine Kapelle — so besagt auch der Name Michaelskapelle, den der kleine Bau trägt, — der Bau selbst auf einen anderen Zweck.

Wir haben bereits gehört, was die Kunstgeschichte von ihm hält: er soll Begräbnißkapelle oder Thorhalle gewesen sein. Der Streit ist noch nicht völlig ausgefochten; wir nehmen ihn hier von Neuem auf. Daß der Bau alt, sehr alt ist, das besagt schon das Aeußere mit seiner Decke aus Flechten und seiner Altersfarbe.

Wir haben ihn fränkisch genannt und somit als ein Werk bezeichnet, dessen Schöpfung der Kulturepoche angehört, die der von Karl dem Großen begründeten vorausgeht; ob auch dieses mit Recht, das sollen gleichfalls die folgenden Abhandlungen lehren.

[1] Vgl. die Correctur auf dem Situationsplane von 1817. Taf. 1.

[2] Siehe den Farbendruck.

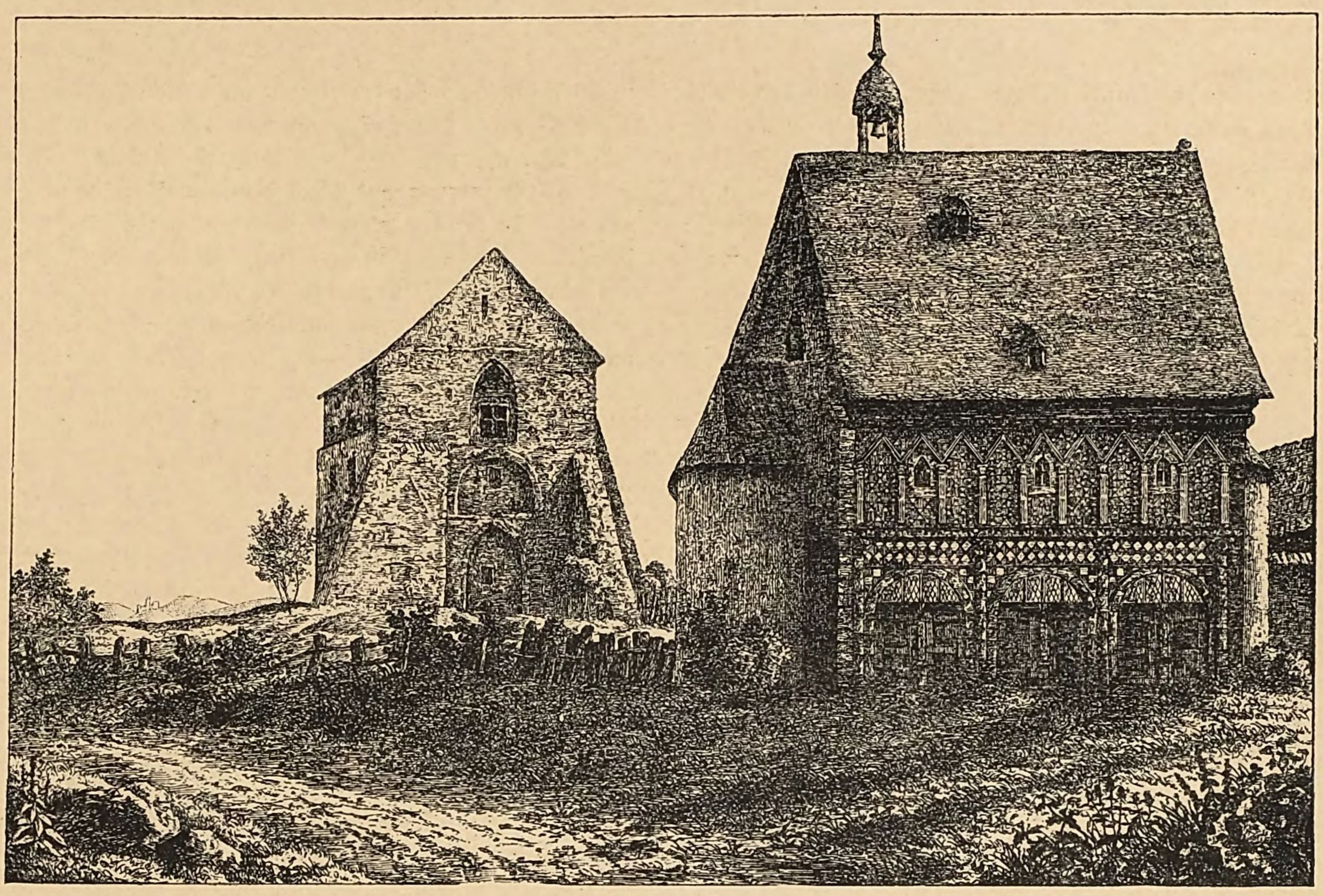


Fig. 5. Ansicht der Lorscher Michaelskapelle (Thorhalle) nebst der romanischen Kirchenruine.
Nach einer Zeichnung und Radierung von Lambert von Babo bei Dahl. 1817.

Die ursprüngliche Bestimmung der jetzigen Michaelskapelle.

Im August 1888 lenkten einige Funde, bearbeitete Bruchstücke von ehemaligen Steinbauten, die beim Abbruch eines alten, neben der jetzigen Michaelskapelle gelegenen Forstwarthauses [1]) aus dessen Mauern zu Tage gefördert waren, von Neuem die Aufmerksamkeit auf die noch stehenden Reste der ehemaligen Klosterbauten in Lorsch. Die Frage nach der ursprünglichen Bestimmung der genannten Kapelle insbesondere, die bisher nur mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit hatte beantwortet werden können, wurde von Neuem angeregt, da unter jenen Funden nicht bloß zwei Stücke, die ehemals zu deren Friese gehört hatten und bei der Erbauung der seitlichen runden Treppenthürme abgeschlagen worden waren, sich befanden, sondern auch andere Bruchstücke, die zwar mit den Formen der Thorhalle stilistisch durchaus übereinstimmten, aber theils ihrer Gestalt, theils ihrer Größe nach nicht zu ihr gehört haben konnten. Zu diesen Bruchstücken gesellte sich 1890 beim Abbruch einer Remise, einer Waschküche und Hofmauer sowie durch Nachsuchen in Häusern des Fleckens Lorsch noch eine Reihe verwandter Fundstücke.

Sie müssen sämmtlich ehemals zu andern, dem Stile nach gleichen und daher auch gleichzeitigen Bauten verwendet gewesen sein. Dieser Schluß lag bei dem an Ort und Stelle gemachten Vergleiche nahe und regte zu weiteren Nachforschungen, zunächst in den vorhandenen Urkunden, an. Diese wurden dadurch sofort mit Erfolg gekrönt, daß das Großherzogliche Haus- und Staatsarchiv in Darmstadt einen Lageplan des Klosters vorlegte, der erst vor Kurzem wieder aufgefunden war, aus dem Jahre 1817 stammt und wenn auch nicht die Bedeutung hohen Alters, so doch die einer auf gewissenhaften Messungen beruhenden Aufnahme hat, die um so höher zu schätzen ist, da seit jener Zeit die Zerstörung der Klosterreste in Folge der systemlosen Durchwühlung des Klosterbezirkes zu Gunsten der Urbarmachung des Bodens und seiner Verwendung zu Privatzwecken einen für die Alterthumswissenschaft höchst bedauerlichen Fortschritt gemacht hat. Dieser Lageplan (Taf. 1) bewies überzeugend, was bereits Friedrich Schneider [1]) auf Grund eines älteren, aber ungenauen Lageplanes ausgesprochen hatte, daß nämlich die jetzige Kapelle ursprünglich Beziehungen sowohl zur Hauptkirche des Klosters wie zu dem Thore der Gesammtanlage gehabt haben müsse. Denn alle drei lagen, von einer geringen, im Mittelalter sehr häufigen Abweichung abgesehen, auf einer und derselben Mittelaxe (Fig. 6 und Taf. 1). Wer zu den Zeiten alten Glanzes den Klosterbezirk betrat, sah vor sich die prächtige dreibogige Halle, durch deren Oeffnungen die höher gelegene Westseite der Wallfahrtskirche, der weit und breit berühmten wunderthätigen Kirche des hl. Nazarius, sich seinen Augen darbot — nach den vorhandenen Resten ein durch seine Schönheit bestrickendes Bild der Würde und der Macht des Klosters. Die Thorhalle, wie wir die Kapelle von jetzt an mit ihrem richtigen Namen nennen wollen, führte den frommen Pilger unmittelbar von der Klosterpforte aus in den

[1]) Vgl. auf dem Plane von 1817 Taf. 1 das Haus rechts neben der Thorhalle.

[1]) Vgl. oben Seite 2.

vor der Kirche sich ausdehnenden Bezirk. Daß dieser im Westen und Osten durch die genannten beiden Bauten begrenzte Platz als Vorhof oder Atrium der Kirchenanlage auch im Norden und Süden eine Begrenzung gehabt habe, ließ sich nicht bezweifeln, da er an den festlichen Tagen der Kirche zur Aufnahme einer großen Menschenmenge diente, welcher der Zutritt zu den von den Mönchen umwohnten Höfen versagt bleiben mußte, und die Thorhalle selber nur dann einen ernsten Zweck haben konnte, wenn sie in einen abgeschlossenen Bezirk hineinführte. Wo ließen sich Anhaltspunkte für diese nördliche und südliche Begrenzungslinie finden, wenn solche vorhanden gewesen waren? Eine genauere Prüfung des erwähnten Lageplanes (Taf. 1) ließ die Vermuthung aufkommen, daß die Parallelität der Südmauer der Thorhalle und der noch stehenden drei Joche der romanischen Hauptkirche mit den Nordmauern des abgebrochenen Forstwarthauses und der Remise nicht zufällig sei, sondern ihren Grund in ehemals bestandenen Verhältnissen habe, daß also die letzteren Gebäude mit ihren nördlichen Mauern auf der südlichen Begrenzungslinie des ehemaligen Vorhofes der Kirche ständen. Die Verlängerung ihrer Fluchtlinie, so ließ sich weiter folgern, könnte alsdann auch die der südlichen Seitenschiffmauer der Hauptkirche gewesen sein. Wenn sich dieses als richtig erwies, so galt es nur noch, die beiden älteren Lagepläne, die an sich wenig Vertrauen erwecken, auf diesen Thatbestand hin zu prüfen.

Die Abbildung der Thorhalle bei Dahl aus dem Jahre 1812 (Fig. 5) bestätigte die obige Vermuthung insofern, als sie eine Abschlußmauer zwischen dem südlichen Treppenthurm der Thorhalle und dem nördlichen Mauerzuge des Forstwarthauses zeigt, der aufgefundene alte gepflasterte Weg unter dem Fußboden des letztern (bei A B in Fig. 6), als er auf das noch jetzt bestehende Thor in eben jenem Mauerzuge zuführte. Es wurde nunmehr im Hofe des Forstmeisterhauses die Flucht des letzteren nach Osten zu verlängert und hier durch Ausgrabungen die Untersuchung vorgenommen. Das Ergebniß war ein überraschendes. An den beiden ersten Stellen, wo ausgegraben wurde (bei C u. D), fanden sich die Spuren eines ehemaligen Mauerzuges in dem Vorhandensein von Mörtel und kleineren Steinen, mit denen der Boden in leicht erkennbaren seitlichen Abgrenzungen trichterförmig (_/) durchsetzt war; die Steine der Grundmauern waren hier wie an fast allen anderen Stellen dem leider allzu eifrig betriebenen Raubbau längst zum Opfer gefallen. Südlich von dem dritten Pfeiler des Mittelschiffes jedoch stieß man in einer Tiefe von etwa 0,80 m (bei E Fig. 6) auf eine steinartig feste Masse, deren abgeglichene Oberfläche unter einer Schicht von Schutt und Asche estrichartig mit kleinen Ziegelbrocken bedeckt war, die aber nach ihrer tiefen Lage — etwa 1 m unter dem Boden der Kirche —, nach ihrer Stärke — 0,5—0,6 m —, und ihren Bestandtheilen — Mörtel mit Steinen verschiedener Art bis zu einer Stärke von 0,15 m — sich als betonartiges Fundamentmauerwerk zu erkennen gab, dessen Breite sich auf 0,95—0,97 m belief. An keiner anderen Stelle unserer Ausgrabungen sind wir auf eine noch erhaltene ähnliche Fundamentierung gestoßen; daß sie ehemals jedoch in reichlicherer Verwendung dagewesen ist, geht daraus hervor, daß sich Betonstücke verwandten Charakters in dem Schutte der Kirche häufiger vorgefunden haben, ein 0,40 m langes und 0,21 m hohes Stück als Baustein in der den Garten des Forstmeisters nach dem Hofe zu einfriedigenden Mauer Verwendung gefunden hat, ein gleiches Stück in der südlichen Mauer des Atriums bei deren Abbruch aufgefunden wurde. Selbst die ehemalige Betonierung der alten Kirche hat also als Steinbruch dienen müssen, und nur einzelne Stücke sind durch einen glücklichen Zufall der Zerstörung entgangen.[1]) An anderen außerhalb jener Fluchtlinie gelegenen Stellen sind Spuren der ehemaligen Seitenschiffmauer nicht gefunden worden. Um jedoch weitere Belege für die Richtigkeit jenes Mauerzuges zu gewinnen, wurde später (1890) in jener Fluchtlinie auch westlich von den drei Mittelschiffen, also da, wo vermuthlich keine Häuser gestanden haben, sondern nur die südliche Umfriedigungsmauer des Vorhofes ehemals ihren Lauf hatte (bei F), der Boden untersucht. Auch hier ergaben sich jene Spuren eines ehemals vorhanden gewesenen Mauerzuges.

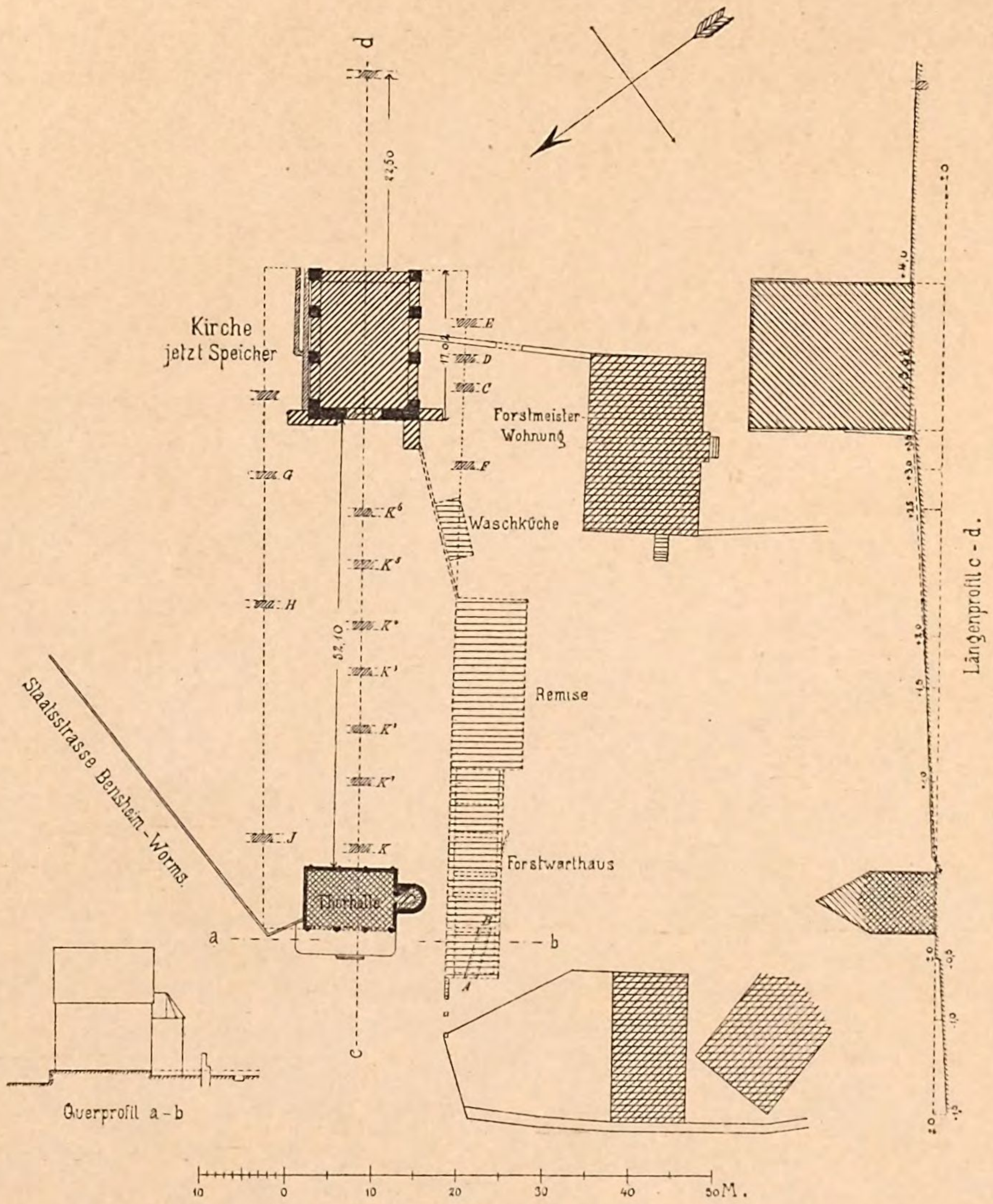


Fig. 6. Lageplan der Klostergebäude in Lorsch nach dem Bestande von 1888. Die horizontal schraffirten Gebäude wurden 1888 und 1890 abgerissen.

Konnte hiernach ein Zweifel darüber nicht mehr sein, daß der Platz zwischen der Thorhalle und der Kirche südlich eine Begrenzung gehabt hat, welche der Flucht der entsprechenden Seitenschiffmauer entspricht, so lag es nahe, auch im Norden nach einer entsprechenden Begrenzung zu suchen. Die Entfernung der Mitte der Betonschicht von der äußeren Kante des südlichen Mittelschiffpfeilers betrug 5,35 m. Es wurde nunmehr die ent-

[1]) Der Klosterbezirk mit seinen Bauwerken galt mehrere Jahrhunderte hindurch als günstig gelegener und bequem auszubeutender Steinbruch. Aeltere Häuser des Fleckens sind aus Klostersteinen erbaut, wie die noch fast alljährlich bei Reparaturen oder Abbrüchen gemachten Funde, oftmals recht wohl erhaltene Ornamente, beweisen. Bei öffentlichen Bauten wurden sogar die Maurer angewiesen, sich die Steine aus den Klosterbauten loszubrechen. In dieser Hinsicht ist eine Urkunde über die Erbauung der Lorscher Pfarrkirche aus dem Jahre 1725 interessant: »Die hierzu nöthigen Mauersteine sollen sie (die Maurer) im Kloster auß den Fundamenten und alten Gemäuern brechen«, heißt es hier. Bei diesem Abbruch verunglückte der Taglöhner Johann Philipp Jan, der »bei ausgraben und Erbrechung der alten Fundamenten ohnversehenermaßen von Einem großen stückh Mauer überwältiget und fast ganz zerschmettert mehr todt als lebendig hervorgescharrt« wurde.

sprechende Linie auf der Nordseite abgesteckt und zunächst an zwei Stellen zwischen der Thorhalle und Kirche (bei G und H) eine genaue Untersuchung vorgenommen. In einer Tiefe von 1,25 m bezw. 1,8 m stieß man auf eine feste betonartige Masse, die sich in der abgesteckten Flucht in gleichen Tiefen weiter verfolgen ließ. Nach dem Nivellement des von dem Kreisbauamt mit der Arbeit betrauten Feldmessers lag die östliche Grube 1,95 m, die westliche 2,27 m tief unter der Oberkante der Schwelle des Einganges zur alten Kirche. Die Betonschicht war sonach unter Berücksichtigung der natürlichen Steigung des Terrains angelegt. Als Breite ließ sich für jene Schicht ungefähr 1,40 m feststellen; die Stärke betrug 0,40 m. Nach den Seiten zu fand sich der Beton nicht mehr vor, nach Norden zu jedoch eine Schuttmasse, die tief hinunterreichte und darauf schließen ließ, daß der gewachsene Boden hier abfiel. Daß diese Betonschicht, die sich an anderen Stellen zwischen der Thorhalle und Kirche nicht nachweisen ließ,[1]) zu der Begrenzung des Vorhofes eine Beziehung gehabt hat, ist mit Rücksicht auf die verwandten Verhältnisse an der Südseite als sicher anzunehmen;

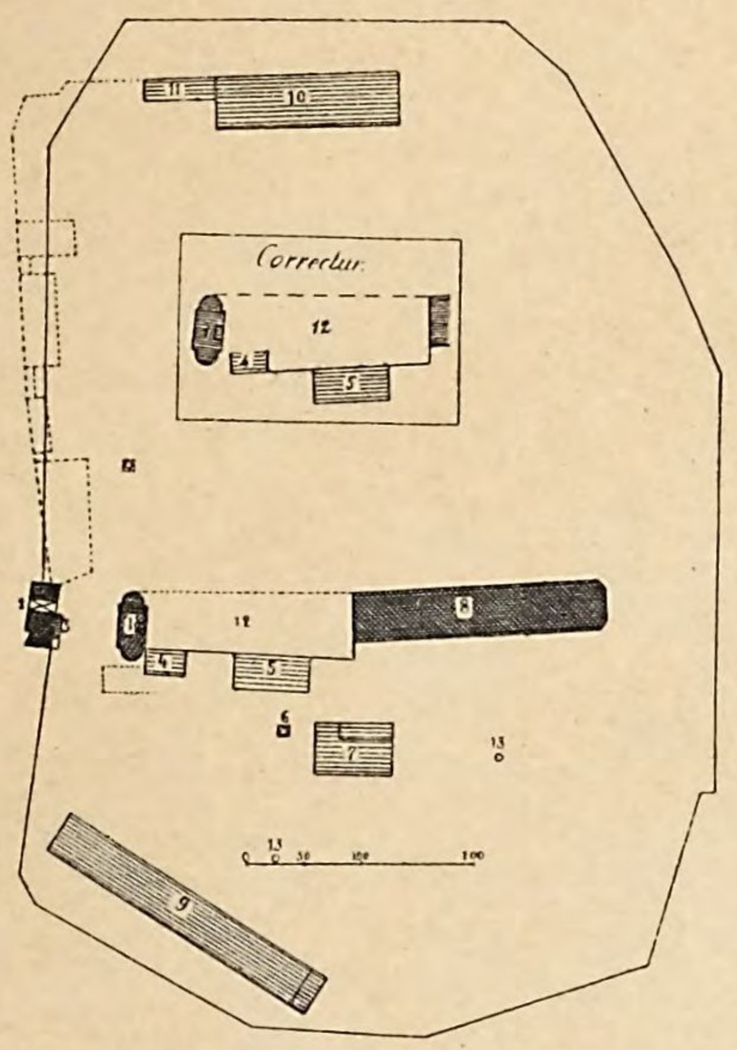


Fig. 7. Lageplan des Klosters. Vor 1749.

No 1 Anitzo die Capellen. 2 Die einfuhr in daß sogenannte Closter. 3 Die stiegen auf daß Thorhauß. 4 Die alte Küche, so zusammen fallen will. 5 Wo die newe Küche ohne maßgebung soll zu stehn Kommen. 6 Ein brunnen. 7 Daß sogenannte newe Hauſ. 8 Die alte Kirche, wo anitzo zum theil schütt-speicher daraus gemacht. 9 Die herrschaftl. 5 Schewern. 10 die herrschaftliche stallung, wo die iunge speßzerter pferde winterßzeit stehen. 11 Ein hauß für die Knecht. 12 Ein garten vor H. Forst-Mayster. 13 noch 2 brunnen.

jedoch ist es wahrscheinlich, daß wir hier nicht bloß die Fundamentierung für die Umfassungsmauer, sondern zugleich auch Spuren des Fußbodens für ehemalige aus Holz oder Stein errichtete Hallen des Vorhofes vor uns haben.

Diese Ergebnisse bestätigen den bereits aus dem Lageplan gefolgerten Schluß: Die jetzige Kapelle war das Eingangsthor zum Vorhofe der Kirche.

Die romanische Kirche, deren drei vordere Mittelschiffe heute noch stehen, wurde nach urkundlichen Nachrichten 1090—1130 auf den Trümmern der fränkischen aus den Jahren 766—774 stammenden Kirche erbaut. Die letztere würde also dieselbe Beziehung zur Thorhalle gehabt haben, wie die erstere, sie würde auch, als gleichzeitig und zusammengehörig mit dieser erbaut, stilistisch mit ihr übereingestimmt haben, soweit sich dieser Stil mit dem Kirchenbau vereinigen ließ, und es liegt die Annahme nahe, daß die oben erwähnten Funde, deren Stil dem der Thorhalle auf's naheste verwandt ist, eben jenem Kirchenbaue angehört haben. Denn daß sie an einem anderen gleichzeitigen Baue nicht verwendet gewesen sind, geht schon daraus hervor, daß erst Richbod, der vierte Abt des Klosters (784—804), die im nördlichen Theil des Klosterbezirkes gelegenen hölzernen Wohnhäuser niederreißen und bessere auf der Südseite, dazu ein Dormitorium nebst einer dreifachen Kirche (für die Andachten der Mönche) erbauen ließ. Zwischen dem Beginne der Erbauung der Hauptkirche und der Aufführung der zuletzt genannten Bauten dürfte demnach annähernd der Zeitraum eines Vierteljahrhunderts liegen. Abgesehen davon, daß dieser allein genügen konnte, um Abweichungen von dem klassicistischen Stile der ersten Anlage an dieser Stelle herbeizuführen, dürften die mehr den praktischen Zwecken des Mönchslebens gewidmeten Bauten schwerlich mit jener reizvollen Ornamentik bedacht gewesen sein, wie die heutige Thorhalle und die Hauptkirche, zu der jene gehörte.

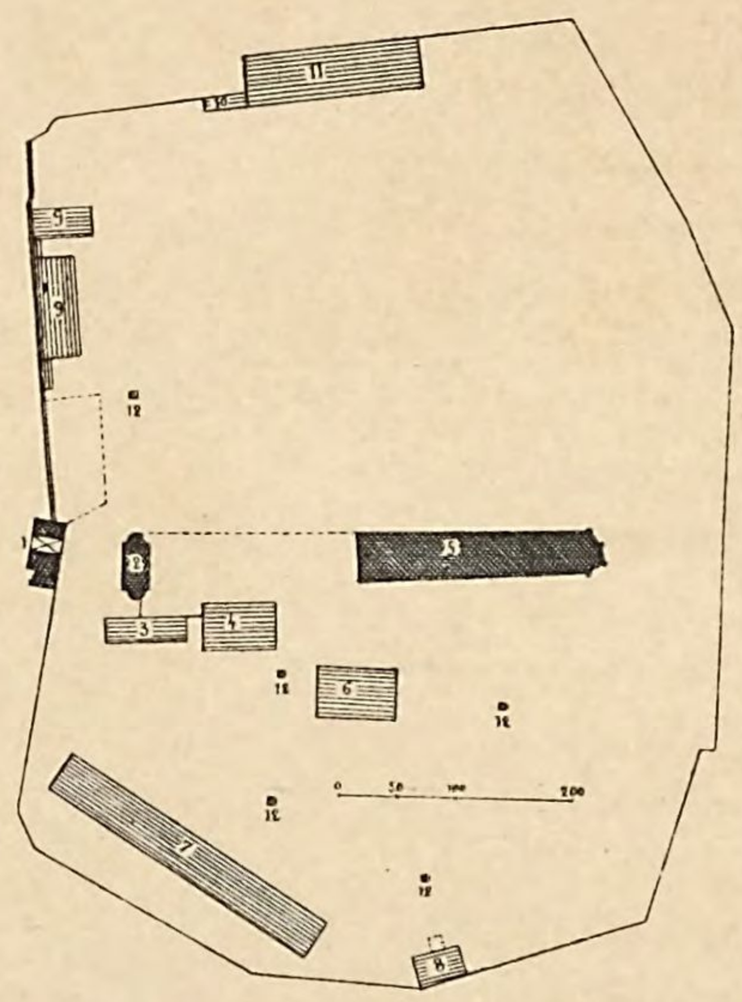


Fig. 8. Lageplan des Klosters. 1749.

Nuro 1: Daß sogenandte Thor Hauß. 2: Die Capellen. 3: Die Zuckerbäckerey undt silber Diener. 4: Die Churfürstl. mundt Küche. 5: Die alte Kirche. 6: Daß Churfürstl. Hauß. 7: Die Churfürstl. scheuren. 8: ein alt Haus, wo die Zehrgeberey soll hinkommen. 9: Zwey alte ställ. 10: Daß Knecht-häußlein. 11: Der grose S. v. pferde-stall. 12: seindt brunnen.

Die obigen Untersuchungen gingen von dem Lageplan aus dem Jahre 1817 aus, dessen Genauigkeit nach dem gemachten Vergleich mit den noch jetzt stehenden Bauwerken nichts zu wünschen übrig läßt. Wir haben uns aber auch noch mit jenen zwei älteren Lageplänen abzufinden, welche unter sich und mit jenem gerade bei den hier in Betracht gezogenen Mauern nicht ganz übereinstimmen. Von diesen Lageplänen soll der eine (Fig. 8), bereits von Schneider richtig gewürdigte, aus dem Jahre 1749 stammen; der andere (Fig. 7) ist nur annähernd gleichzeitig, wahrscheinlich aber vor jenem angefertigt, da eine Reihe von Gebäuden, die er nicht enthielt, nachträglich von jenem auf diesen übertragen sind, auch hinsichtlich der hier in Betracht kommenden südlichen Fluchtlinie eine Correktur in Blei stattgefunden hat. Auf dem letzteren, also dem älteren der beiden Pläne (Fig. 7), ist eine Begrenzungslinie angegeben, die von der Südostecke der Thorhalle aus bis etwa zu der Südwestecke des ehemaligen südlichen Seitenschiffes der Hauptkirche reichte, und zwar soll an jener Ecke das Gebäude Nr. 4 in Fig. 7, »Die alte Küche, so zusammenfallen will«, gestanden haben. Hier liegt ein Irrthum des Zeichners vor; denn Ausgrabungen an eben jener Stelle deckten allerdings die Kämpfer eines Kreuzgewölbes nebst den unteren Wölbschichten auf; aber erstere befanden sich auf den Fundamenten eben jener

[1]) Wir haben für diese Untersuchung eine Anzahl Quergräben in der Mitte des Hofes hinter einander ziehen lassen (K—K6); das alte sanft ansteigende Terrain ließ sich wieder erkennen, doch wurden weder Spuren von Mauerwerk noch solche eines früheren Pflasters gefunden, nur solche einer ehemaligen schlichten Planierung.

Grenzmauer, so daß also auch hier die alte Grenze, wenn auch als südliche, nicht als nördliche Fluchtlinie der alten Küche maßgebend geworden war. Demnach ist die Correktur in dem Lageplane in der angedeuteten Weise durch einfache Verschiebung der Umrisse der alten und der zu erbauenden neuen Küche und durch Verlegung der falsch gezeichneten südlichen Grenzlinie des ehemaligen Atriums auszuführen. Auch diese Untersuchungen dienten somit als Bestätigung für die Richtigkeit der Atriumsanlage in der von uns nachgewiesenen südlichen Grenzlinie. Der zweite Lageplan (Fig. 8) kommt dem vom Jahre 1817 schon näher. Nur haben die mit 3 und 4 in Fig. 8 bezeichneten Häuser, das eine als Zuckerbäckerei und für den Silberdiener bestimmt, das andere als die kurfürstliche Mundküche bezeichnet, an der Nordseite in gleicher Flucht gelegen, wie dieses nicht nur der Thatbestand von 1817, sondern auch Ausgrabungen an der Nordwestecke von Nr. 4 auf's unzweifelhafteste bestätigen konnten; auch an letzterem Orte wurde keine Spur von einer ehemaligen Mauer innerhalb des Vorhofes wahrgenommen. Es unterliegt somit keinem Zweifel, daß der Plan von 1817 die Bauverhältnisse an der uns hier angehenden Stelle so darstellt, wie die Veränderungen im Jahre 1749 sie geschaffen hatten. Stand nun aber das Haus Nr. 4 (Fig. 7) mit seiner Südmauer auf der Grenze des alten Vorhofes, so ist dasselbe mit der Nordmauer des Hauses Nr. 5 der Fall gewesen. Wir müssen uns daher der in diesem Plane mit Blei eingetragenen Correktur anschließen, welche den Anfang der richtigen Flucht wieder hergestellt hat.[1])

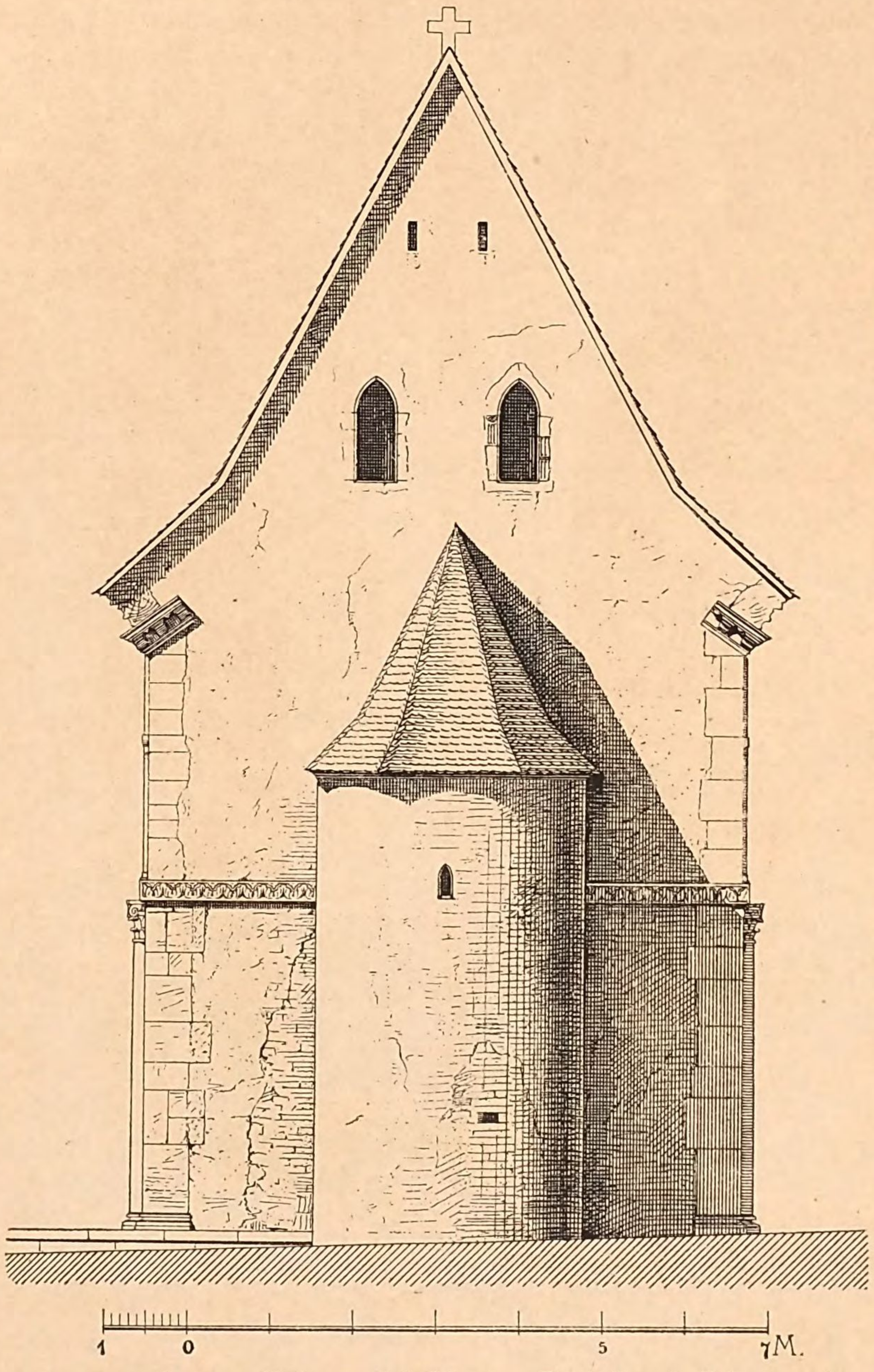


Fig. 9. Ansicht der südlichen Giebelseite der Thorhalle mit Andeutung des verschiedenen Mauerwerkes.

Sind somit auch die Widersprüche, welche sich aus einer Vergleichung jener drei Lagepläne hinsichtlich der Südgrenze des Platzes zwischen der Thorhalle und Kirche ergaben, leicht gehoben, so ist es doch vielleicht nicht unangebracht, noch zwei andere Zeugnisse für jene von uns bestimmte Grenzlinie beizubringen. Die nördliche Mauer des alten Forstwarthauses ruhte nämlich sammt ihren östlichen und westlichen Verlängerungen auf älteren Fundamenten, wie sich daraus ergiebt, daß sich eine Verschiedenheit im untern und obern Mauerwerke, insbesondere im Mörtel und in der durch ihn bedingten Festigkeit und auch in dem verwendeten Steinmaterial zeigte. Beim Abbruch dieser Mauern im Herbst 1890 ergab sich nämlich, daß die über der Erde stehenden Theile aus den verschiedenartigsten Steinen, die vielfach aus früheren Bauten herrührten und sehr locker mit einander verbunden waren, bestanden, während das Fundamentmauerwerk sich als außerordentlich fest und aus weißem und rothem[1]) Sandstein wohl gefügt herausstellte. — Die Ansicht der Kapelle ferner, welche Dahl im Jahre 1812 nach einer Zeichnung des Freiherrn Lambert von Babo seinem Werke über Lorsch beifügte (Fig. 5), zeigt uns nicht nur jene Mauerflucht, sondern auch, wie schon bemerkt, eine Mauer, welche den Vorhof zwischen ihr und dem südlichen runden Treppenthurm abschloß. Diese letztere schmale Abschlußmauer ist demnach mindestens älter als der Lageplan von 1817, vielleicht auch schon auf dem von 1749 (Fig. 8) durch eine Linie angedeutet. Es ist dies ohne jeden Zweifel eben dieselbe Mauer, deren Fundamente nach einem Berichte des Kreisbauamtes Bensheim an die Großherzogliche Oberbaudirektion in Darmstadt vom 7. Juli 1876 in einer Tiefe von ca. 1,0 m mit einer ebensolchen Höhe und einer Breite von 1,5 m, bei den Aufgrabungen hinter dem südlichen Treppenbau noch vorhanden waren, sich ohne Verband an das Fundament des Anbaues anschlossen und aus kleinen Steinen in geringer Festigkeit hergestellt waren. Anhaltspunkte über ihr Alter ergaben sich jedoch nicht.

Gehen wir nunmehr zu einer unbefangenen Prüfung der Kapelle oder Thorhalle selber über, um aus der Eigenart ihrer Gestaltung auf ihren ehemaligen Zweck zu schließen, so haben wir bei dieser Untersuchung zunächst die einzelnen Theile auf ihre ursprüngliche Zugehörigkeit zu untersuchen und den Bau nach Möglichkeit in seiner ersten Gestalt wiederherzustellen.

Der Grundriß des Baues in seiner jetzigen Gestalt (Taf. 2) bildet ein Rechteck mit einem südlichen, halbkreisförmig geschlossenen Anbau für eine Wendeltreppe. Die lichte Breite beträgt 9,74 m, die lichte Tiefe 6,16 m. Vorn und hinten befinden sich je drei Bogen von 2,39—2,45 m Weite, welche die obern Mauern tragen und in der Mitte auf zwei 0,77—0,78 m breiten Pfeilern mit vorgelegten Halbsäulen ruhen. Die hinteren Bogenfelder sind durch Mauerwerk geschlossen. Die Mauern und Pfeiler haben eine Stärke von 0,53 m. Vor dem mittleren vermauerten Bogenfelde der Ostmauer steht der Altar, der an der Wand von einem vorgesetzten, auf Säulen ruhenden Bogen aus Sandstein überdeckt ist, einem späteren romanischen Machwerk von wenig feiner Ausführung. Zu dem Treppenthurm gelangt man durch eine viereckige Thüröffnung, die mit Wandungen und geradem Sturz aus Sandstein eingefaßt ist. Die Spiraltreppe mit auffallend starker Spindel hat Stufen aus Stein und Holz; die

[1]) Diese Correktur ist in Fig. 7 durch Punkte angedeutet.

[1]) Die südliche Grenzmauer des ehemaligen Vorhofes wurde im Oktober 1890 abgebrochen, als das Großherzogliche Kreisbauamt durch Neubauten bedingte Veränderungen zwischen der Kapelle und der Scheuer (Kirche) vornehmen ließ. Die Fundamente blieben stehen; sie befinden sich genau unter der Mitte des neuen zur Scheuer führenden Weges, so daß also die Mitte des letzteren die ehemalige Südgrenze des Kirchenvorhofes bildet.

letzteren entstammen einer Reparatur des Jahres 1724.[1]) Die innere Anlage der seitlichen Emporen aus Holz und die zum Boden führende Stiege haben wir schon erwähnt.

Gleich beim ersten Anblick des kleinen Bauwerkes fallen uns zwei grundverschiedene Theile desselben auf: der mit außerordentlicher technischer Sorgfalt künstlerisch ausgeführte rechteckige Hauptbau mit seinen Halbsäulen und Pilastern in seinem regelmäßigen bunten Farbenwechsel und der in seiner ganzen Gestalt durchaus unregelmäßige, unverhältnißmäßig schwere südliche runde Anbau mit seinem geradezu liederlichen Mauerverbande, der sich größtentheils unter dem Putze verbirgt. Der Erbauer des reizvollen Hauptbaues hätte sich sicherlich nicht dazu entschließen können, sein Kunstwerk durch solchen Anbau zu schänden. Bis zum Jahre 1842 hatte auch an der Nordseite ein solcher runder Anbau bestanden; beide unförmige Hohlkörper waren Treppenthürme für die hölzernen Emporen, welche im Innern an der Nord- und Südseite angebracht sind. Damit ist auch für die Zeit ihrer Erbauung ein Anhaltspunkt gegeben: sie sind ein barbarisches Machwerk einer Zeit, in welcher die Thorhalle dem Gottesdienst geweiht werden sollte oder schon geweiht war, also bedeutend jünger als der Hauptbau. Diese Vermuthung bestätigt ihre technische Untersuchung. Als im Jahre 1842 bei Erbauung der neuen Kreisstraße nach Bensheim, die dicht an der Nordseite vorbeigeführt wurde, die schadhaften Fundamente an dem vorderen, der Straße zugekehrten Treppenbau unterfangen werden sollten und man zu diesem Zwecke einige untere Steine herauszubrechen versuchte, trennte sich plötzlich das vordere Segment des Rundbaues bis unter das an die Giebelwand des Hauptbaues sich anschließende Dach von den Seitenmauern und stürzte zusammen. Hierbei stellte sich heraus, daß das Mauerwerk im Innern des halbrunden Vorbaues aus nichts weniger als lagerhaften Steinen bestand, die regellos in eine mit den Fingern sehr leicht zerreibliche Mörtelmasse geworfen waren, so daß füglich nichts anders übrig blieb, als auch die stehen gebliebenen Theile bis zur Giebelmauer abzubrechen, mit welcher sie nur in ganz losem Zusammenhang gewesen waren. Man hat, wahrlich nicht zum Schaden des herrlichen Baues, auf einen Wiederaufbau dieses Treppenthurmes verzichtet.

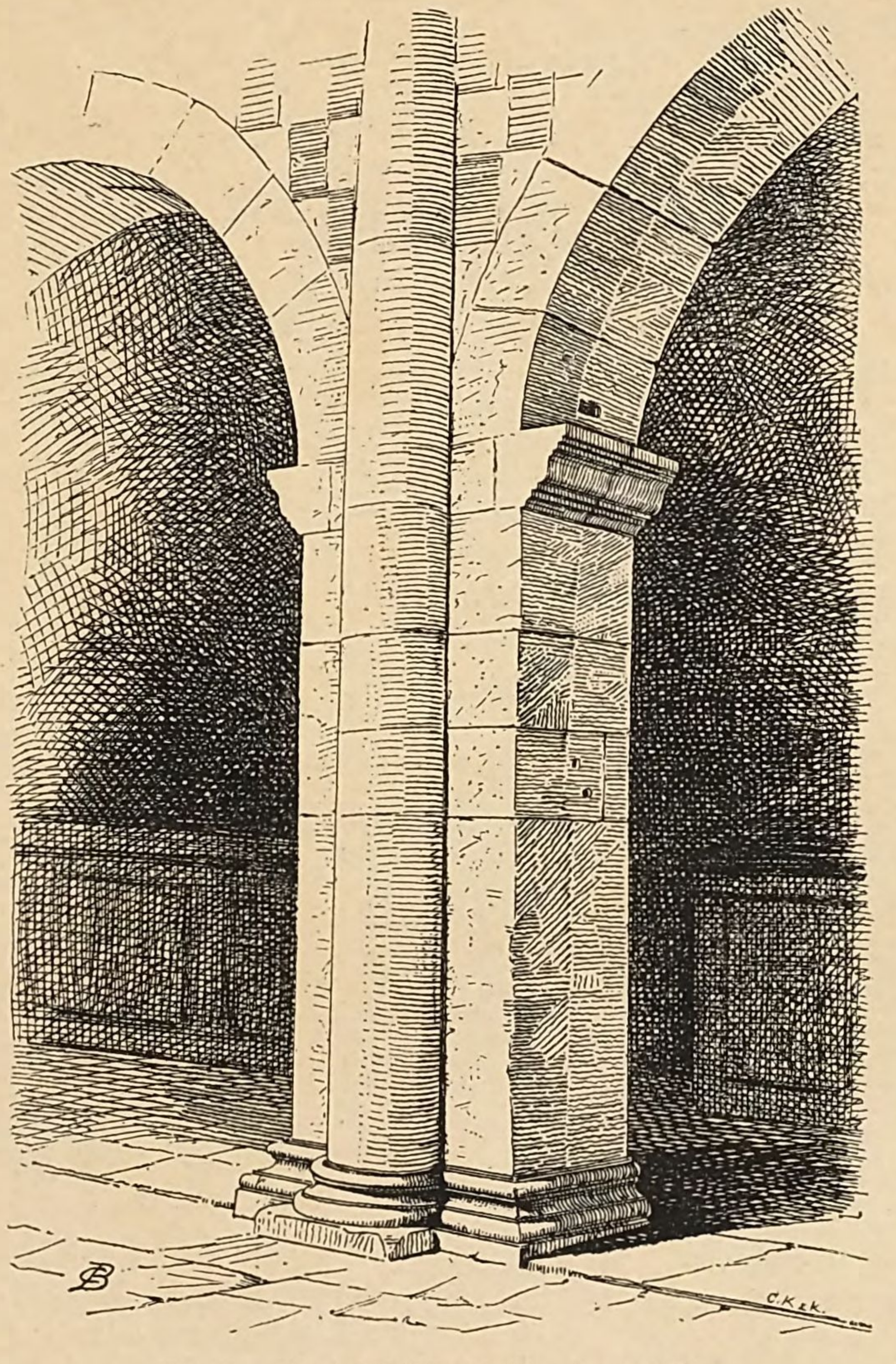


Fig. 10. Perspektivische Ansicht eines Pfeilers.

Die Untersuchung des noch stehenden südlichen Treppenthurmes (Fig. 9) ergab einen verwandten Thatbestand. Derselbe bindet zwar theilweise, nämlich bis hinauf zu dem das Hauptbauwerk umziehenden Friesstreifen, mit seinem Mauerwerk in das des Giebels ein, jedoch macht sich durch einen Riß in letzterem bemerklich, daß dieses nur dadurch erreicht worden ist, daß vor Errichtung des Thurmes das Mauerwerk des unteren Giebeltheiles weiter ausgebrochen wurde, als jener es verlangte, und daß alsdann in dem Winkel der Verband durch gleichmäßigen Aufbau des Treppenbaues und der anstoßenden unteren Mauertheile entstanden ist.

[1]) Die an der Nordseite ehemals in einem gleichen Anbau vorhanden gewesene Treppe soll Blockstufen aus Holz gehabt haben.

So konnte an dem westlichen Winkel zwischen Giebel und Thurmrundung untrüglich festgestellt werden. Ueber dem Friesstreifen jedoch hat sich auch dicht an diesem Winkel das alte Mauerwerk des Baues erhalten, und hier ist daher der Thurm bis zum Dachrande ohne Verband mit dem Giebel, was zur Folge hatte, daß in dem Winkel eine klaffende Fuge entstand, die später mit Mörtel ausgefüllt wurde. Der hieraus sich ergebende Schluß auf die Ungleichzeitigkeit des Hauptbaues und Thurmes findet seine Bestätigung noch in der Verschiedenheit des Mauerwerks, die wir weiter unten noch erwähnen werden.

In wenig schönem Verhältniß zu dem Unterbau steht das steile Dach mit seinen hohen Giebeln, von denen der südliche mit zwei Spitzbogenfenstern und zwei schmalen Schlitzen darüber, der nördliche von einem solchen und gleichfalls zwei Schlitzen darüber durchbrochen ist. Wir haben hier zweifellos ein Werk gothischer Zeit vor uns; das ursprüngliche Dach war ein flaches; seine Neigung und die Gestalt seiner Gesimse ist aus den an der Ecke noch stehenden Resten der letzteren deutlich erkennbar.

Aus neuer Zeit stammt ferner der gepflasterte, auf Stützmauern ruhende Vorplatz. Eine rohe farbige Skizze aus dem Jahre 1724, die sich bei den Kameralakten des Großherzoglichen Ministeriums der Finanzen befindet, zeigt bloß eine kleine Zugangstreppe von 3 Stufen vor der mittleren Bogenöffnung.

Als Neuerung macht sich auch die Untermauerung der drei östlichen Bogenfelder kenntlich; sie erfolgte im Jahre 1863, da das alte Mauerwerk schadhaft geworden war. Letzteres hatte in keinem Verbande mit den Pfeilern der Ostmauer gestanden, wie dieses auch heute noch zu erkennen ist.

Ob die Thorhalle auch zu jener Zeit, als sie noch der Bestimmung diente, für welche sie erbaut war, schon Fenster gehabt hat, ist aus ihrem heutigen Befund nicht mehr festzustellen. Nach einem Berichte des Kreisbauamtes Bensheim an die Großherzogliche Oberbau-Direktion vom Jahre 1863 waren die alten Fenstergestelle »sehr schadhaft, zum Theil ganz unvollständig und offenbar späteren Ursprungs als das Gebäude selbst«, und da ohnehin die Ausbesserung der äußeren Wandbekleidungen vorgesehen war, so ergab sich die Herstellung der Fenstergewände als eine dringende Nothwendigkeit von selbst. Wie die Fenstergewände vor dieser Wiederherstellung ausgesehen haben, ist mit Sicherheit nicht mehr festzustellen, da sämmtliche Abbildungen aus früherer Zeit, sowohl die Moller'sche und die bei Gailhabaud, wie die bei den Akten des Großherzoglichen Ministeriums (Abtheilung für Bauwesen) befindlichen auffallender Weise nicht mit einander übereinstimmen.[1]) Unsere eigenen Untersuchungen an

[1]) Die von der Thorhalle gemachten Abbildungen sind zum Theil sehr flüchtig angefertigt und insbesondere ist die unrichtige Abbildung bei Gailhabaud in die meisten Lehrbücher übergegangen. Letztere zeigt sogar an Stelle der drei Fenster deren fünf, und die Pfeiler sind ohne die ringsum laufende attische Basis. Dieselbe Abbildung findet sich bei Schnaase a. a. O., bei Lenoir a. a. O. und in einer Reihe anderer Handbücher. Auch Förster bringt keine richtige Abbildung.

der Innenseite der Westmauer durch Abschlagen des Verputzes haben die früheren Fensterwandungen wieder zum Vorschein gebracht. Es ergab sich an dem untersuchten nördlichen Fenster, daß dasselbe mit einem gewölbten Bogen von sehr sorgloser Arbeit überdeckt war, dessen Widerlager sich aus kleinen Steinen ganz unregelmäßig zusammensetzte; einige Steine der letzteren hatten sogar eine dem Zweck des Widerlagers widersprechende Neigung nach der der Fensteröffnung entgegengesetzten Seite. So gab sich das Mauerwerk hier als Flickarbeit zu erkennen. Ob aber nicht auch diesen Fensterwandungen andere vorausgegangen sind, ist nicht mehr festzustellen. Von großem Werthe für die Bestimmung des Gebäudes ist übrigens die Lösung dieser Frage nicht. Denn auch dann, wenn, wie unsere Feststellungen im Innern des Gebäudes ergeben haben, ursprünglich kein zweites Stockwerk vorhanden war, erscheinen obere Fenster keineswegs als ganz überflüssig, da ohne sie der obere Theil des Innern sehr dunkel gewesen wäre. Es könnte sich also nur darum handeln, ob diese Fensteröffnungen an den flachen Giebeln oder an den beiden Façaden angebracht gewesen seien. Auch in dieser Form ist die Fensterfrage heutzutage leider nicht mehr zu beantworten.

Ein wesentlich anderes Aussehen als die künstlerisch ausgestattete West- und Ostseite hatten die Nord- und Südseite. Die Eckquadern reichen hier sehr tief, zum Theil fast bis zu einem Meter in das Mauerwerk hinein, haben aber an der Giebelseite keine scharf und gerade behauene Kante, so daß als zweifellos gelten muß, daß hier jemals weder Quadermauerwerk noch eine Ausstattung nach Art der äußeren Ost- und Westseite, vielmehr von vorn herein ein auf Putz berechnetes unregelmäßiges Mauerwerk gewesen ist. Letzteres ergibt sich auch daraus, daß die Eckquadern an der Oberfläche bis zu einer senkrechten Linie gleichmäßig bearbeitet, alsdann aber zur Aufnahme einer Mörtelschicht auf der Oberfläche gespitzt sind. Daß diese Spitzung eine ursprüngliche war, ist nicht direkt nachweisbar, aber auch nicht mit Grund anzuzweifeln.

Der Gurtfries setzte sich früher auch an der ganzen Schmalseite fort; er wurde, wie dieses noch jetzt kenntlich, beim Bau der Treppenthürme in der Mitte abgehauen, so weit es für jene erforderlich war; Theile der abgehauenen Stücke sind wieder aufgefunden worden. Hieraus ergibt sich mit Gewißheit, daß an die Giebelseiten ein höherer Bau sich nicht angeschlossen haben kann, daß sie vielmehr in ihrem oberen Theile frei dagestanden haben. Wir dürfen daher annehmen, daß die an den Südthurm sich anlehnenden Fundamente ehemals bis zur Giebelseite reichten und zur Aufnahme einer einfachen Abschlußmauer, gleich jener, welche die Abbildung bei Dahl noch zeigt, bestimmt waren.[1]) Aehnlich ist alsdann der Zustand am Nordgiebel zu denken.

Das Gebäude stand somit in seinem ursprünglichen Zustande fast frei da, hatte zwei durch ein flaches Giebeldach verbundene Schau- oder Prunkseiten, von denen die eine dem Klosterthore, die andere der Kirchenfaçade oder dem Vorhofe zugewendet war, und bestand an diesen unten aus je drei sich entsprechenden Bogenöffnungen. Daß diese Bogenöffnungen nicht verschlossen waren, ergibt sich aus dem Mangel jeglicher Spuren für die Angeln ehemaliger Thore und aus den noch vorhandenen die Pfeiler umspannenden Basen-, nebst den bloß die inneren Leibungen ausfüllenden Kämpferprofilen (Fig. 10).

Prüfen wir nun mit gleicher Unbefangenheit das Innere, so ergibt sich ohne Weiteres aus stilistischen Gründen, daß sowohl der dem mittleren Bogen der Ostmauer vorgesetzte Bogen über dem Altare wie die Emporbühnen spätere Zuthaten sind, ebenso die Decke mit ihrer jetzigen Dekoration (Fig. 11). Von letzterer heißt es in einer »Specification« aus dem Jahre 1724, »daß

[1]) Diese Mauern könnten auch den Abschluß eines ehemaligen, den Hof umsäumenden Porticus gebildet haben.

sie über Holz zu verbinden, und neben herumb mit einer Hohlkehle zu machen« sei; wir werden von ihr weiter unten noch nachweisen können, daß sie in älterer Zeit nicht vorhanden gewesen ist. Somit würde der ursprüngliche Raum als mit offenem Dachstuhl überdeckt zu denken sein, wenn eine tiefer gelegene andere Decke und somit ein oberes Geschoß, auf welches die Fenster schließen lassen könnten, nicht vorhanden gewesen ist. Zur Feststellung des richtigen ehemaligen Thatbestands und zur Untersuchung des Mauerwerks wurde im Innern der Westmauer über den Bogen der Verputz größtentheils abgeschlagen, und es ergab sich auch nicht der geringste berechtigte Anhalt zu einer solchen Annahme, da eben sowenig Spuren von ehemaligen Balkenlagen an dem Mauerwerk, wie solche einer für das obere Stockwerk alsdann erforderlichen Treppe[1]) zu erkennen waren.

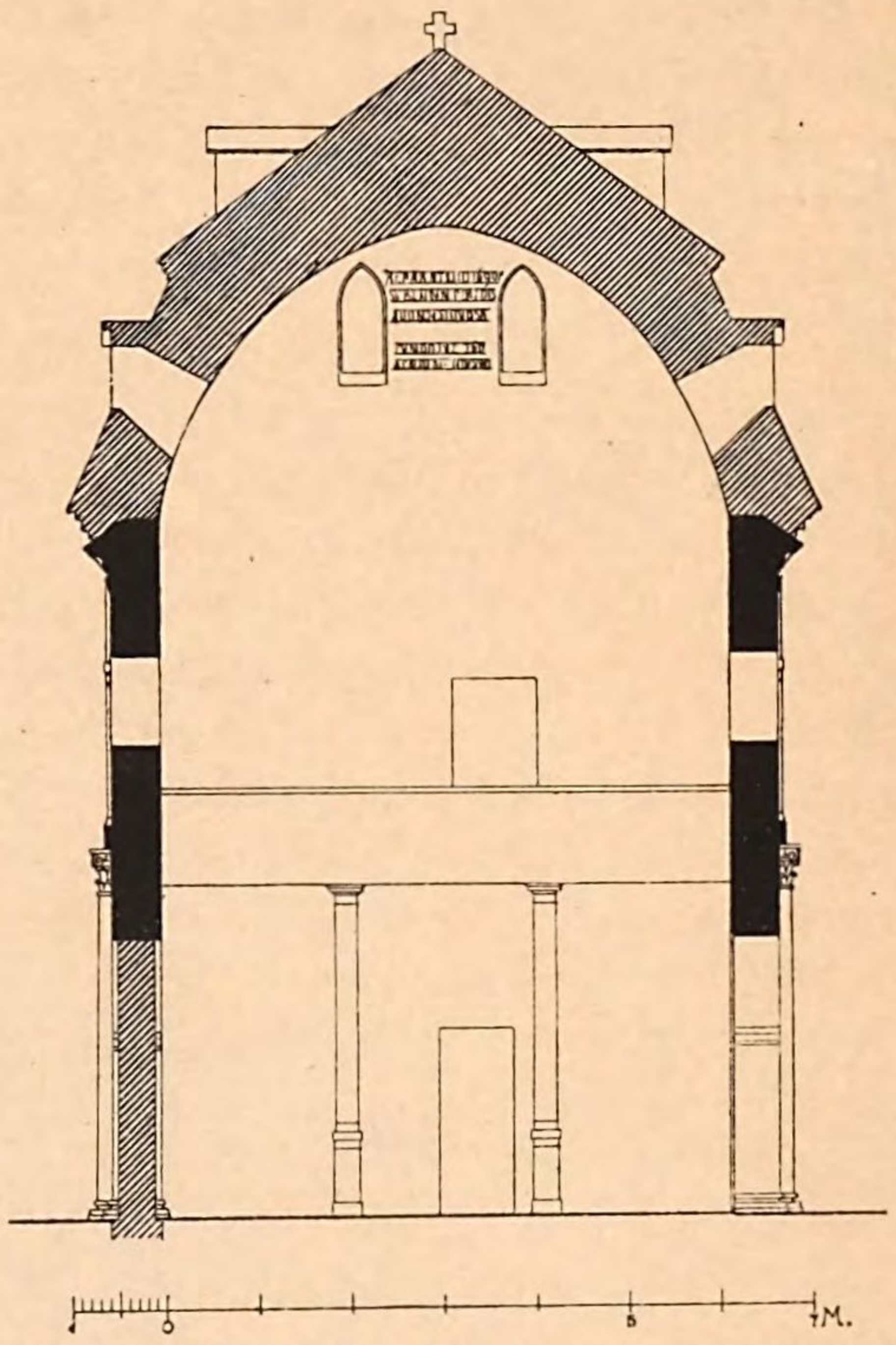


Fig. 11. Querschnitt der Thorhalle in dem Zustande vor 1724.

Ueberraschend aber war geradezu die Art des zu Tage gekommenen Mauerwerkes: Unter dem mehrfachen, verschiedenen Zeiten entstammenden Verputz trat nämlich ein durchaus unregelmäßiges Mauerwerk zu Tage, das mit dem erwähnten ältesten am Südgiebel seinem Charakter nach durchaus verwandt und von vornherein auf Verputz berechnet gewesen ist. Keine Spur irgend einer ursprünglichen, besonderen künstlerischen Ausstattung war zu entdecken, nur direkt auf den Steinen hier und da Schichten eines überaus alten, harten, dunkelfarbigen Verputzes, der den Eindruck machte, als ob er einmal der Witterung längere Zeit ausgesetzt gewesen sei. Daß insbesondere eine musivische Behandlung der Flächen von vorn herein ausgeschlossen gewesen ist, geht daraus hervor, daß die Mauerflächen nur sehr wenig, an manchen Stellen kaum bemerkbar hinter der Flucht des nur noch wenige Centimeter über den Bogen aufsteigenden Quadermauerwerks zurücktreten, außerdem aber in und bei der Halle auch nicht ein einziges Steinchen gefunden wurde, welches obigem Zwecke gedient haben könnte.[2]) Dem herrlichen äußeren Prunk-

[1]) Ein oberes Stockwerk der Thorhalle für einen Wärter wäre völlig überflüssig gewesen, da nur wenige Schritte vor dem Gebäude das Hauptthor des Klosterbezirks lag, welches noch bis zu seinem Abbruch mit einer Wärterwohnung versehen war. Hier konnte jeder Eintretende bemerkt und nöthigenfalls zurückgewiesen werden; die Kontrolle für die Besucher der Wallfahrtskirche war von hier aus sogar bequemer, als von einem Obergeschoß der Thorhalle aus. So erklärt sich auch leicht die Unverschließbarkeit ihrer drei Bogenöffnungen.

[2]) Vgl. auch weiter unten das Resultat der chemischen Untersuchung des untersten Verputzes des Innern der Thorhalle.

gewande entsprach also das Innere keineswegs; hier hatte man im Gegentheil wie an den äußeren Giebelflächen jeden künstlerischen Aufwand wohl berechnend vermieden: der ganze Bau war nur ein äußerer Repräsentationsbau, dessen Inneres als bloße Durchfahrt keine künstlerische Ausschmückung erforderte. Trotzdem wurde es mit Rücksicht auf die höhern Bestimmungen, die man dem Bauwerke früher beigelegt hatte, noch für nothwendig erachtet, weitere Untersuchungen anzustellen, und zwar unter dem Bodenbelag. Die Platten desselben wurden an drei Stellen aufgerissen und der Erdboden durchsucht. Zunächst traf man losen, mit wenig Mörtelspuren vermischten Sand an, alsdann in einer Tiefe von 0,9—1,25 m den gewachsenen Boden, nämlich Flugsand, aus dem der ganze Hügel gebildet ist. Sprach schon die ehemalige Schlichtheit des Innern gegen eine höhere Bestimmung, als unsere Untersuchungen ergeben haben, so konnte jenes Ergebniß wenigstens zur Erhärtung der Ansicht dienen, daß eine Beisetzung fürstlicher Personen unter dem Boden der Halle niemals stattgefunden haben kann.

Die Untersuchungen des kleines Bauwerkes selber bestätigen daher nur die der gesammten Kirchenanlage, daß nämlich die jetzige Michaelskapelle ihrer ursprünglichen Bestimmung nach die offene Thorhalle der ehemaligen Wallfahrtskirche des Klosters Lorsch war (Fig. 12). Es konnte nicht unwichtig sein, nach Spuren einer dieser ehemaligen Bestimmung entsprechenden Benutzung an dem kleinen Bauwerke zu suchen. Solche haben sich denn auch wirklich vorgefunden. Es zeigen sich nämlich an den der Beschädigung am meisten ausgesetzten Ecken und Flächen der aus vortrefflichem Sandstein erbauten und im Uebrigen auf's beste erhaltenen Gewände der Thorbogen Beschädigungen, vorzugsweise bei den beiden mittleren Bogen, die naturgemäß am meisten benutzt wurden, und zwar an dem nördlichen Gewände des westlichen Mittelbogens unregelmäßige, horizontale Riefelungen in einer Höhe, als ob Wagen mit ihren Axen hier die Wandungen häufiger gestreift hätten. Eine andere Erklärung hat sich für diese auffallende Erscheinung an dieser Stelle bis jetzt wenigstens nicht finden lassen. An dem sichtbaren Theil der entsprechenden Thorwand der Ostmauer sind zudem ähnliche Riefelungen bemerkbar.

Ist nun die heutige Michaelskapelle wirklich die Eingangshalle zum Atrium gewesen, so verlangt diese Bestimmung mit Nothwendigkeit, daß die Bodenhöhe des nach der Kirche zu ansteigenden Atriums dicht hinter ihr gleich der Höhe ihres Fußbodens ist. Zufällige Grabungen nach Sand an dieser Stelle haben auch hierüber keinen Zweifel aufkommen lassen: die Spuren des ehemaligen Vorhofsbodens fanden sich deutlich in dieser Höhe vor, sogar noch mit abgeschlagenen Stücken von Sandsteinen, aus denen die Thorhalle erbaut ist.

Die Resultate unserer bisherigen Untersuchungen stimmen nach dem Gesagten nicht nur mit dem von Schneider gewonnenen im Allgemeinen überein, sondern sie gehen noch weiter, da wir als erwiesen betrachten müssen, daß die Thorhalle nicht bloß als Triumphthor gedient hat, sondern daß sie schlechthin der Haupteingang zu der dem Publikum zugänglichen Wallfahrts- oder Hauptkirche des Klosters war, und daß sich in ihr ein Rest von der Bauweise erhalten hat, in welcher die erste Kirche des Klosters Lorsch an dieser Stelle überhaupt erbaut war, einer Bauweise, die wir mit Fug und Recht als merowingisch und in diesem Falle in engerem Sinne als fränkisch bezeichnen dürfen. Die weiteren urkundlichen und thatsächlichen Beweise hierfür zu bringen, sollen die folgenden Abhandlungen versuchen.

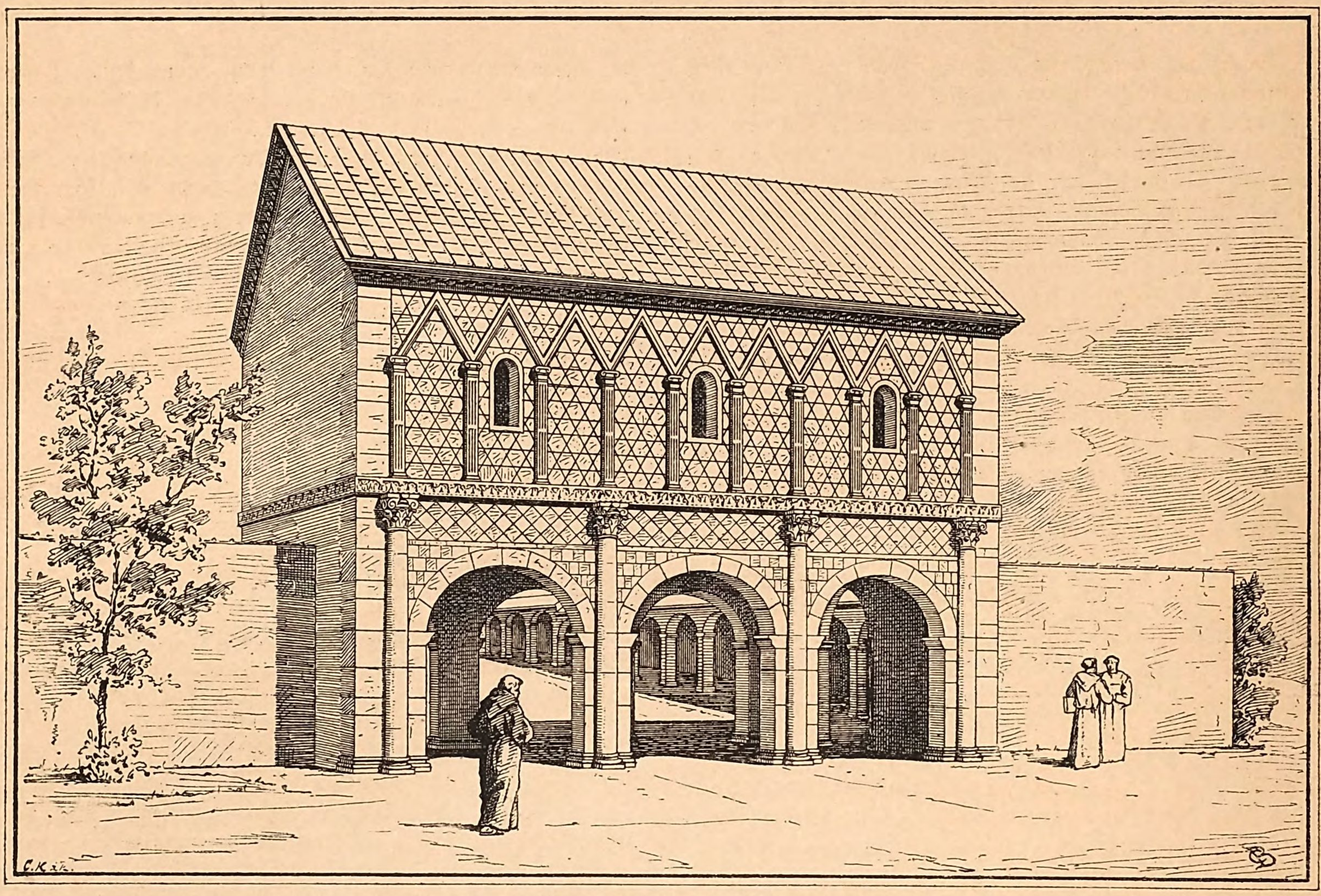


Fig. 12. Westseite des Vorhofes. Rekonstruction.

Die fränkische Klosterkirche.

DIE im Jahre 774 im Beisein Karl's des Großen, seiner Gemahlin Hildegard und ihres Sohnes, sowie vieler Edlen des Reiches geweihte Kirchenanlage des Klosters Lorsch hat bei Helwich[1]) eine Schilderung erfahren, welche die genaueste Beachtung der Kunstforscher verdient, da sie eine Bezeichnung ihres Stiles enthält, die für unsere Untersuchungen von Wichtigkeit ist. Diese Schilderung bezieht sich zunächst auf die Kirche, das monasterium an

[1]) Helwich, G., Antiquitates Laurishaimenses, seu Chronologia Praeillustris, Nobilis ac famosi quondam Monasterij S. Nazarii Laurishaimensis in Strata montana siti. Francofurti, Typis Caspari Rötelii, M.DC.XXXI. Seite 5:

Anno igitur Dominicae Incarnationis 777 (774). ab exordio seu fundatione prima ipsius monasterii anno 13. regni vero Caroli Magni Regis invictissimi ex quo defuncto fratre suo Carolomanno monarchia ad eum transierat, Anno 6. per indefessam Gundelandi Abbatis diligentiam, et Cancronis Comitis impensas maximas, monasterium novum consummatum atque ad finem usque perductum fuit: cuius **structura more antiquorum** satis pulchra, atque ampla fuit, ligneo tabulatu superius cooperta: **dispositio** vero claustri **imitatione veterum** ampla quidem sed simplicioris structurae, talis scilicet, quae non ad fastum, sed ad devotionem monasticam satis idonea videbatur: fratrum quoque habitacula per gyrum claustri disposita juxta consuetudinem temporis illius satis pulchra atque ordinata erant.

Diese Schilderung giebt Helwich in dem »Prooemium de prima origine et fundatione monasterii S. Nazarii Laurishaimensis«. Wir haben vergeblich nach der Quelle gesucht, welche dem Verfasser diese nicht mißzuverstehenden Aufschlüsse über die Bauweise des alten Klosters gegeben hat. Die Zeitangabe von den Worten »Anno igitur bis Anno 6« ist fast wörtlich aus der Handschrift des Codex Laurishamensis abgeschrieben (Codicis Laurishamensis pars prima chronographica p. 18 der Mannheimer Ausgabe von MDCCLXVIII); die nun folgenden Worte aber, insbesondere die gesperrt gedruckten, finden wir an dieser Stelle nicht; es heißt an jener Stelle des Codex nur weiter: Gundelandus abbas perfecta jam templi fabrica, et ut domum Dei decebat omni specie decoris exornata, apud Spiream civitatem regi occurrit etc. Wir erfahren hierdurch nur, daß der vollendete Kirchenbau mit jeder Art von Schmuck ausgestattet, also ein besonders prächtiges Werk war, was die Gesta episcoporum Mettensium (monumenta Germaniae historica Bd. XII. S. 540) bestätigen, indem sie die Kirche als basilica miri decoris bezeichnen. Daß Helwich gerade jene für uns wichtige Schilderung aus sich selbst hinzugefügt habe, können wir kaum annehmen; er selbst bezeichnet seine Chronologia als ex diversis chronographis ac historicis . . . compilata ac congesta, und die meisten seiner Mittheilungen erweisen sich auch als getreu abgeschrieben. Seine Quellen sind ungenau bezeichnet und konnten daher nicht alle verglichen werden. Das von ihm benutzte und mehrfach citierte Manuscript von Michael Gassen, catalogus abbatum, ist sogar verloren gegangen. Ist somit der Schilderung an sich schon eine gewisse Bedeutung nicht abzusprechen, so gewinnt sie solche umsomehr durch den im Text erbrachten Nachweis über die Zugehörigkeit der Kapelle zur Hauptkirche und den Schluß, den diese auf deren Baustil zuläßt. Einige Angaben, wie die der flachen Decke und der Schönheit im Allgemeinen, finden übrigens an andern Stellen des Codex ihre volle Bestätigung.

sich, indem sie, freilich nicht ohne Irrthum, die Zeit ihrer Vollendung angiebt.[1]) Hierauf heißt es weiter: »ihr Bau war *nach dem Vorbilde der Alten* reichlich schön und weit, mit hölzerner Decke oben geschlossen: die Anlage des Klosters nämlich war *unter Nachahmung der Alten* zwar weiträumig, aber doch von ziemlich einfacher Bauart, so zwar, daß sie nicht sowohl zu froher Feier, sondern für das klösterliche Gelöbniß hinlänglich geeignet erschien; auch die durch den Klosterbezirk zerstreuten Wohnungen der Brüder waren nach der Gewohnheit jener Zeit reichlich schön und wohl geordnet.« In dieser Schilderung sind zwei Theile zu unterscheiden: der erste Satz hat wiederum die Kirche, das Münster, im Auge, die der im zweiten Satz berührten Gesammtanlage an Weiträumigkeit entspricht. Der Wohnungen der Mönche wird alsdann noch besonders gedacht. Wir finden ferner in jenen beiden Sätzen zwei sich entsprechende Bezeichnungen des Stils, in dem das Kloster erbaut war, bei deren Niederschreiben der Schriftsteller an die Ausstattung des wichtigsten Gebäudes der Anlage, d. h. der Kirche, gedacht hat; denn die Bauten für die Klosterinsassen waren, wie wir später erfahren, nur nothdürftig aus Holz errichtet worden, so daß sie schon Abt *Richbod* (784—804) durch bessere ersetzen mußte. Daß diese Auffassung die richtige ist, beweist auch die Fortsetzung des Berichtes, in welcher die Kirche als templum namentlich erwähnt wird. Diese beiden sich entsprechenden Bezeichnungen lauten: more antiquorum — imitatione veterum, von denen erstere sich grammatisch auf die structura monasterii, die Bauweise des Münsters, die zweite auf die dispositio claustri, den Lageplan des Klosters, bezieht. Wir würden den Sinn des Gesagten heutzutage so ausdrücken, daß das Kloster im Stile und unter Nachahmung der Alten erbaut gewesen sei. Wir lernen also in dem Klosterbau eine mit Absicht und Bewußtsein hervorgerufene Nachahmung kennen! Vorbilder für die Gesammtanlage des Klosters konnte bloß die vorausgegangene oder altchristliche Baukunst bieten,[2]) solche für die künstlerische Ausstattung die der altchristlichen gleichfalls eigenthümliche spätrömische Formenüberlieferung. Erstere erkennen wir auf's unzweideutigste in der geschilderten Kirchenanlage wieder, letztere aber in der Formensprache, welche die Vorhalle (Fig. 12) noch heute in so bewunderungswürdiger Erhaltung unseren Blicken zeigt; ja, würde uns nicht von dem Stile des Klosters im Allgemeinen geschrieben, so müßten wir meinen, die Schilderung des Stiles bezöge sich ausdrücklich bloß auf die erhaltene Vorhalle. Wir werden somit dieses kleine Werk als einen beredten Zeugen des Stiles der ältesten, also fränkischen Kirche anzusehen haben, wenn einerseits nicht besondere gewichtige Gründe hiergegen sprechen, andererseits auch noch konstruktive und stilistische Eigenthümlichkeiten, die als unanfechtbare Thatsachen gelten dürfen, diese Annahme bestätigen. Letztere sind in der That vorhanden und wichtig genug, daß wir sie in besonderen Betrachtungen würdigen; die Zweifel an der Zugehörigkeit der Thorhalle zur ältesten Kirche aber müssen wir schon an dieser Stelle in Erwägung ziehen.

Diese Zweifel haben wir oben bereits kennen gelernt, als wir die sich widersprechenden Bestimmungen hervorhoben, welche die Kunsthistoriker aus dem eigenthümlichen Charakter des Bauwerkes mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit folgern zu müssen geglaubt haben. Irre geführt hat vorzugsweise die Nachricht von der Erbauung der sog. ecclesia varia, der bunten Kirche, als Begräbnißkapelle Ludwig's des Deutschen, welche Ludwig der Jüngere für seinen Vater in Lorsch 876—882 errichten ließ. Es lag nahe, den Ausdruck »ecclesia varia«, »bunte Kirche«, in Beziehung zu der Thorhalle zu bringen, da deren äußere Erscheinung einen uns auffallenden Farbenwechsel

1) Die Weihe fand 774 nicht 777 statt; letztere Zahl ist aus der Handschrift des Codex Laurish. abgeschrieben, wo sich derselbe Irrthum befindet.

2) Vgl. weiter unten unter »Verwandtes« die Schilderung der Klosteranlage Farfa.

zur Schau trägt, und wir selbst haben früher keinen Anstand genommen, zum mindesten für eine Beziehung des merkwürdigen Baues zu jener Kirche einzutreten.[1]) Allein je mehr Licht unsere Beobachtungen in das Dunkel hineintrugen, welches den Gegenstand umhüllte, um so gewisser wurde es, daß unsere Vermuthung auf einer Voraussetzung beruhte, die ihren tiefern Grund in der geringen positiven Kenntniß hatte, welche wir früher von der fränkischen Kunst besaßen. Erst eine gründliche Vergleichung nicht bloß der noch vorhandenen architektonischen Werke merowingischer Zeit, sondern insbesondere der ihr angehörigen zahlreichen Grabfunde und die hierdurch gewonnene Einsicht in das Grundwesen der merowingischen Kunstweise zwangen mit Nothwendigkeit dazu, von jenem Ausdruck, dessen unanfechtbar zu bestimmende Bedeutung aus keiner einzigen Urkunde gefolgert werden kann,[2]) abzusehen und sowohl das Werk wie die vorhandenen Urkunden unbefangen zu prüfen. Die Thorhalle selber kann niemals als Grabkirche gedient haben, wie wir dieses schon oben nachgewiesen haben, schon der geringen Grundfläche nach nicht für jene sieben[3])

1) Vgl. die Architektonik des Verfassers. Bd. II. Abthl. 1. a. a. O.

2) Die Bezeichnung ecclesia varia kann sich entweder auf das Innere oder das Aeußere, oder auch auf beides zugleich beziehen. Sicherlich war aber das Innere der ecclesia varia reicher ausgestattet, als dieses von der Thorhalle nachgewiesen werden kann, die bloß einen schlichten Verputz im Innern gehabt hat.

3) In der ecclesia varia wurden nach urkundlichen Nachrichten beigesetzt: Ludwig der Deutsche, Ludwig der Jüngere, Hugo, des letzteren Sohn, Graf Wernher, Engilhelm und dessen Frau Moda und Kunigunde, Gemahlin König Konrad's.

Die Annahme, daß die Beisetzung dieser fürstlichen Personen in der Thorhalle über der Erde erfolgt sei, ist nicht bloß des ungenügenden Raumes wegen, sondern auch wegen der bei den Franken üblichen Begräbnißart abzuweisen. Die Beisetzung erfolgte stets unter der Erde, und da nicht der geringste Anhaltspunkt für ein Abweichen von dieser Art der Bestattung bei den oben vermerkten Persönlichkeiten vorliegt, so ist auch hier dieselbe als thatsächliche festzuhalten.

Die Verfechter der Identität der Thorhalle mit der ecclesia varia behaupten, daß sich nur von vier Personen die Begräbnißstätten in der ecclesia varia mit Sicherheit nachweisen ließen, und suchen hiermit den Einwand des allzu beschränkten Raumes der Thorhalle zu entkräften. Allein diese Behauptung hat *Falk* bereits widerlegt, der S. 184 ꝛc. seines Werkes die Stellen, welche die bunte Kirche betreffen, zusammengestellt hat. Mit Recht führt er aber für die Unhaltbarkeit jener Identität noch an, daß die Kirche außer jenen Begräbnißplätzen auch mehrere Altäre gehabt haben müsse, und zwar mindestens drei, da Papst Leo, der die Kirche weihte, verbot, daß fremde Priester ad medium altare celebrierten.

Die Begräbnißkirche Ludwig's des Deutschen wurde, wie *Falk* mit Recht betont, von seinem Sohne Ludwig dem Jüngern erbaut — Ludowico, filio Ludowici, defuncto et juxta patrem apud Lauresham in ecclesia, quae dicitur varia, quam ipse hujus rei gratia construxerat, sepulto etc. heißt es im Cod. Lauresh. I. S. 82; — jedoch hatte bereits sein Vater Ludwig, der für Lorsch eine besondere Vorliebe hatte, diesen Ort als den seiner Beisetzung bestimmt. Hierüber berichtet der Lorscher Codex an zwei Stellen: S. 54: Hujus Lotharii frater Ludowicus, quem supra diximus in divisione imperii orientalem Franciam sortitum, justus, pius, misericors ac circa ecclesias Dei immensae benignitatis extitit, unde et Laureshamensi monasterio plurima beneficia conferens, ibidem etiam sepeliri se moriens praecepit — und No. 52 S. 95, wo König Arnulf die Absicht Ludwig's, in Lorsch begraben zu werden, bestätigt: quod (monasterium Lauresham dictum) bonae memoriae Hludowicus rex, avus videlicet noster, multa augmentatione cumulavit, atque prae ceteris dilexit, ibidem sibi locum sepulturae deligens.

Wo die ecclesia varia innerhalb des Klosterbezirkes gelegen, ist nicht einmal vermuthungsweise anzugeben. Man hat aus Mosaiksteinchen, die gefunden wurden, auf einen Platz neben dem südlichen Querschiffe der Hauptkirche geschlossen. Ob letzteres überhaupt vorhanden gewesen ist, konnten wir nicht feststellen, und aus den genannten Funden allein auf die Lage der ecclesia varia zu schließen, erscheint uns bedenklich. Beachtenswerth aber ist der Hinweis von Dr. *Schum* auf die erst 1052 erfolgte Weihe der Marienkapelle durch Papst Leo IX. »Eine Begräbnißstätte«, sagte er gelegentlich einer öffentlichen Discussion über diesen Gegenstand (vgl. Correspondenzbl. des Gesammtvereins ꝛc. 1873. No. 4), »das dürfe man sicher annehmen, habe entweder selbst geweiht sein, oder doch in unmittelbarer Verbindung mit einem geweihten Raume stehen müssen. . . So dürften wir die ecclesia varia gewiß nirgends anders als in direkter Verbindung mit der Kirche, also nicht in der Thorhalle suchen.« Daß eine offene Halle an sich nicht zu einer Grab*kapelle* geeignet sei, daß der Thorhalle insbesondere die für ein kirchliches Gebäude erforderliche Choranlage und Orientierung fehlt, sei hiermit nur wiederholt.

fürstlichen Personen, die nach den Urkunden in der bunten Kapelle begraben wurden. Allein auch schon die Lage der Kapelle zwingt dazu, eine derartige Annahme fallen zu lassen; denn es hätte wohl kaum eine ungeeignetere Stelle gewählt werden können, als die der heutigen Thorhalle, die in unmittelbarer Nähe des ehemaligen Klosterthores zwischen diesem und der Eingangsseite der Hauptkirche gelegen ist. Selbst auf dem Platze zwischen der Thorhalle und der Kirche wäre ihre Lage noch eine wenig günstige, sogar eine störende gewesen, da sie hier den Zugang zur Kirche versperrt und die künstlerische Wirkung derselben unbedingt beeinträchtigt hätte. Die Wallfahrtskirche, welche die Gebeine des Heiligen barg und vorzugsweise für die frommen Pilger bestimmt war, mußte sich diesen in ihrer Pracht möglichst ungetrübt kenntlich machen und vor allem leicht zugänglich bleiben. Ausgrabungen im Vorhofe haben denn auch nicht den geringsten Anhaltspunkt ergeben, daß hier ehemals noch ein Bau gestanden, zu dem die Thorhalle eine besondere Beziehung gehabt haben könnte. Daß die Grabkirche des Königs Ludwig von außergewöhnlicher Pracht auch inmitten der prächtigen fränkischen Bauten des Klosters Lorsch gewesen sei, ist von vorn herein anzunehmen. Diesem Umstande wird sie jene Bezeichnung, welche auch noch das spätere Mittelalter ihr gab,[1]) verdanken. Wir werden nach unseren Erfahrungen über die wiederholte Durchwühlung des Klosterbodens und die mit Absicht vorgenommene Zerstörung selbst der meisten Fundamente darauf verzichten müssen, jemals die Begräbnißstelle des ersten deutschen Königs wieder aufzufinden. Fehlt somit jeder thatsächliche Anhaltspunkt für die Identificirung der heutigen Michaelskapelle mit der »bunten (vêhen)[2]) Kirche« oder auch zu einer Beziehung beider zu einander, so bleibt uns nichts anders übrig, als an dem oben gewonnenen Resultat festzuhalten, wenn nicht stilistische Gründe zu anderen Annahmen zwingen.

Hiermit wiederum zur Frage der Kirchenanlage überhaupt zurückkehrend, haben wir noch die weiteren Anhaltspunkte zu prüfen, welche uns nöthigen, die älteste Kirche in jene Beziehung zur Thorhalle und zum Vorhofe zu setzen.

Wir entdeckten in der Verfolgung der Flucht der südlichen Vorhofsmauer eine Art Beton von außergewöhnlicher Festigkeit. Breite und Stärke, sowie die Bestandtheile ließen nur den Schluß auf Fundamentmauerwerk zu; für einen einfachen Estrich, dessen Bedeutung an dieser Stelle überdies nicht klar werden könnte, war seine Construktion eine viel zu starke. Wir haben an keiner einzigen Stelle der noch stehenden romanischen Bautheile Fundamente dieser Art wieder gefunden, und wir werden daher nicht fehl gehen, wenn wir dieses Stück als dem ersten Baue zugehörig betrachten. Hierzu aber berechtigt noch ein anderer nicht unwichtiger Umstand: die Anwendung kleiner Ziegelstückchen. Die Oberfläche des Betons, zur Aufnahme des aufstrebenden Mauerwerks bestimmt, war mit solchen belegt und abgeglichen, so daß sie fast wie abgeschliffen aussah. Da die fränkische Zeit sich der Technik der Römer bediente, so läßt sich das Vorkommen dieser Ziegelbrocken an dieser Stelle leicht erklären: sie wurden wahrscheinlich zur Erzielung eines rascheren Abbindens oder Erhärtens des Mörtels verwerthet. Kleinere Stückchen Ziegelstein waren auch hier und da in dem Beton, jedoch nicht sehr häufig, mit bloßem Auge bemerkbar. In den zur chemischen Untersuchung eingereichten Stückchen hat sich eine Spur von Ziegelsteinen oder Ziegelmehl überhaupt nicht entdecken lassen. Es haben sich nun zwar nicht weitere feste Fundamente, wohl aber sehr zahlreiche, diesem Beton verwandte lose Bruchstücke vorgefunden, welche auf eine systematische Verwendung desselben schließen lassen, und zwar zugleich und an einem Orte mit dicken Mörtelstücken, welche so zahlreich mit Ziegelmehl durchsetzt sind, daß bei manchen das Innere röthlich erscheint. Beide, die von gröberen Ziegelbröckchen auf der Oberfläche estrichartig durchsetzte Mörtelstücke und jene mit Ziegelmehl gemischte Mörtelmasse, fanden sich da wieder, wo wir den Hochaltar und die Apsis der romanischen Kirche aus guten Gründen vermuthen durften.

Mit diesen Gründen haben wir uns zunächst kurz zu befassen. Merian hat in seiner »Beschreibung der Untern-Pfaltz am Rhein ꝛc.« aus dem Jahre 1645 eine Abbildung des Klosters Lorsch mitgetheilt,[1]) die nach einem Vergleich mit dem jetzigen Bestand der Umfassungsmauern und Gebäude auf Beobachtung der Wirklichkeit beruht hat, wenn auch Unklarheiten, Verschiebungen der Gebäude zu den Umfassungsmauern und vielleicht auch phantastische Zuthaten nicht abzuweisen sind. Wir wissen, daß der Brand von 1621 die Hauptkirche für immer zerstört hat, indem deren Seitenschiffe niemals wieder aufgebaut wurden. Merian's Bild zeigt uns nun die der Seitenschiffe beraubte Kirche, und zwar mit Rundfenstern und Strebepfeilern. Letztere beruhen auf einem Irrthum; es waren, wie noch heute zu sehen, solche nur an den Ecken der Westseite angelegt, da hier mit dem Einsturz der Thürme auch die Mauern dem Einsturze gedroht hatten; offenbar hatte die dem Stich zu Grunde liegende Skizze die Mittelschiff pfeiler angedeutet, die alsdann irrthümlich für Strebepfeiler gehalten und als solche im Stiche ausgeführt wurden. Jenes Mittelschiff zeigt sechs Joche und einen Chorschluß aus dem Achteck. Entspricht diese Anzahl der Joche der Wirklichkeit, so läßt sich aus den noch stehenden drei vorderen Jochen die Gesammtlänge der Kirche annäherungsweise berechnen und diese Berechnung nach dem Ergebniß der Ausgrabungen prüfen. Zu letzterm Zwecke wurde auf der Fortsetzung der Mittelaxe jener drei Joche ein Graben gezogen und dabei die äußerste Spur einer von Norden nach Süden laufenden Mauer festgestellt. Daß diese Spur die ehemalige äußerste Mauer der Apsis bedeute, lag von vorn herein nahe, und die Berechnung nach Merian's Abbildung ergab auf's genaueste ihre Uebereinstimmung mit der östlichen Mauer der Apsis.[2]) Nunmehr wurden vor der Apsis, da, wo der Hochaltar zu vermuthen war, zwei parallele Gräben von Norden nach Süden gezogen, und gerade hier fanden sich jene zahlreichen Mörtelstücke vor, welche entweder den an römische Technik erinnernden Mörtel mit Ziegelmehl oder abgeglichene Flächen mit eingedrückten Ziegelbröckchen zeigten. Wir wissen nun aber von anderen Beispielen,[3]) daß diese den Römern entlehnte Technik der Beimischung von Ziegelmehl noch charakteristisch ist für karolingische Bauten, nicht aber für spätere mittelalterliche.

Der nunmehr zu ziehende Schluß ist leicht: die fränkische Kirche hat sich gleichfalls bis zu jener Fundstätte, also auch über die Chorfläche der spätern romanischen Kirche erstreckt. Dieser Beweis erhält aber durch einen andern Umstand noch eine weitere Stütze. Wir haben aus urkundlichen Nachrichten erfahren, daß Abt Helmerich (778—784) die Herstellung eines Fußbodens begann, Abt Richbod (784—804) vor dem Altare einen Fußboden aus buntem Marmor herstellen ließ, Gerbod (951—972) einen solchen vor den Altar des hl. Kreuzes bis in die Mitte der Kirche legte und Salmann (972—998) den von Helmerich begonnenen vollendete. Dieser Fußboden, zu dessen Herstellung fast zwei Jahrhunderte erforderlich gewesen waren, muß eine ungewöhnliche

[1]) Vgl. Seite 4, Note 1.

[2]) Fêh, vêch wurde im Mittelalter neben bunt gebraucht. Vgl. v. Schenk zu Schweinsberg bei Wagner, Stiftungen, Bd. II. S. 507.

[1]) Vgl. S. 1 Fig. 1.

[2]) Die stehenden drei Joche haben eine Gesammtlänge von 17,02; die Länge von der Ostmauer derselben bis zu jener Quermauer beträgt 22,50 m, 17,02 m für die drei Joche und 5,48 m für die Tiefe der Apsis.

[3]) Die Basiliken Einhard's zu Steinbach i. O. und Seligenstadt a. M. haben gleichfalls Mörtel, der Ziegelmehl enthält. Vgl. Adamy, Die Einhard-Basilika zu Steinbach i. O. Darmstadt 1885.

Arbeit gewesen sein, und die Bezeichnung vario marmore läßt darauf schließen, daß er, wenn nicht ganz, so doch größtentheils eine Art musivischer Arbeit war; für den vor dem Altare befindlichen Theil wird dieses wenigstens ausdrücklich hervorgehoben. Die Ausgrabungen haben diese Nachricht bestätigt. Vor der Apsis fand sich etwa 0,50 m unter der Oberfläche eine Brandschicht von 0,30--0,40 m Dicke vor, die auf's reichlichste mit geschliffenen Marmor- und an den Kanten scharf geriebenen Ziegelstückchen von verschiedener Gestalt durchsetzt war. Daß dieser Fußboden dem ältesten Baue angehört hat, ist aus der Uebereinstimmung mit den urkundlichen Nachrichten zu schließen.[1]) Denn es wurde zwar auch in der neuen romanischen Kirche nach dem Brande durch den Abt Heinrich (1153—1167) ein passender Fußboden gelegt; aber es ist wohl außer Zweifel, daß die gefundenen Stücke diesem nicht angehört haben, da jene von einer außerordentlich genauen und mühsamen Arbeit zeugen, die nicht in kurzer Zeit herzustellen war, das bereits in raschem Sinken begriffene Kloster auch schwerlich zur Zeit Heinrich's noch die bedeutenden Mittel und Kräfte zur Verfügung hatte, welche eine solche kunstvoll gemusterte Arbeit bedurfte, endlich aber auch das spätere Mittelalter derartige Fußböden diesseits der Alpen höchst selten herstellte. Mit der Auffindung der zahlreichen Reste des alten Mosaikfußbodens vor dem Altare ist also ein weiterer wichtiger Beweis für die ehemalige Lage und Größe auch der ältesten Kirche dieser Stelle gewonnen.

Es handelte sich nunmehr noch um den Mauerzug des nördlichen Seitenschiffes. Auch dieser konnte aus den vorhandenen Mörtelspuren nachgewiesen werden; er entsprach in seiner Lage zum Mittelschiff genau dem festgestellten des südlichen Seitenschiffes.

Innerhalb jenes ehemaligen Seitenschiffes wurde an dem zweiten und dritten Pfeiler neben der Sohle der Fundamente ein 0,37 m breiter Mauerzug entdeckt, der sich im Westen abrundete und stumpf an die romanischen Fundamente der nördlichen Mittelschiffpfeiler anschloß (Fig. 6). Als letztere gebaut wurden, hat man offenbar diese Mauer da, wo die Fundamente sie durchschneiden, abgebrochen; sie ist also vor der Erbauung der romanischen Kirche aufgeführt worden. Schon die Ausgrabungen von 1861 hatten diesen Mauerzug bloßgelegt und ihn als zu Gräbern gehörig erkennen lassen. Der südliche Theil derselben ist also zerstört worden, als die romanischen Fundamente gelegt wurden. Letztere sind aber außergewöhnlich breit angelegt worden, und wenn wir annehmen, daß die Fundamente des fränkischen Baues gar nicht oder nur um ein Geringes breiter waren, als seine Obermauern und Pfeiler, wie wir dieses aus den Fundamenten der Thorhalle und dem gefundenen Fundamentstück der südlichen Seitenschiffmauer schließen dürfen,[2]) so haben diese Gräber früher dicht neben jenen gelegen, und es ist somit hier ein weiteres Beweisstück dafür gefunden, daß die romanische Kirche im Großen und Ganzen auch die Breite und Richtung ihrer Vorgängerin an dieser Stelle beibehalten hat.

Spuren eines ehemals vorhandenen Querschiffes haben wir nicht gefunden, auch da nicht, wo nach Merian ein solches hätte sein können, nämlich neben dem vierten Joche.

Damit sind also für die älteste Kirche allgemeine Umrißlinien gewonnen, die wir für unsern Grundriß (Fig. 13) und die Ansicht aus der Vogelperspektive (Fig. 14) verwerthet haben.

[1]) Wie im Dome zu Trier und an anderen Orten hat man also auch hier den Fußboden der jüngeren Kirche über dem Brandschutt der älteren hergestellt.

[2]) Die Fundamente der Einhard-Basilika in Seligenstadt haben bloß eine Stärke von 0,70—0,72 m, während die Mauern 0,65—0,70 m stark sind. Vgl. Adamy a. a. O. S. 24.

Von einer Forschung nach bestimmteren Einzelheiten mußte Abstand genommen werden, da nach der vorausgegangenen Zerstörung und Entfernung sämmtlichen Fundamentmauerwerkes ein Resultat von einiger Sicherheit und damit ein der erforderlichen Aufwendung an Zeit und Geld entsprechender wissenschaftlicher Nutzen nicht zu erwarten war. Es sei jedoch gestattet, die aus den urkundlichen Nachrichten sich ergebende Beschaffenheit der fränkischen Kirche hier kurz einzufügen.

Als Altäre werden erwähnt der Hauptaltar (altare dominicum), der von Abt Adalung an vier Seiten mit silbernen Tafeln umschlossen wurde, der hl. Kreuzaltar, der Altar Johannes des Täufers und der Marienaltar.[1]) Hiernach, sowie nach der großen Breite, ist die Kirche wohl als dreischiffig anzunehmen. Unter Abt Gerbodo (951—972) wird das Paradies mit Blei bedeckt und vor dessen Thüren eine mehrstufige Terrasse angelegt.[2]) Die Façade wird durch Abt Reginbald (1018—1033) mit Bekrönungen geschmückt[3]) und der höher aufgebaute oder erweiterte Chor mit einem Gewölbe versehen.

Bei der Schilderung des Brandes erfahren wir ferner, daß die Flammen auch die Thürme sammt den Hallen (porticibus) erreichten.[4]) Wir haben demnach wohl an der Westseite zwei Thürme anzunehmen; Spuren von Fundamentmauerwerk sind hier noch heute vorhanden. Der Ausdruck cum porticibus könnte sich sowohl auf eine zwischen jenen gelegene Vorhalle als auch auf Hallen des Vorhofes beziehen; der Gebrauch des Plurals aber und die Erwähnung einer Vorhalle, die nur zwischen und vor den Thürmen gelegen haben könnte, berechtigen zu der letzteren Annahme. Außer diesen Thürmen war noch ein aus Hausteinen erbauter Glockenthurm vorhanden, der sehr bald von den Flammen ergriffen wurde, so daß das Läuten während des Brandes unmöglich war. Dieser Glockenthurm wird als »castellum« bezeichnet, während die eigentlichen Thürme »turres« heißen. Da der Gebrauch des Wortes »castellum« für »Thurm« auch in dem mittelalterlichen Latein nicht gebräuchlich ist,[5]) so berechtigt seine Anwendung zu der Annahme, daß dieser Glockenthurm, wie es in Italien gebräuchlich blieb und auch auf dem bekannten Klosterplan von St. Gallen ersichtlich ist, als

[1]) Cod. Lauresh. Bd. I. S. 36 (Adalungus) altare dominicum, ut nunc est, quatuor ex partibus tabulis argenteis inclusit, nec minus altare ad crucem, atque sancti Joannis Baptistae, sanctae quoque Mariae virginis, praeterea altare sancti Petri in ecclesia triplici mirifice perornavit. Adelung war 805—838 Abt in Lorsch. Eine capella S. Nykolai wird im Codex Lauresh. Bd. 3 unter No. MMMDCCCII erwähnt, und Helwich berichtet a. a. O. S. 204, daß Thassilo (dux primum, post rex, monachus sed ad imum) außerhalb des Chores vor dem Altare des hl. Nicolaus zur Linken an der Mauer begraben liege.

[2]) Cod. Lauresh. Bd. I. S. 121. (Gerbodo) paradisum totum plumbo operuit, pulpita ante portas ejusdem paradisi fabricavit. Das Wort pulpitum wird im mittelalterlichen Latein gern in der Bedeutung von ambo, Lesepult, gebraucht, bezeichnet jedoch im Allgemeinen einen erhöhten Platz, von dem aus man zu einer Volksmenge sprechen und von dieser gesehen werden kann. Vielleicht ist das Wort hier nicht ohne Absicht in der Bedeutung als Terasse gebraucht, da der Platz vor der Vorhalle dazu geeignet war, zu der im Vorhofe sich aufhaltenden Menge zu sprechen. Der Plural würde darauf hinweisen, daß mehrere durch Stufen getrennte Terrassen vorhanden waren. Das ansteigende Terrain des Vorhofes begünstigte eine solche Anlage. Der Plural »ante portas« belehrt uns darüber, daß mehrere Thore in die Vorhalle hineinführten, sehr wahrscheinlich drei.

[3]) Ebds. Bd. I. S. 159: (Reginbaldus) templi faciem coronis decoravit, chorum altius exstructum desuper arcubus fabrefactis augmentavit.

[4]) Cod. Lauresh. Bd. I. S. 201: Primo castellum mirabili dolatura fabrefactum, in quo signa ecclesiae dependebant, funibus exustis, ne quis sonitu excitari posset, arripuit, dehinc totam superiorem fabricam, turres quoque cum porticibus flamma victrix obtinuit, ad extremum bulliente plumbi deliquio, cujus materiae omne tectum fuerat, subveniendi, ingrediendi, vel quippiam exinde eruendi omnimodam abstulit facultatem.

[5]) Vgl. du Cange, Glossarium mediae et infimae latinitatis ed. Favre II, 208.

ein besonderer Bau neben der Kirche stand, und vielleicht auf dem höchsten Punkte des Sandhügels, so daß nicht nur sein Aussehen den Gedanken an ein castellum erweckte, sondern er selber sogar als castellum zu Vertheidigungszwecken diente.

Die fränkische Klosterkirche (Fig. 13 u. 14) war nach diesen urkundlichen Mittheilungen und unsern Untersuchungen eine dreischiffige flachdeckige Basilika mit zwei Thürmen, einer Vorhalle (Paradies) und einem Atrium, das sich mit einem dreitheiligen Prachtthore dem Volke öffnete. Vor dem Eintritt zum Paradies [1]) lag eine mehrstufige Terrasse. [2]) Die Kirche entsprach somit in ihrer ganzen Anlage dem altchristlichen Basilikentypus, wie er auch diesseits der Alpen in mehreren Beispielen nachgewiesen worden ist, so bei den etwa ein halbes Jahrhundert später erbauten Basiliken Einhard's zu Steinbach i. O. [3]) und Seligenstadt a. M. und an der etwa ein ganzes Jahrhundert später errichteten Klosterkirche auf dem Heiligenberg bei Heidelberg. [1]) Dem Aachener Münster hat ein solcher Vorhof gleichfalls nicht gefehlt, wie auch für die Ingelheimer Kirche Karl's des Großen ein solcher sich mit Wahrscheinlichkeit ergeben hat. [2]) Unter diesen Bauten ist jedoch die Lorscher Kirchenanlage die früheste, und vielleicht für die anderen maßgebend geworden. Daß der Gründer der Einhard-Basilika in Steinbach eine römische Kirchenanlage an Ort und Stelle kennen gelernt hatte, haben wir gelegentlich [3]) geltend gemacht; hier aber haben wir auf ein verwandtes Vorkommniß für die Lorscher Anlage hinzuweisen. Bischof Chrodegang von Metz, den wir als den eigentlichen Urheber derselben anzusehen haben, war im Jahre 753 auf Begehren Pipin's in Rom, um den Pabst Stephanus II. des Schutzes des fränkischen Reiches gegen die Bedrohungen der Langobarden zu versichern und ihn zugleich einzuladen, dem neuen Könige die kirchliche Weihe der Salbung zu gewähren. Wenn auch damals die Aufgabe der Erbauung und Einrichtung des Klosters Lorsch, des älteren wie des jüngeren, noch nicht an ihn herangetreten war, so hatte er doch schon einige Jahre vorher seine Liebe zur Baukunst in reichem Maße bethätigen können, vorzugsweise bei der Gründung des Klosters Gorzia, seiner Lieblingsstiftung, welches er auch zur Aufnahme seiner sterblichen Reste bestimmt hatte. Leider melden uns die Urkunden nichts von dem Eindrucke, den die römischen und altchristlichen Werke auf den baulustigen Kirchenfürsten gemacht haben; [4]) um so mächtiger aber redet noch heute die Thorhalle zu Lorsch davon, der geringe Rest einer der spätesten und größten altchristlichen Anlagen diesseits der Alpen, und wie man mit den Basiliken zu Steinbach und Seligenstadt den Namen des Stifters, Einhard's, wieder in Verbindung gebracht hat, so sei der Name Chrodegang's, des Gründers des berühmtesten Klosters des frühen Mittelalters, der Reichsabtei Lorsch, mit sammt den letzten, aber würdigen Resten seiner verschwundenen Pracht, mit der Thorhalle, hiermit von Neuem auch für die Kunstwelt wachgerufen.

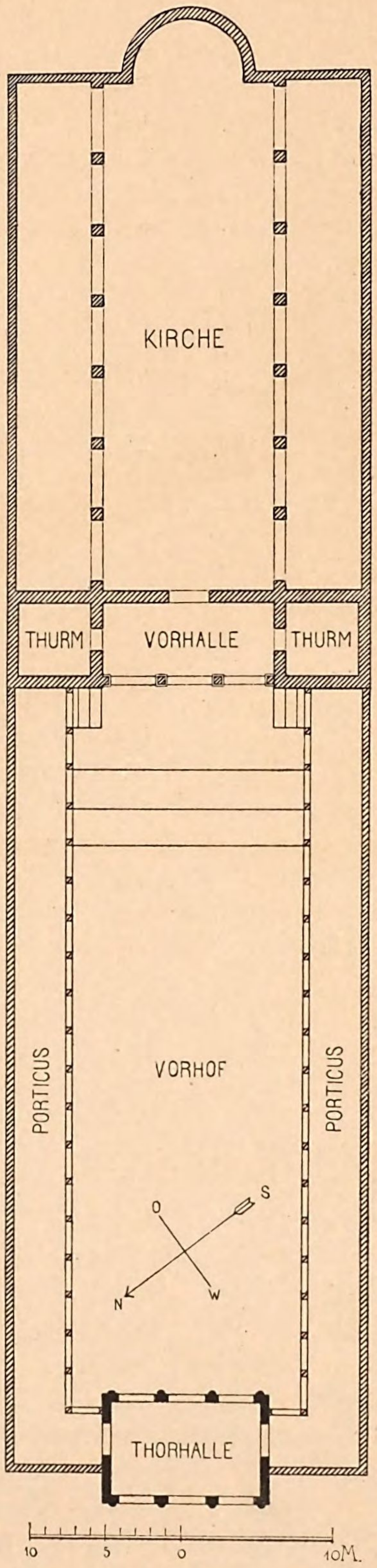


Fig. 13.
Grundriß der fränkischen Kirchenanlage.
Rekonstruktion nach Maßgabe der Untersuchungen und urkundlichen Nachrichten.

[1]) Das Paradies wird unter Gerbodo erwähnt. Bei der Schilderung des Brandes (Cod. Laur. p. 201) heißt es: turres quoque cum porticibus flamma victrix obtinuit. Es fragt sich, ob die beiden Ausdrücke paradisum und cum porticibus dasselbe bedeuten oder ob der erste von ihnen entweder bloß eine von Säulen getragene Vorhalle oder einen Vorhof bezeichnen soll. Der Ausdruck paradisus wird bei italienischen Schriftstellern des achten Jahrhunderts zur Bezeichnung des ganzen Vorhofes, also gleichbedeutend mit atrium gebraucht. Wir glauben aber, daß der Schriftsteller hier nur eine Vorhalle im engeren Sinne mit dem Worte hat bezeichnen wollen, da er auch die Anlage einer Treppe oder Terasse, die zu ihr hinaufführte, erwähnt. Nach den uns mitgetheilten Steigungsverhältnissen im Vorhofe war eine solche Anlage vor der Kirchenfaçade nothwendig. Hinsichtlich des Gebrauchs des Plurals cum porticibus haben wir uns oben schon geäußert. Ist unsere dort gemachte Annahme richtig, so decken sich obige beide Begriffe nicht, und der letztere dürfte mit Recht auf Hallen des Vorhofes bezogen werden. Spuren eines ehemaligen Brandes haben sich aber auch neben der Thorhalle tief im Boden vorgefunden, nachrichtlich gerade da, wo Hallenbauten sich dem unteren Theil des südlichen Giebels angeschlossen haben könnten.

[2]) Ob bereits die fränkische Klosterkirche in Lorsch eine Krypta gehabt hat, ist mit Sicherheit weder zu verneinen noch zu bejahen. Allenfalls könnte die Stelle aus der Schilderung des Brandes, welche die Wiederauffindung des Leichnams des hl. Nazarius erzählt, Codex S. 203: Otto quidam nobilis tum architectus, repentino velut concavi sonitu divinum quid animo concipiens, enixius institit, nec multo post tumbam marmoream magnifici decoris, sigillis ac nodis ferreis artius obsignatam, remoto circumposito lapidum aggestu, explicuit etc. auf eine solche schließen lassen.

Ebenso muß dahin gestellt bleiben, ob die fränkische und die auf ihrer Stelle später errichtete romanische Kirche ein Querhaus gehabt haben. Ein solches findet sich allerdings erwähnt bei Dahl a. a. O. S. 223 und in einer Mittheilung des Oberstjägermeisters Freiherrn von Dörnberg im Grßhzl. Haus- und Staats-Archiv zu Darmstadt vom 9. Juni 1853.

[3]) Vgl. Adamy, die Einhard-Basilika zu Steinbach i. O.

[1]) Vgl. Schleuning, die Michaels-Basilika auf dem heiligen Berg bei Heidelberg. Heidelberg 1887. Nach G. Humann, Der Westbau des Münsters zu Essen. Essen 1890, Selbstverlag des Verfassers, hatte auch die Altfrid'sche Basilika daselbst, abgesehen vom Vorhofe, eine verwandte Anlage. Vgl. übrigens weiter unten unter »Verwandtes«.

[2]) Siehe P. Clemen, der karolingische Kaiserpalast zu Ingelheim in der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte u. Kunst. Jahrgang IX. Trier 1890.

[3]) Vgl. Adamy, die Einhard-Basilika zu Steinbach i. O.

[4]) In der »Allgemeinen deutschen Biographie«, 4. Bd., Leipzig 1876. S. 250 u. 251 findet sich unter »Chrodegang, Bischof von Metz« folgende an dieser Stelle hervorzuhebende Charakteristik seines künstlerischen und kirchlichen Strebens: »Von König Pipin erhielt er Unterstützung bei seinen Klosterbauten und der Ausschmückung seiner Kirchen, besonders der Stephanskirche in Metz. In diesen Kunstbestrebungen, wie in der Förderung römischen Gesanges und römischer Gebräuche beim Gottesdienst, zeigt sich eine gewisse Vorliebe für römisches Wesen, wohl der Nachklang der Eindrücke seiner italienischen Reise«.

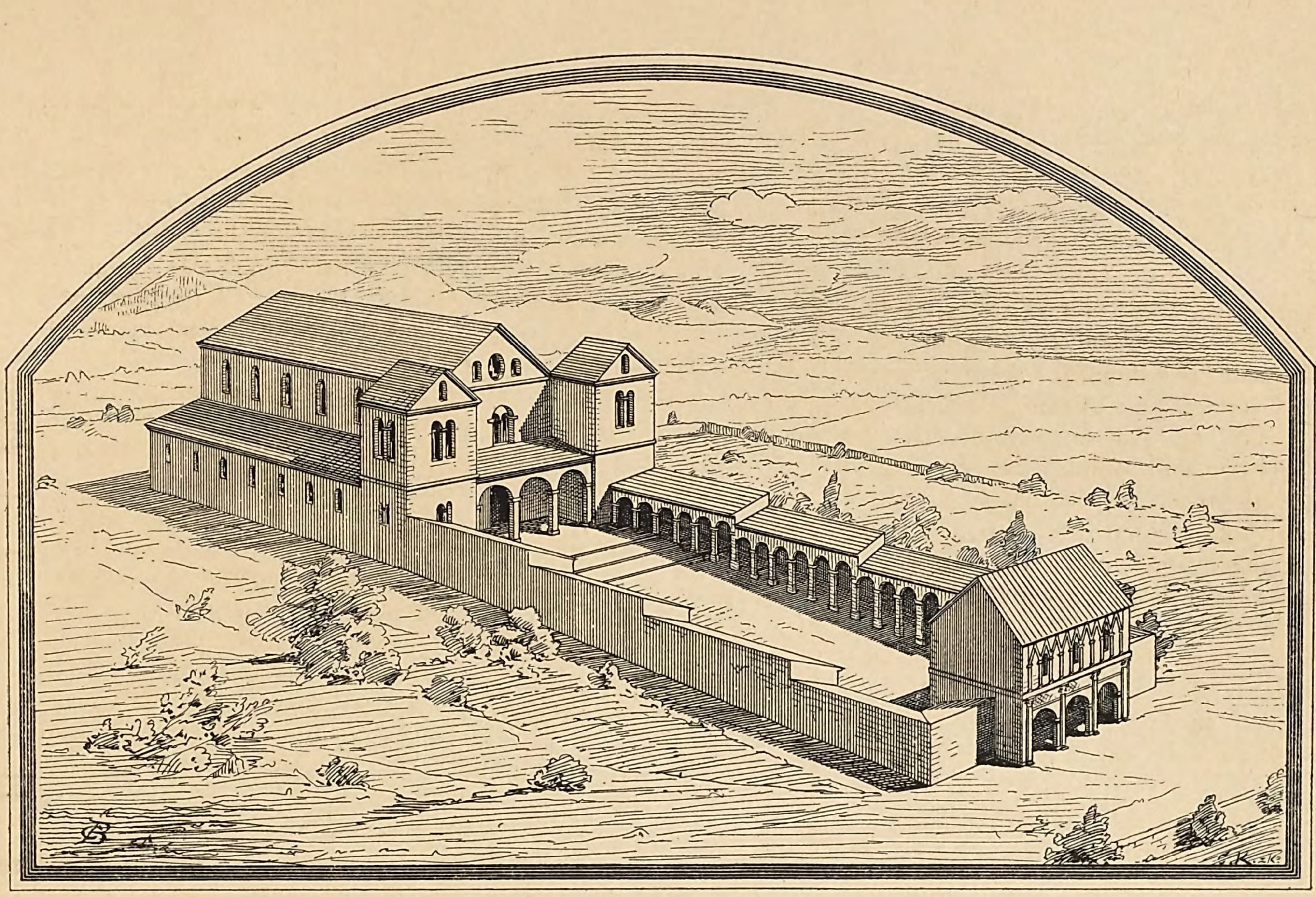


Fig. 14. Ansicht der fränkischen Kirchenanlage aus der Vogelperspektive.
Ideale Rekonstruktion nach Maßgabe der Untersuchungen und der urkundlichen Nachrichten.

Baugeschichtliches der Thorhalle.

Es kann als Beitrag zur Beantwortung der Frage über den ursprünglichen Zweck und die Erbauungszeit der Thorhalle nicht ganz unwichtig erscheinen, ihre späteren baugeschichtlichen Thatsachen nach Möglichkeit festzustellen. Zwar reichen die urkundlichen Mittheilungen, die sie allein betreffen, nicht weit zurück; dafür aber hat sie selbst einige Merkmale an sich, die Schlüsse auf ihr ehemaliges Schicksal zulassen.

Die älteste schriftliche Urkunde befindet sich auf dem jetzigen Bodenraume an der inneren Giebelfläche der Südmauer zwischen den beiden spitzbogigen Fenstern auf weißem Verputz. Dieselbe lautet:

Reparatum anno 1697
sub Lothario Francisco
archiepiscopo Moguntino.
Fundatum anno 760
a Cancore et Wiliswinda.

Wir erfahren hier erstens von einer Wiederherstellung der Kapelle im Jahre 1697 und zweitens die irrthümlich um einige Jahre zu früh angegebene Gründungszeit. Letztere Angabe verdient insofern einige Beachtung, als sie uns mittheilt, daß man 1697, als sicherlich auch von dem ersten Kloster noch mehr Spuren als heute sichtbar waren, die Kapelle noch der Gründungszeit desselben zuschrieb. Im Uebrigen aber gibt die Art und Weise der Anbringung der Schrift Anhaltspunkte für die Baugeschichte der Kapelle. Dieselbe ist nämlich auf einen weißen Kalkanstrich mit schwarzer Farbe geschrieben und offenbar bestimmt, von den die Kapelle Besuchenden gelesen zu werden. Letztere Annahme legt daher die Vermuthung nahe, daß die jetzige Balkendecke (Taf. 3) zur Zeit der Anfertigung jener Aufschrift noch nicht vorhanden war. Diese Vermuthung findet eine dreifache Bestätigung. Unter dem weißen Anstrich sind Spuren farbiger Malereien bemerkbar; ebensolche treten an der gegenüberstehenden Giebelfläche deutlich hervor; dazu sind beide Flächen in gleicher Weise von einem runden schwarzen Rande bis über die Fenster umrahmt; die Spitzbogenleibungen der letzteren zeigen gleichfalls eine ähnliche Umrandung in röthlicher Farbe: alles dieses deutet darauf hin, daß dieser Raum ehemals zu einem höheren Zwecke bestimmt war, als bloßer Dachraum zu sein. Ueber jener Umrandung der Giebelflächen ist auch noch in dem Verputz die ehemalige Lage von Dachbalken nebst aufgesetzten Ständern bis zur Spitze des Giebels erkennbar. Der aus diesen Thatsachen sich ergebende Schluß liegt nahe: der Bodenraum gehörte ehemals zum unteren Kapellenraum und war sehr wahrscheinlich mit einer gewölbartigen spitzbogigen Decke versehen, vermuthlich einer Holzdecke, da die Mauern für die Widerlager eines Steingewölbes zu schwach gewesen wären (Fig. 11). Eine weitere Bestätigung dieses Schlusses finden wir in dem unteren Kapellenraum. Wir entdeckten hier unter dem heutigen Verputz einen solchen mit weißem Anstrich, unter dem Spuren von Malereien sichtbar wurden, deren Farben mit den auf dem Boden entdeckten übereinstimmten.

Eine zweite Bestätigung dieses aus der analytischen Untersuchung des Bauwerkes gefolgerten Schlusses giebt eine Ansicht

der Kapelle aus dem Jahre 1724; hier hat das Dach eine doppelte Neigung; beide sind getrennt durch ein Holzgesims in der Höhe der von uns aufgefundenen oberen Dachbalkenspuren; der untere Theil zeigt zwei wohl zugerichtete vorspringende größere Dachfenster, die mit einem Stichbogen überdeckt sind und zur Erleuchtung des inneren Kapellenraumes offenbar mitbestimmt waren. Diese Zeichnung aber stellt die Kapelle dar, wie sie bis 1724 ausgesehen hat. Denn wir erfahren drittens aus drei erhaltenen urkundlichen Nachrichten dieses Jahres, daß bauliche Veränderungen bevorstanden und auch ausgeführt wurden.

Diese bei den Akten des Großherzogl. Finanzministeriums und des Haus- und Staats-Archivs in Darmstadt befindlichen Urkunden besagen Folgendes:

Am 19. April 1724 wird mit Rudolf Ackhermann, Zimmermann von Lorsch, »wegen dem Dachwerk auf der Kapell und Kloster daselbst alß auch übrig Zimmerarbeith accordirt

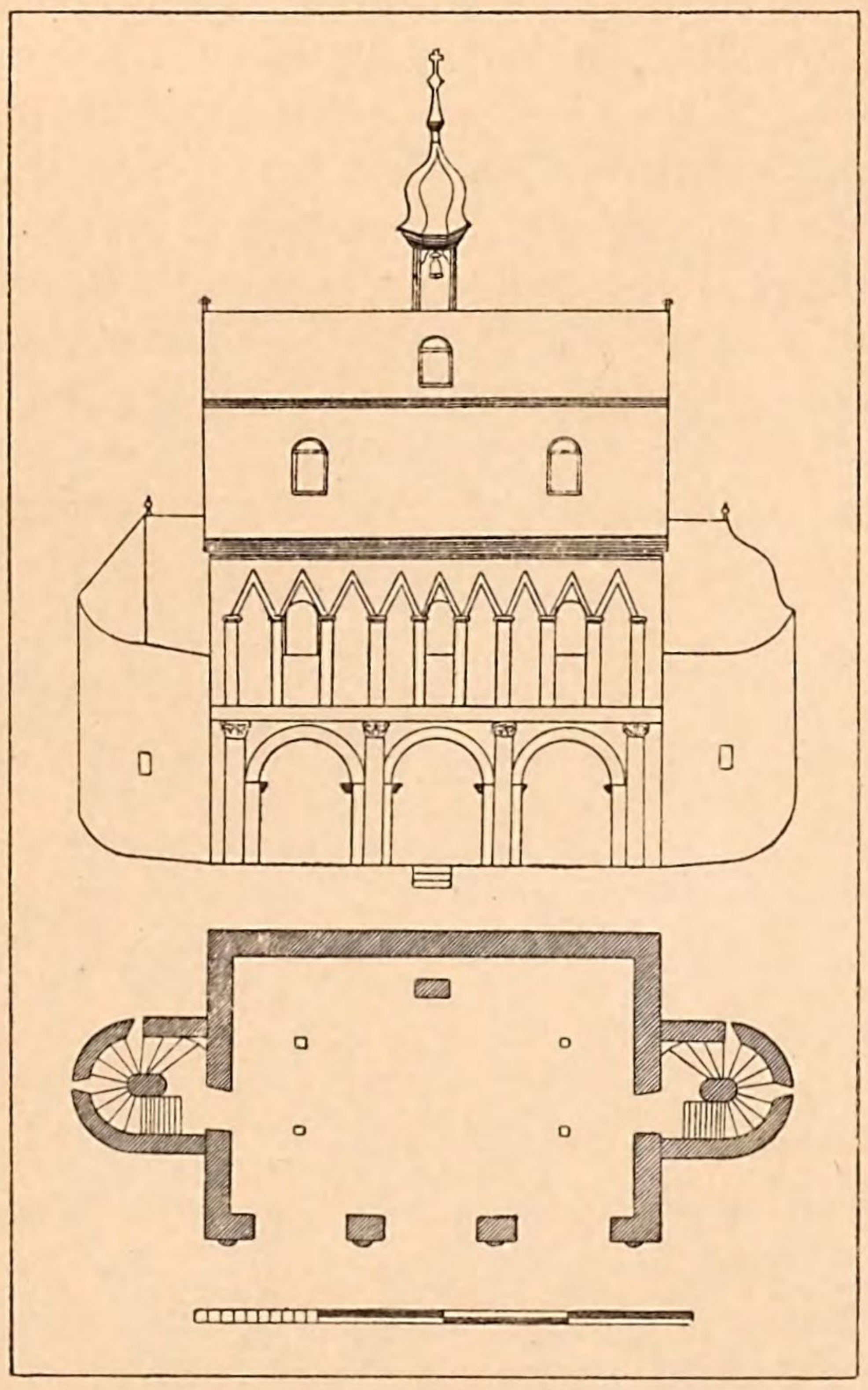


Fig. 15. Grundriß und Ansicht der Thorhalle als Kapelle aus dem Jahre 1724.
Nach einem Original in den Akten des Großhzgl. Finanzministeriums in Darmstadt.

und geschlossen«, daß der Zimmermann außer anderen noch zu besprechenden Arbeiten das alte Dach abbrechen und das neue 38 schuh 8 Zoll lange, 25 schuh breite und »vermög der Mauer« 25½ schuh hohe mit einem Gebälk und »verschweltem« Dachstuhl darauf setzen soll.

Diese Arbeiten (Taf. 3) sind am 7. Juni 1724 vollendet gewesen, wie aus einer zweiten Urkunde, welche diese Zeitangabe trägt, hervorgeht. Es enthält diese eine Specification des »Thüngers« Jörg Stubenreich über das, »waß in dem Kloster Lorsch ahn Thüngerarbeith in der Kapell annoch zu verfertigen ist: Erstlich die Decke über Holz zu verbinden, und neben herumb mit einer Hohlkehl zu machen auch mit einer saubern quadrithum[1]) dabey. Item weil neben herumb alles loß ist, so ist es nöthig, alles zu bewerffen undt zu thüngen, daneben auch 2 schneckenstiegen zu bewerfen, zu thüngen und außzuweißen.

Item außwendig die 2 Giebel undt schneckenstiegen, weilen solche gantz verfallen, zu bewerffen, zu thüngen und zu weißen.

Item die 2 gesimser aufm Thurm ahnzustreichen, auch die zwei Nebengesimbser auf der Kapell mit stein farb ahnzustreichen wie nit weniger die 2 Bohrkirchen in der Kapell ahnzustreichen und die 3 Bögen auch die Thür und was Holzwerk ist, ahnzustreichen, alles farb, Leim, Öhl und Schieffernägel auf meine Kösten ahnzuschaffen, kann nicht weniger alß = 160 fl. gemacht werden.«

In einer dritten, im Großherzoglichen Haus- und Staats-Archive befindlichen Urkunde aus demselben Jahre bittet der Frühmesser Fabritius um Ueberweisung des Holzes des alten Kapellendaches für seinen Gebrauch.

Das auf der Zeichnung von 1724 abgebildete Dach wird somit in diesem Jahre durch ein neues ersetzt, welches zugleich ein Gebälk mit »verschweltem« Dachstuhl, d. h. die heute noch bestehende, vorher nicht vorhandene Balkenlage nebst Decke mit Hohlkehle erhält (Taf. 3). Erst im Jahre 1724 wird also die Höhe des Kapellenraumes durch Einziehung einer Decke beschränkt. Außer dieser nicht unwichtigen Veränderung des Innern sollen nach dem oben erwähnten Vertrag mit Zimmermann Ackhermann die zwei Thürme neue Stiegen von Holz erhalten und eine Säule unter die Emporen gesetzt, endlich auch die »Rondelle« mit neuen Dächern bedeckt und linkerhand auf dem Giebel eine »welsche Haube« zum Aufhängen der Glocke angebracht werden. Letztere ersetzt von jetzt an den früher auf der Mitte des Daches befindlichen Dachreiter.

Wir erfahren hier also weiter, daß 1724 bereits Emporen sowie die zugehörigen Treppenthürme vorhanden und wiederherzustellen waren. Es fragt sich nun noch, wann sie überhaupt nothwendig geworden waren. Wir erhalten hierüber bestimmte Nachricht nicht, werden aber wohl nicht fehl gehen, wenn wir ihre Herstellung mit der Einrichtung der Thorhalle zu einer Kapelle in Beziehung bringen, also wohl auch mit der Errichtung der hohen gothischen Giebel, welche durch die Höhe des Innenraumes erforderlich wurden. Daß letztere aus gothischer Zeit stammen, steht nach ihrem Charakter und ihren Spitzbogenfenstern außer allem Zweifel; nur darüber bleibt ein solcher bestehen, ob diese Zeit die frühgothische oder spätgothische ist; denn die Herstellung der Spitzbogen an den Fenstern aus einem Stein und mit einfacher Schräge an den Wandungen läßt die Annahme der ersten Entstehungszeit wohl zu. Gegen Zeiten mit noch schwankender Formensprache würde aber auch die Gestalt der Treppenthürme nicht sprechen; doch ist nicht ausgeschlossen, daß letztere mitsammt den sie erst bedingenden Emporen im Innern für sich in einer späteren Zeit angefertigt wurden. Daß sie aber schon in jener Zeit vorhanden gewesen sind, in welcher der Kapellenraum direkt bis unter das Gebälk der obersten Dachtheile reichte, geht auch noch mit Sicherheit daraus hervor, daß die viereckige steinerne Umrahmung des Thüreinganges der Südseite noch heute eine röthliche Umrandung erkennen läßt, die jener an den Leibungen der Spitzbogenfenster in den Dachgiebeln ähnlich ist. Leider sind die ehemaligen Malereien so zerstört und verwischt, daß sich weder bestimmte Formen noch ein bestimmter Stilcharakter erkennen läßt und die Zeit ihrer Herstellung daher hiernach nicht zu bestimmen ist. Nur sei nicht unerwähnt gelassen, daß die Spindel in dem erhaltenen Treppenthurme den Schluß auf eine möglichst frühe Erbauungszeit rechtfertigt, worauf Schneider[1]) zuerst aufmerksam gemacht hat.

Die geschichtlichen Hauptmomente der fränkischen Thorhalle stellen sich nunmehr unter der Herbeiziehung der Akten des Großherzoglich Hessischen Finanzministeriums und auf Grund obiger Ergebnisse folgendermaßen fest:

[1]) Mit dem Worte quadrithum (quadratum) ist wohl der von einer Profilierung umrahmte Spiegel der Decke gemeint.

[1]) Vgl. Schneider a. a. O.

Erbaut in den Jahren 766—774, wird sie in gothischer Zeit, als das Bedürfniß nach hohen Räumen sich in vorwiegendem Maße geltend machte, zu einer Kapelle umgewandelt und alsdann mit hohen Giebeln, mit Emporen und runden Treppenthürmen, mit neuem Verputz und Malereien versehen. Bei dieser Gelegenheit werden die hinteren Bogenfelder zugemauert. 1697 findet eine nicht näher zu bestimmende, sich aber wohl auf die innere Ausstattung beziehende Reparatur statt. Im Jahre 1724 wird eine Decke eingezogen und ein neuer Dachstuhl aufgesetzt, zugleich werden die schadhaften Treppen wiederhergestellt und verschiedene Tüncherarbeiten vorgenommen. 1726 »ist an der Kapell im Kloster die zwey rundellen rundherumb der Leistbruch aufgebrochen und Von neuem mit Gesims sambt stirnbretter gelatt und gedeckt worden«. 1785 findet eine Wiederherstellung des Schieferdaches statt, das durch Sturm beschädigt worden war. 1827 wurde die Kapelle nach einem Bericht des Großherzoglichen Landbaumeisters »in ganz guten Stand gestellt«. 1842 stürzt der nördliche Treppenthurm ein. 1861 wird der noch jetzt vorhandene Vorplatz angefertigt. 1862 wird die Verankerung der Mauern beantragt und vorgenommen. 1863 werden neue Fenstergestelle eingesetzt; auch erhalten die Fenster Scheiben, deren Vorhandensein zwar in einem Inventar von 1813 Erwähnung findet, in einem Bericht des Kreisbaumeisters von 1849 jedoch in Abrede gestellt wird. Damals sollen die Fenster bloß mit Drahtgittern verschlossen gewesen sein. 1863 wird auch das schadhafte Mauerwerk der hinteren Bogenfelder durch neues ersetzt. 1864 erhielt der Blendbogen über dem Altar eine Bekrönung. 1876 erfolgt die Genehmigung des Großherzoglichen Ministeriums der Finanzen zur Anbringung der Gedenktafel Ludwig's des Deutschen an der Nordseite. 1886 erhält die Kapelle den letzten neuen Anstrich.

Nicht unerwähnt dürfen wir jedoch lassen, daß im Anfange dieses Jahrhunderts dem reizenden Bauwerke das ärgste Schicksal, seine gänzliche Vertilgung vom Erdboden, drohte, und daß wir lediglich der Kunstliebe und Opferwilligkeit eines edlen Fürsten seine Erhaltung zu verdanken haben. Die Gemeinde Klein-Hausen bei Lorsch hatte nämlich im Jahre 1797 die Kapelle von der kurfürstlichen Regierung in Mainz um 250 Gulden ersteigert, um sie abzubrechen und ihr Material zu einem Kirchenbau zu verwenden. Sowohl jener Abbruch wie zunächst auch dieser neue Aufbau unterblieben in Folge der Kriegswirren. Mittlerweile fiel das Land an Hessen, und als nun die Gemeinde Klein-Hausen von ihrem wohl erworbenen Rechte Gebrauch machen wollte, erfuhr Ludwig I. das dem ältesten deutschen Baudenkmale drohende Schicksal und verbot den Abbruch. Nach einem Protokolle vom 3. März 1803 mit der Ortsbezeichnung Klein-Hausen wird der neue Kaufschilling auf 250 Gulden festgestellt. Der Landgraf selber wurde der Käufer. Im Jahre 1804 bewilligte der Landgraf 250 Gulden Zuschuß für den Neubau der Kapelle in Klein-Hausen; wegen einer Gewährung von Holz zu dem beabsichtigten und genehmigten Neubau wurde die Gemeinde außerdem an das Oberforstkolleg verwiesen. Die zur Kapelle eingerichtete Thorhalle zu Lorsch gehört seitdem zu dem Großherzoglich Hessischen Hausvermögen.

Ludwig I hat durch diese rettende That sich die Dankbarkeit der Kunstwissenschaft und der Freunde der Kunst für alle Zeiten gesichert.

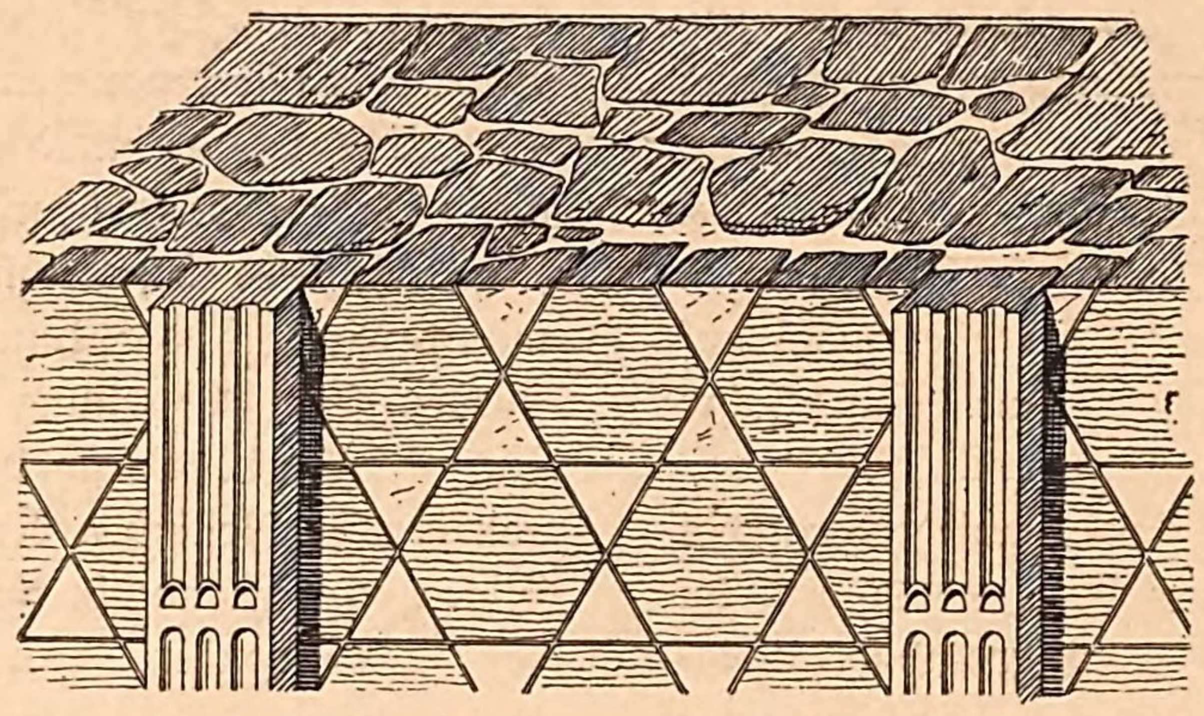


Fig. 16. Steinverband der Thorhalle.

Technisches.

DASS die fränkische Thorhalle der Klosterkirche zu Lorsch all jene Stürme überdauert hat, welche die gleichzeitigen und die jüngeren romanischen Bauten des Klosters in ihren Grundvesten erschüttert und fast spurlos vernichtet haben, daß sie trotz ihres hohen Alters noch jetzt ihre Reize entfaltet wie vor tausend Jahren, ja, in ihrer Altersfarbe und dem Schmucke grauer und grüner Flechten, die sie da bedecken und schützen, wo die Unbilden der Witterung sie am ärgsten treffen müssen, fast noch farbenprächtiger dasteht, wie in ihrer Jugendzeit, das verdankt sie vor allem der gediegenen Ausführung ihres Mauerwerkes, nicht dessen Stärke, sondern der Wahl und Verwendung des Materials und der Sorgfalt in seiner Verbindung zu einem Ganzen.

Das Fundamentmauerwerk weist besondere Eigenthümlichkeiten nicht auf. Es besteht aus mittelgroßen, ziemlich regelmäßig geschichteten Steinen und ist in einer Tiefe von 1,0 m, an dem Südgiebel bis zu einer solchen von 1,45 m unter der Bodenfläche der Halle direkt über dem gewachsenen Boden aufgeführt. Bei dem Südgiebel ließ sich ein zweifaches Mauerwerk feststellen; das obere, etwa 0,70 m tief reichend, macht den Eindruck regelmäßigerer Schichtung. Hier ist wohl über dem ersten Fundament beim Anbau des Treppenthurmes die obere Schicht entstanden. Absätze hat nach unseren Beobachtungen das Fundamentmauerwerk nicht gehabt.[1]) Daß es trotzdem länger als ein Jahrtausend die Last des kleinen Bauwerks hat tragen können, beweist seine Vortrefflichkeit zur Genüge. In dem Voranschlage des Kreisbauamtes zu Bensheim für das Jahr 1861 war jedoch die Ausbesserung des schadhaften Sockels vorgesehen worden. Dieser hatte dadurch gelitten, daß der Boden um die Kapelle sich erhöht und in Folge dessen die Feuchtigkeit jenen angegriffen hatte. Hiermit scheint der bedrohliche Zustand zusammenzuhängen, in dem sich damals die Umfassungsmauern befunden haben sollen; sie zeigten nach den Berichten des Baubeamten Risse und einzelne Steinsprünge, so daß eine Verankerung der gegenüberstehenden Ost- und Westmauer nothwendig erschien und auch ausgeführt wurde.

[1]) Auch die Fundamente der Einhardsbasilika in Steinbach i. O. waren nicht bemerkenswerth stärker als das aufsteigende Mauerwerk.

An den aufstrebenden fränkischen Mauern der West- und Ostseite haben wir zwei grundverschiedene Theile zu unterscheiden: das die Bogen einfassende Quadermauerwerk und das Mauerwerk über den Friesstreifen.

Die Quadern der Pfeiler haben durchaus verschiedene Größe, und es läßt sich deßhalb für ihren Verband keine bestimmte Regel angeben außer dem einen sichtlich hervortretenden Bestreben, die einzelnen Quadern möglichst groß und als Durchbinder zu verwerthen. Manche Steine nehmen die ganze Breitseite der Pfeiler ein, so daß die entsprechende Trommel der Halbsäule an ihrer Mitte vorgearbeitet ist. Trifft es sich so, daß eine Stoßfuge in den Winkel zwischen Halbsäule und Pfeiler zu liegen kommt, so greift die Halbsäule hier mit abgeschrägtem Hinterstück in das Mauerwerk ein (Fig. 17). Die Mauerdicke beträgt bloß 0,53 m. Der größte Block der Pfeiler hat eine Höhe von 1,0 m, eine Breite von 0,45 m und eine Tiefe von 0,55 m; er befindet sich an der Vorderseite. Einer der kleinsten Blöcke hat eine Höhe von 0,15 m, eine Breite von 0,51 m und bindet durch die ganze Mauer. Eigenthümlich ist besonders das Vorkommniß, daß hier und da, wo Säulentrommel und Pfeilerquader aus einem Stück gearbeitet sind, erstere höher hinaufreicht, als das anstoßende Pfeilerstück. Bei der Mächtigkeit der verwendeten Quadern ist die Enge der Fugen bemerkenswerth, deren durchschnittliche Weite nur mit wenigen Millimetern anzugeben ist. Der Regellosigkeit des Verbandes halber könnte man auch dieses Quadermauerwerk als opus incertum bezeichnen.

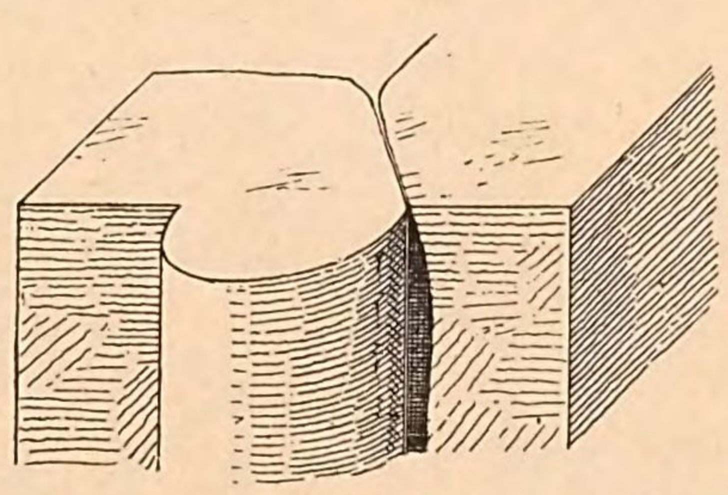


Fig. 17. Steinverband eines Pfeilers der Thorhalle. Ostseite.

Die Wölbsteine der Stichbogen binden sämmtlich durch die ganze Dicke des Mauerwerkes, fallen aber durch die Unregelmäßigkeit ihrer Gestalten auf. Es ist nämlich kaum eine Fuge der Stichbogen radial, und die meisten Steine werden in Folge dieser vorherrschenden Regellosigkeit so unsymmetrisch, daß man sich unwillkürlich die Frage vorlegt, nach welcher Vorschrift denn eigentlich die hier thätig gewesenen Steinmetzen gearbeitet haben; denn trotz der Unregelmäßigkeit des Steinschnittes paßt dennoch ein Wölbstein genau auf den andern und die Fugen sind nicht minder eng, wie an dem Quadermauerwerk der Pfeiler. Der Gedanke, daß man die Fugen der unteren Wölbsteine der Verminderung des Gewölbschubes halber möglichst horizontal gemacht habe, ist bei der geringen Uebereinstimmung der einzelnen Bogensteine an diesen Stellen nicht festzuhalten;

auch zeigt die ganze Ausführung eine gewisse Naivetät, die eine solche bewußte Absicht ausschließt. Wir können in dieser auffallenden Erscheinung nur eine Systemlosigkeit der Erbauer finden, die, mit der Technik des Wölbens noch nicht vertraut, jedem Stein für seine Stelle die hier zufällig erforderliche Gestalt gegeben haben, wodurch eine Regellosigkeit entstand, die wir auch bei dem Quadermauerwerk der Pfeiler beobachtet haben. Die Höhe der einzelnen Keilsteine der Bogen ist 0,23—0,25 m; ihre Breite ist verschieden, durchschnittlich aber größer als die Höhe.

Die Zwickel zwischen den Bogen mußten außen und innen eine verschiedene Ausführung erfahren, da dort die Halbsäulen vor ihnen emporsteigen, im Innern aber bloß glatte Flächen sind. Außen sind die Zwickelflächen neben den Halbsäulen bis zu einer abgleichenden Plattenschicht über den Bogen mit quadratischen, horizontal liegenden weißen und rothen Plättchen ausgefüllt, die am Rande der Bogen von treppenartig aufsteigenden, an der Bogenseite gerundeten Plättchen begrenzt werden. Im Innern aber sind die Zwickel bis zur Höhe jener äußeren abgleichenden Platten mit Quadern ausgefüllt, die in fünf verschieden hohen Schichten ohne Verband mit den Bogensteinen aufgeführt sind. Die Höhe der einzelnen, aus gleich hohen Steinen bestehenden Schichten beträgt 0,22—0,36 m.

Von jener über den Bogen liegenden äußeren Plattenschicht an sind, der äußeren und inneren künstlerischen Ausstattung entsprechend, die angewendeten technischen Verfahren gleichfalls grundverschieden. Während das Aeußere eine Inkrustation mit weißen und rothen vier-, sechs- und dreieckigen Steinen, einem Friesstreifen und Pilastern, die Spitzgiebel tragen, erhalten hat, blieben die entsprechenden inneren Mauerflächen zur Aufnahme eines Verputzes in ziemlich rohem Zustande. Die Untersuchung, welche wir an der Westmauer vornahmen, ergab hier durch Abschlagen des Putzes über den Bogen für letzteren folgendes: er bestand aus mehreren Schichten, die zum Theil verschiedene Anstriche übereinander hatten und wie diese im Laufe der Zeit entstanden waren. Der Reihenfolge nach wurden von außen nach innen folgende Anstriche und Verputze wahrgenommen: bräunlicher, dunkelbrauner, dunkelgelber, hellgelber Anstrich, Verputz aus Kalkmörtel; weißer Anstrich, darunter Spuren von Malerei, dann ein Verputz, der mit Strohspitzen gemischt ist; endlich ein fast steinharter rauher Verputz. Dieser letztere, die Steinflächen unmittelbar deckende Verputz hatte an vielen Stellen eine schmutzige dunkle Färbung, die auch an einigen Steinen sich zeigte und den Eindruck macht, als ob er längere Zeit der Witterung ausgesetzt gewesen sei, das Gebäude also offen dagestanden habe. Der zweite Verputz, in den mit einem Hammer ovale Löcher als Halt für den obersten Verputz gehauen sind, zeigte an der Ostmauer, wo die Untersuchung fortgesetzt wurde, keine Strohspitzen; hier war vielleicht eine spätere Ersetzung des ursprünglichen Putzes nothwendig gewesen. Der unterste Putz, der nur noch an wenigen Stellen vorhanden ist, war von außerordentlicher Härte. Wir werden wohl nicht fehl gehen, wenn wir in ihm Spuren des ältesten, ursprünglichen Bewurfes erblicken.[1])

Das Mauerwerk unter diesen Verputzflächen ist ein unregelmäßiges, auf seiner oberen Fläche in den Fugen ohne besondere Sorgfalt abgeglichenes (opus incertum). Die Steine sind verschieden, meistens mittelgroß und ohne sonderliche Bearbeitung. Um das Mauerwerk genau zu untersuchen, wurde zwischen dem mittleren und nördlichen Fenster ein Loch in die Wand hineingehauen. Diese Arbeit erforderte außerordentliche Mühe, da das Innere von einem vortrefflichen Mörtel zusammengehalten wurde, der das ganze Mauerwerk gleichsam zu einem einzigen Steinblock gemacht hatte, in dem die Steine das lockere, jener, der Mörtel das festere kaum zu zerstörende Material war. Das Innere bestand nämlich nach römischer Art aus einem Gemisch von Mörtel und Steinen, wie wir es in ähnlicher Weise an der Basilika zu Steinbach i. O. kennen gelernt haben. Das Loch wurde bis nahe an die äußeren Bekleidungssteine mit Meißel und Hammer eingebrochen.

Alsdann wurde an eben dieser Stelle die Verbindung der äußeren Bekleidungssteine mit dem Mauerwerk untersucht, indem drei von ihnen ausgebrochen wurden. Sie waren unter sich und einzeln an ihren Kanten von verschiedener Stärke, etwa 0,06 bis 0,12 m stark und am vorderen Rande scharf und glatt bearbeitet, so daß sie sich hier fest aneinander schlossen, hinten etwas konisch zulaufend.[1]) Die Fugen zwischen diesen Blendsteinen waren gleichfalls außerordentlich eng, der Mörtel in ihnen sehr hart und sie selbst überhaupt fest gegen einander verstemmt, so daß es große Mühe und viel Zeit kostete, jene von der Wand loszulösen.

Hinter letzteren wurde mit Steinen vermischter Mörtel sichtbar, wie wir ihn in dem eingemeißelten Loch bemerkt hatten. Die Uebereinstimmung der Unregelmäßigkeiten an den Hinterseiten der Bekleidungssteine mit jenen an den sichtbar gewordenen Flächen der inneren Mauermasse ließ keinen Zweifel mehr darüber, wie die Herstellung des Mauerwerkes bewirkt worden war: man hatte zunächst eine oder mehrere Reihen der genau in einander passenden Steine aufgestellt, an der anderen Seite der zu errichtenden Mauer Bretter angebracht oder auch bloß die Steine direkt auf einander gelegt und alsdann in den so entstandenen Zwischenraum mit größeren und kleineren Steinen vermischten Mörtel gepreßt. Man hatte sich also, kurz gesagt, eines dem bekannten römischen Füllmauerwerk verwandten Gemisches bedient und da, wo die Steine ihre Ecken nach unten richten, das opus reticulatum der Römer direkt nachgeahmt, bei der übrigen Verblendung aber dieses Verfahren zum Muster genommen, dabei es sogar eben so gut wie die Lehrmeister verstanden, sich einen Mörtel von außerordentlicher Güte und Bindekraft zu bereiten. Diesem Mörtel haben wir in erster Linie die wunderbare Erhaltung des kleinen Bauwerkes zu verdanken. Denn die übrigen Zierstücke der oberen Flächen, der Fries, die Pilaster und die Schenkel der Spitzgiebel, reichen nur wenige Centimeter tief in das Mauerwerk hinein. Somit ist die Mittheilung Helwich's, die structura monasterii sei more antiquorum hergestellt, nicht bloß auf die künstlerische Ausstattung, sondern mit mindestens eben demselben Recht auf die angewendete Technik zu beziehen.

Das Mauerwerk der Giebelseiten ist da, wo es durch den Anbau der Treppenthürme und den Aufbau der Giebel nicht beschädigt oder verändert worden ist, gleich dem geschilderten des Obergeschosses. Es macht sich beim Anschlagen mit dem Hammer sofort schon durch seine Festigkeit bemerklich, unterscheidet sich aber von dem späteren im Allgemeinen noch durch die feste Verbindung, in welcher die Steine mit dem Mörtel stehen, und durch die Ausfüllung der Fugen und deren Abgleichung nach der Sichtfläche der Steine. Bei dem neuen Mauerwerk ist nämlich auf diese Verbindung nicht so große Rücksicht genommen, sondern mehr auf die Lagerung der Steine. Auch sind hier die Fugen da, wo der Verputz abgefallen ist, tiefer und der Mörtel lockerer; daß beim Abbruch des nördlichen Treppenthurmes dieser Mörtel sich im Gegensatz zu dem aus fränkischer Zeit sogar als sehr bröckelich erwiesen hat, haben wir schon hervorgehoben.

Die korinthischen Kapitäle der unteren Halbsäulen sind in ähnlicher Weise wie die Verblendsteine einfach in das Mauerwerk eingesetzt. Allem Anscheine nach hat der Künstler, der sie meißelte, kein genaues Maß ihrer Breite und Tiefe gehabt; denn sie sind fast alle etwas zu schwach für die Säulenstämme, denen

[1]) Vgl. weiter unten das Ergebniß der chemischen Untersuchungen der verschiedenen Mörtelarten, das obige Annahme bestätigt.

[1]) Vgl. über die Beschaffenheit dieser Inkrustationssteine noch weiter unten unter »Die fränkischen Fundstücke«.

sie aufgesetzt sind, ausgefallen und waren weiter nach hinten, als erforderlich war, mit Blattwerk und sogar mit einer oberen mittleren Palmette versehen, wie an der Vorderseite, also weit über die Hälfte hinaus bearbeitet. Beim Versetzen wurden die überflüssigen Blätter oder Blatttheile abgeschlagen oder es wurden die angrenzenden Steine so behauen, daß das Akanthusblatt in sie eingelassen werden konnte. Dieser auffallende Umstand verstärkt die Vermuthung, daß die Kapitäle in der Heimath ihres Steinmateriales, in Lothringen, wenigstens der Hauptform nach schon fertig gemacht worden sind.

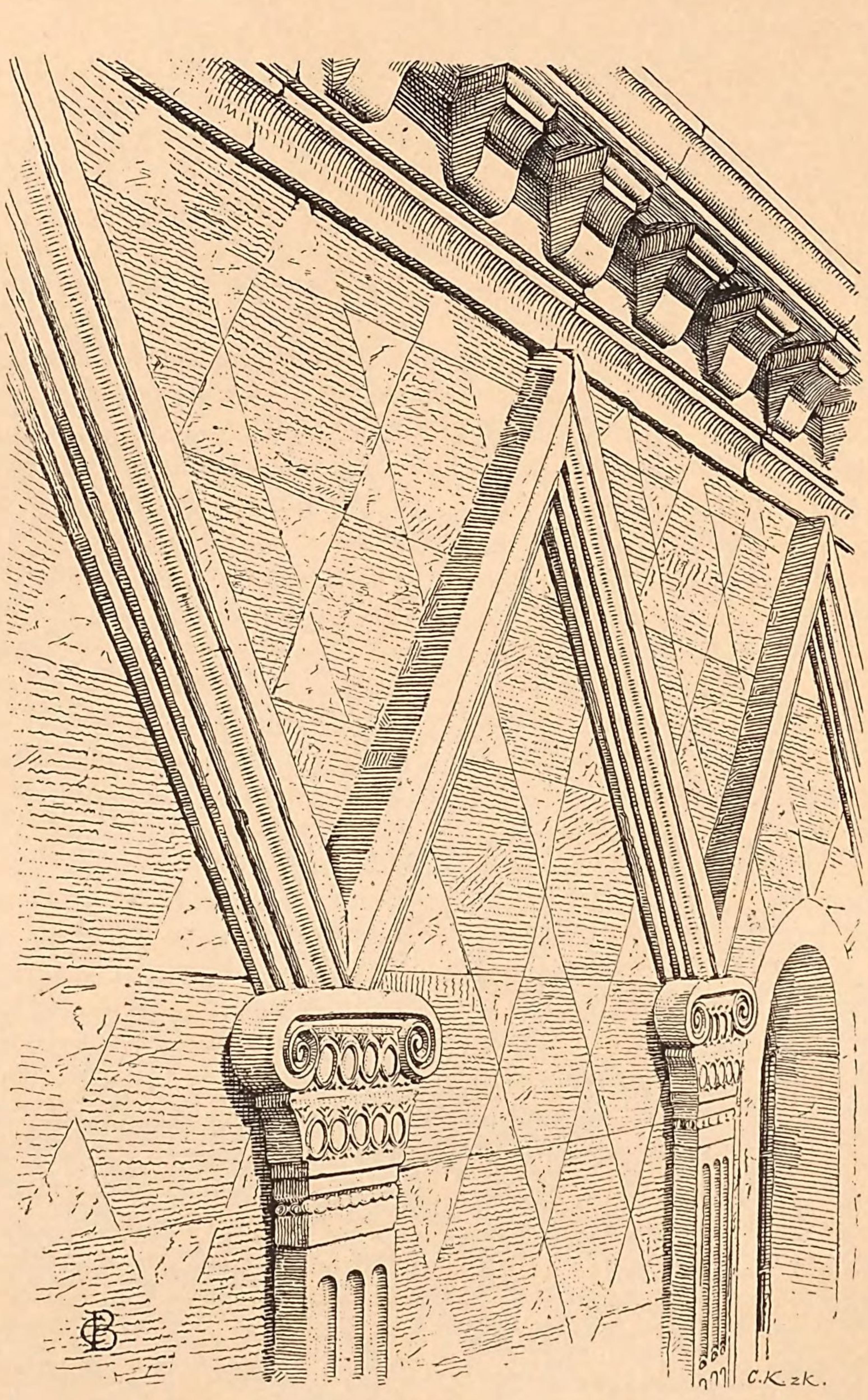


Fig. 18. Spitzgiebel der Thorhalle.

Bei den ionisierenden Pilastern sind die flachen kannelierten Schäfte nur einige Centimeter tief zwischen den Verblendsteinen und dem inneren betonartigen Mauerwerk ein- oder vorgesetzt, ebenso die Kapitäle, deren Voluten sich an manchen Stellen unmittelbar der äußeren Verblendungsmauer anschließen, an anderen aber verschieden weit, bis zu einigen Centimetern, vorspringen.

Interessant ist auch das bei Anbringung der Spitzgiebel beobachtete Verfahren (Fig. 18). Man hat einfach unten über den Kapitälen und an der Spitze, da also, wo zwei Schenkel sich treffen, senkrechte Fugen angebracht und die Schenkel stumpf gegen einander gestoßen, auch hier im Vertrauen auf die Bindekraft des Mörtels und die Spannkraft der seitlichen Blendsteine — ein Verfahren, das auf's Haar dem des Schreiners bei Holzarbeiten ähnlicher Art gleichkommt. Ein heutiger Techniker würde mindestens die oberen Winkelstücke, wenn nicht auch die unteren, der Haltbarkeit halber aus einem Stück hergestellt haben.

Auch die Herstellung des Hauptgesimses zeigt Naivetäten der Steinbehandlung, die nicht gerade auf eine lange geübte Steintechnik schließen lassen (vgl. die Hauptansicht Taf. 4). Der Fugenschnitt ist nämlich ohne Rücksicht auf die Consolen gewählt worden; bald findet sich eine Fuge unmittelbar neben der Console, bald zwischen zwei Consolen, bald aber auf der Console. Man hat also wahrscheinlich die für das Hauptgesims bestimmten Steine neben einander gelegt, die Maaße aufgetragen und nun ohne jede weitere Rücksicht die Consolen und unteren Spiegel genau nach der Zeichnung ausgeführt.

Diese Eigenthümlichkeiten des Steinverbandes rühren offenbar von der geringen Kenntniß seiner technischen Vortheile und seiner Behandlungsweise her. Der Holzbau war bis dahin vorwiegend im Gebrauch, selbst noch bei Kirchen und Kapellen, und ein Vergleich mit dem beim Holzbau üblichen technischen Verfahren lehrt in überzeugender Weise, daß dieses beim Bau der Lorscher Thorhalle bestimmend nachgewirkt hat. Trotz aller Unregelmäßigkeiten in der Herstellung der einzelnen Steine des Quadermauerwerkes haben aber die Erbauer einen festen dauerhaften Verband erzielt. Sie haben an dem unteren Geschosse des Mauerwerkes offenbar nach Zimmermannsart zuerst auf dem Werkplatz alles an einander gepaßt und stimmend gemacht; schwerlich ist die Zuhauung der Pfeilerquadern sowohl wie der Wölbsteine erst auf dem Gerüst erfolgt, da hier das genaue Ineinanderpassen der unregelmäßigen Stücke mit zu großen Schwierigkeiten verknüpft gewesen wäre. Bei dem Obergeschosse hat man sich einzig und allein auf die Festigkeit des Bindemittels verlassen und die einzelnen Theile, wie schon bemerkt, nach Schreinerart in- und aneinander gekittet. Wir werden übrigens noch kennen lernen, wie die Holztechnik auch noch in formaler Weise bestimmend auf das Bauwerk eingewirkt hat.

Für die Zeitbestimmung der Thorhalle war den Kunstforschern bisher gerade das Mauerwerk maßgebend gewesen. Kugler[1]) und Schnaase[2]) konnten sich wegen seiner Vortrefflichkeit nicht entschließen, den Bau in eine frühere Zeit als das Aachener Münster zu setzen. Sie haben aber offenbar nur nach einer flüchtigen Untersuchung, nach dem äußeren Scheine des Mauerwerkes geurtheilt. Hätten sie den unsystematischen Fugenschnitt des unteren Quadermauerwerkes und der Bogen, sowie den durchaus regellosen Verband im Inneren des oberen Mauerwerkes, das bis jetzt überhaupt nicht untersucht worden war, beobachtet, so würden sie eine so wichtige Folgerung nicht haben ziehen können; im Gegentheil würden sie erkannt haben, daß das untere Mauerwerk auf eine geringe Kenntniß des Quaderbaues, das obere auf eine nahe Verwandtschaft mit der römischen Technik schließen lasse, daß somit der Bau auch zeitlich der römischen und den noch unselbständigen Anfängen der deutschen Kunst mindestens sehr nahe stehen müsse. Wie wenig übrigens der eine dieser Forscher sein Augenmerk auf das Technische gerichtet hat, geht schon daraus hervor, daß er die Verkleidung wiederholt als ein Tafelwerk aus Marmor bezeichnete, während dieselbe aus Jura-Kalkstein und Sandstein besteht.

Will man nach einer systematischen Entwicklung der Technik

[1]) Kugler, Gesch. d. Baukunst. Erster Band. Stuttgart 1856. S. 411 ꝛc.

[2]) Schnaase a. a. O. Bd. 3. S. 543: »Die ganze technische Ausführung des Mauerwerkes unterscheidet sich durch ihre Präzision sehr auffallend von der Nachlässigkeit, die wir an dem Kaiserbau zu Aachen wahrnehmen . . . . Man kann nicht annehmen, daß diese sorgfältige Behandlung hier schon vor der Weihe des Jahres 774 eingetreten sei, da Karl bei seiner Schloßkapelle im Jahre 793 sich mit sehr viel weniger geübten Arbeitern begnügen mußte.«

suchen, so ist es lehrreich, den Blick nach Lorsch nahe gelegenen Bauwerken der Karolingerzeit zu richten, nach Seligenstadt und Steinbach. Das Quadermauerwerk der Basilika an letzterem Orte, regelmäßig und aus annähernd gleich großen Quadersteinen da geschichtet, wo die Mauer sich dem Anblick preiszugeben hatte, verräth allerdings gegenüber der Lorscher Thorhalle eine größere Sicherheit und Erfahrung in der Technik des Steinverbandes. Dasselbe läßt sich von den Bogen des Mittelschiffes sagen, deren Keilsteine durchaus regelrecht zugehauen sind. Auch die karolingischen Pfeiler und Bogen der Basilika zu Seligenstadt, die aus Ziegelsteinen hergestellt sind, lassen einen solchen Fortschritt erkennen.

Das Material, aus welchem die Thorhalle erbaut wurde, ist weißlicher und röthlicher Sandstein und Jura-Oolith (Kalkstein). Die nahe gelegene Bergstraße oder der Odenwald haben allem Anscheine nach das vortreffliche Material erster Art geliefert; der Ort der Herkunft läßt sich jedoch nicht feststellen.[1]) Der Jura-Oolith, aus dem sämmtliche Kapitäle, der größte Theil der weißen dreieckigen Steine und ein kleiner Theil der viereckigen besteht, stammt aus jener Gegend, aus welcher die Erbauer kamen, von dem Plateau westlich von Metz.[2]) Bemerkenswerth ist aber außerdem, daß an der Ostseite unter dem südlichen Kämpfergesims des südlichen Bogens ein vortrefflich gebranntes Ziegelplättchen als Ausgleich verwendet worden ist, mit anderen Funden ein Beweis dafür, daß die Erbauer mit der Technik des Ziegelbrennens wohl bekannt waren[3]). Die Behandlung der senkrechten Oberflächen der glatten Steine ist an den meisten Stellen nicht mehr zu erkennen. Eine Flechte hat sich auf ihnen eingenistet und die weicheren Bestandtheile aufgezehrt, so daß nach dem Abreiben die Flächen gleich einem Knochengewebe wie aus einzelnen Zellen zusammengesetzt erscheinen. Nur da, wo Wind und Wetter weniger einwirken konnten, wie an den Leibungen der Bogenöffnungen, ist die Art der Bearbeitung noch deutlich wahrnehmbar. Die Flächen sind hier mit kleinen quadratischen Vertiefungen versehen, die durch schmale Stege getrennt sind: sie sind offenbar mit dem Stockhammer bearbeitet worden. Auffallenderweise ist die Benutzung dieses Werkzeuges auch an den Kämpferprofilen der Bogen zu erkennen.

Die Quadersteine sind wie die Inkrustationssteine mit scharfen Ecken versehen. Auf ein Ausfugen mit Mörtel ist hier nicht gerechnet worden.

Eine nähere Betrachtung verdienen die mit Ornamenten bedachten Theile, die Kompositkapitäle des unteren Geschosses, die ionisierenden des oberen und das Gurtgesims. Antikisierend in der Zeichnung, haben sie sämmtlich dennoch einen der Antike fremden Charakter. Die technische Behandlung, welche sie erfahren haben, entspricht der letzteren nicht; zum Theil aber hat sie auch der Gestaltungsfähigkeit des Steines nicht Rechnung getragen. Zwar lösen sich die Akanthusblätter der Kompositkapitäle mit den Spitzen von dem Kern ab und neigen dieselben herab; aber sie sind trotzdem schwer und massig gearbeitet. Der Eierstab zwischen den Voluten ist flach und die Blattverzierung liegt auf den letzteren fest auf. Die ganze Bearbeitung erweckt den Anschein, als ob man sich gescheut hätte, das Material kräftig zu hinterschneiden und zu durchbrechen; das Blattwerk liegt wie festgelöthet auf dem Kern, ohne sich zu einem wirklichen Eigenleben aus ihm herauszuentwickeln. Diese Gebundenheit des Ornamentes an den Kern tritt bei den ionisierenden Pilasterkapitälen und dem Gurtgesims noch deutlicher hervor: man hat bei ihnen alles Ornamentale einfach durch Einmeißelung von Vertiefungen in eine ebene Fläche hergestellt. Nur die Voluten der Pilasterkapitäle sind durch eine geringe Ausladung vor ihren übrigen Ornamenten als wichtigste Theile auch für das Auge kenntlich gemacht. Noch auffallender aber ist der bei den Vertiefungen fast durchweg vorkommende scharfe Winkel: die Akanthusblätter und Palmetten des Frieses machen den Eindruck, als ob sie mit einem mehr oder minder kräftigen Grabstichel eingeschnitten seien; sie sind im Kerbschnitt gearbeitet. Hiermit ist uns ein weiterer Fingerzeig über die Ursache jener dem Steinmaterial an sich fremden Behandlungsweise gegeben: man hat auch hier die Technik der Holzbearbeitung auf den Stein übertragen; die Ornamente der Kapitäle und des Gurtgesimses erscheinen wie aus Holz gearbeitet.

Dieses Verfahren steht somit völlig in Uebereinstimmung mit dem, welches wir oben bei der Zusammenfügung der einzelnen Theile des Baues zu einem Ganzen beobachtet haben. Für die Komposit- und ionisierenden Kapitäle[1]) haben die Erbauer zudem ein solches Steinmaterial gewählt, welches eine Bearbeitung nach Art jener des Holzes am leichtesten zuläßt, einen weichen Kalkstein, Jura-Oolith, der sich noch jetzt mit dem Messer und Grabstichel leicht bearbeiten läßt. Daß er, wie gesagt, aus der Gegend westlich von Metz stammt, ist für uns um so beachtenswerther, da wir wissen, daß die Erbauer des Klosters von dort, aus dem Kloster Gorzia bei Metz, dem heutigen Gorze, kamen. Sie haben also das Material aus der Gegend des Mutterklosters geholt, vielleicht gar gleich bearbeitet bezogen.[2]) Es wurde den Arbeitern sehr leicht, in diesem Material mit dem Meißel die eigenthümliche Form des Kerbschnittes nachzubilden. An römische Technik erinnern aber im Schnitt dieser Blätter nur die Augen in den Winkeln, die jedoch konische oder trichterförmige Gestalt haben, als ob sie durch Drehen eines Grabstichels und nicht eines Bohrers entstanden seien. Somit weist auch die an den Ornamenten erkennbare Technik der Steinmetzen darauf hin, daß die hier thätigen Künstler noch ungeübt in der Behandlung der Steine waren und daß sie deßhalb die ihnen bekanntere Technik der Holzbearbeitung frisch und keck auf das Steinmaterial anwendeten. Es mußte ihnen dieses um so weniger auffällig sein, da das Steinmaterial dieser an sich schlichten Behandlungsweise keine Hindernisse in den Weg legte.

Diese Uebertragung der Holztechnik auf den Steinbau ist für unsere Betrachtungen nicht ohne Wichtigkeit, zumal da sich feststellen läßt, daß gleichzeitig eine ähnliche auch auf das Metall stattgefunden hat. Bei gegossenen Schmuckgegenständen hat die merowingische Zeit nämlich zur Herstellung der Ornamente sich gleichfalls mit Vorliebe des Kerbschnittes bedient, der hier wie dort der Holztechnik entlehnt ist. Das Holz war eben noch in merowingischer Zeit das Hauptmaterial der Architektur und Skulptur, und als die Kirche, theils im Anschluß an die monumentalen Werke der altchristlichen und römischen Kunst, theils unter Rücksichtsnahme auf die größere Sicherheit gegen Zerstörung durch Brand, auch in den Ländern diesseits der Alpen mehr und mehr zum Steinbau überging, da mußte sie sich nothgedrungen auch

[1]) u. [2]) Nach den Untersuchungen des Herrn Dr. Lepsius, Professors der Mineralogie an der Technischen Hochschule in Darmstadt.

Wir machen übrigens darauf aufmerksam, daß auch die Kuppel der Palastkapelle Karl's d. Gr. in Aachen aus Jura-Oolith hergestellt ist. »Die Bearbeitung ihrer Werksteine ist mit solcher Genauigkeit ausgeführt, daß sowohl die Stoß- wie die Lagerfugen die Stärke von 4 mm nicht übersteigen.« Vgl. Rhoen, Die Kapelle der karolingischen Pfalz zu Aachen. 1887. Druck von F. N. Palm in Aachen. Jedoch haben wir nicht zu übersehen, daß die Chronik von Verdun (Rerum gallicarum et franciscarum tomus quintus, von Martin Bouquet. Paris M.DCC.XLIV. Seite 373) ausdrücklich bemerkt, daß die zur Pfalzkapelle verwendeten Quadersteine aus der zerstörten Stadt Verdun stammten: De quadris autem lapidibus dirutae civitatis (Virdunicae) Aquisgrani Capella extructa est.

[3]) Vgl. weiter unten das Kapitel »Die fränkischen Fundstücke«.

[1]) Vgl. die Abbildungen in dem folgenden Kapitel.

[2]) Vgl. auch weiter unten unter dem Kapitel: »Die fränkischen Fundstücke« die Besprechung der aus Jura-Oolith hergestellten Formen.

einheimischer Bauleute bedienen, welche nunmehr die von ihnen bis dahin geübte Technik nach Möglichkeit auch beim Steinbau beibehielten. So sind denn diese für letzteren eigenthümlichen Erscheinungen nicht bloß für die stilistische, sondern auch für die zeitliche Bestimmung von Bedeutung: beweisen sie für die erstere, daß der Bau als Kunstwerk doch nicht so ganz einsam dasteht, als es bei einem Vergleich mit den vorhandenen Baudenkmälern der ältesten Epoche unserer vaterländischen Kunst scheinen mag, daß er vielmehr in eine bestimmte Klasse von Denkmälern eingereiht werden kann, so sind sie hinsichtlich der Zeitbestimmung ein nicht zu unterschätzendes Beweisstück für die Richtigkeit der erhaltenen urkundlichen Nachrichten über die Erbauungszeit der Thorhalle.[1])

Es erschien auch für die Entscheidung der archäologischen Fragen nicht unwichtig, die bei den Lorscher Bauten verwendeten Mörtel einer Untersuchung auf ihre Bestandtheile unterziehen zu lassen. Der von karolingischen Bauten als charakteristisch geltende Zusatz von Ziegelmehl fehlte, wie schon mitgetheilt, auch in Lorsch nicht, war jedoch allem Anschein nach nur bei solchen Massen verwendet, welche unmittelbar mit dem gewachsenen Boden in Berührung kamen, also bei Estrichen und Fundamenten. Im aufsteigenden Mauerwerk haben wir einen mit Ziegelmehl oder Ziegelbrocken gemischten Mörtel nicht feststellen können. Hingegen haben sich andere nicht zu verkennende Uebereinstimmungen einzelner Mörtel ergeben, und zwar zunächst zwischen denjenigen aus der Fundamentierung der ehemaligen südlichen Seitenschiffmauer, einem Stück Mörtel, das über der Betonschicht der nördlichen Vorhofmauer gefunden wurde, und dem untersten, also ältesten Verputze der inneren Flächen der Thorhalle.

Wir veranschaulichen diese Uebereinstimmung nebst einigen andern Resultaten von Mörteluntersuchungen in der folgenden Tabelle, welche wir den Untersuchungen der Großh. chemischen Prüfungs- und Auskunfts-Station für die Gewerbe in Darmstadt verdanken.[2]) Nr. I bezeichnet den Mörtel des Fundaments, Nr. II Mörtel von der Stelle der ehemaligen nördlichen Vorhofsmauer, Nr. III den inneren Verputz der Thorhalle.

Es enthält %	I	II	III	IV	V
Feuchtigkeit	0,46	0,70	0,36	0,28	0,54
Chem. gebund. Wasser u. org. Substanzen	1,79	3,17	1,87	1,73	2,77
Sand	43,97	32,72	48,00	69,03	77,11
„Lösliche" Kieselsäure . . .	0,43	0,48	0,78	1,90	1,74
Kohlensaurer Kalk	50,75	58,62	46,41	24,57	14,76
Kalk, anderweitig gebunden . .	1,10	2,77	1,37	1,46	1,62
Eisenoxyd u. Thonerde . . .	0,96	0,94	1,06	1,38	1,57
Schwefelsäure, Magnesia, Chlor .	Spuren	Spuren	Spuren	Spuren	Spuren
Summe . .	99,46	99,40	99,85	100,35	100,11

[1]) Wir bemerken jedoch ausdrücklich, daß der Kerbschnitt in die romanische Kunst mit übergegangen ist. Nur tritt er hier in nicht so auffallender Weise hervor, zumal in späterer Zeit, wo die Ornamentik sich wieder an die Erscheinungen der Natur wendet.

[2]) Die Untersuchung des Fundamentmörtels wurde 1888, die des Verputzes 1890 ausgeführt.

Diese drei Mörtelarten haben einen auffallend hohen Kalkgehalt, und zwar soll nach der chemischen Untersuchung in den frischen Mörteln gewesen sein:

bei	I	II	III	
	59,42 %	47,29 %	36,02 %	Kalkhydrat,

während die heutigen Mörtel so gemischt werden, daß bloß 13 bis 15 % Kalkhydrat vorhanden sind. Bei einem unter der früheren Hauptapsis der Hauptkirche gefundenen Mörtelstück berechnete sich das vorhandene Kalkhydrat für den frischen Mörtel sogar auf 59,40 %, wobei jedoch hervorzuheben ist, daß er mit Ziegelstücken gemischt war.

Der heutigen Mörtelbereitung steht von den älteren Mörteln am nächsten Nr. IV, der Mörtel aus der westlichen Mauer der Thorhalle, der an Kalkhydrat den heute hergestellten Mörtel doch noch um etwa die Hälfte bis ein Drittheil übersteigt. Ein unter Nr. V mitgetheiltes Resultat bezieht sich auf ein Stück Verputz, welches der Ostmauer der Thorhalle direkt unter dem heutigen Verputz entnommen wurde. Es entstammt allem Anschein nach der gegen Ende des 17. Jahrhunderts vorgenommenen Reparatur der Thorhalle und ist gleich unserm heutigen Mörtel hergestellt.

Von den älteren Mörteln gehörte I und II einem Beton und III einem Verputz an, während IV dem Innern der Mauer entnommen wurde. Ob diese verschiedene Verwendungsweise maßgebend für die verschiedenen Mengen Kalk gewesen ist, muß dahin gestellt bleiben. Jedenfalls hat eine gewisse Kalkverschwendung gegenüber den heute üblichen Mischungsverhältnissen der Mörtel bei diesen vier Arten stattgefunden, und es ist dem Urtheile der untersuchenden Station zuzustimmen, wenn sie aus jenen Ergebnissen die Folgerung zieht, »daß die jetzt für die Mörtelbereitung üblichen Grundsätze zu der Zeit, in welcher die betreffenden Bauten ausgeführt wurden, noch nicht maßgebend, auch nicht auf dem Wege der Praxis erkannt waren.«

Dieses Ergebniß stimmt hinsichtlich des Mörtels aus fränkischem Mauerwerk mit Beobachtungen, die an anderen Orten gemacht wurden, überein.[1]) So fehlt dem Mörtel in fränkisch-merowingischen Mauern des Aachener Palastes der Zusatz von Ziegelmehl, der in karolingischem Mörtel auch hier zu beobachten war. Es liegt daher die Annahme nahe, daß der mit Ziegelbrocken durchsetzte Lorscher Mörtel gleichfalls letzterer Zeit angehört, wogegen auch die in karolingischer Zeit in der Lorscher Hauptkirche noch fortgesetzte Bauthätigkeit nicht spräche. Nur heben wir hervor, daß auch der mit dem überaus reichlichen Kalkzusatz versehene fränkische Mörtel von der chemischen Untersuchungsstation als vorzüglich erklärt werden mußte. Das Fehlen des Ziegelmehles in dem Mörtel der Thorhalle würde demnach gleichfalls für deren Erbauung in fränkischer und nicht, wie bisher angenommen wurde, in karolingischer Zeit sprechen, zumal da den Bauleuten dieser Epoche auch in Lorsch die Vortheile des Ziegelmehlzusatzes zum Mörtel wohl bekannt waren.[2])

[1]) Vgl. Clemen, P., Der karolingische Kaiserpalast zu Ingelheim in der Westdeutschen Ztschrft. 1890. S. 76.

[2]) Der Beton des oben erwähnten fränkischen Fundamentmauerwerkes war mit größeren Ziegelbrocken nur auf der Oberfläche versehen; einige kleine Bröckchen, welche sich ganz vereinzelt im Innern vorfanden, sind offenbar zugleich mit den beigemischten Sandsteinbrocken unabsichtlich hineingekommen. Die chemische Untersuchung stellte, wie schon erwähnt, das Fehlen von Ziegelmehl fest.

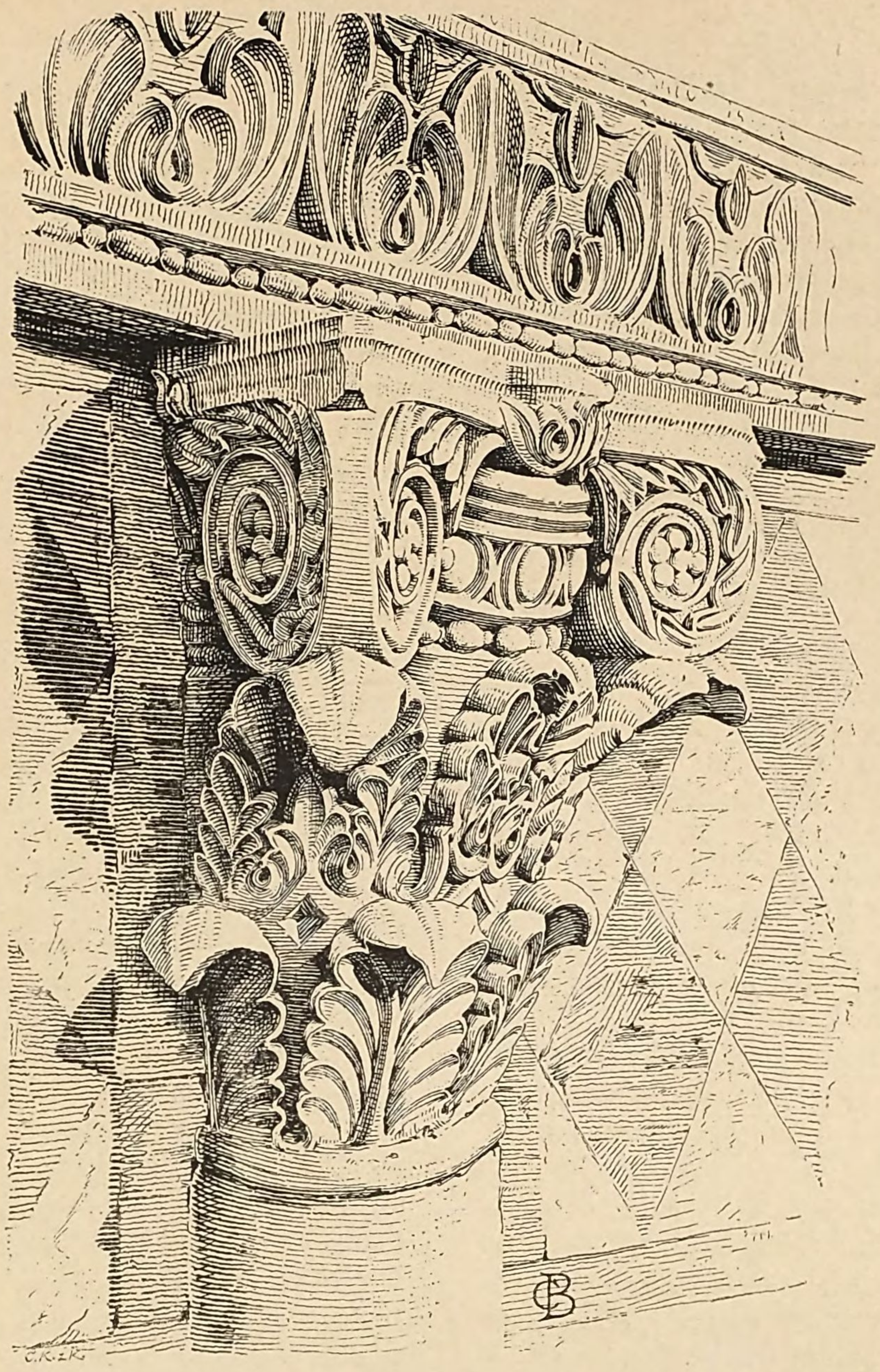


Fig. 21. Kompositkapitäl der Thorhalle.

Formensprache.

DIE unter Nachahmung klassischer Formen erbaute fränkische Thorhalle zu Lorsch athmet in ihrer ganzen Erscheinung auch dann noch einen von andern, fremden Einflüssen beherrschten Geist, wenn wir uns das störende steile Dach und den noch vorhandenen südlichen halbrunden Anbau fort- und ersteres mit dem alten Giebelgesims in seiner ursprünglichen Flachheit abgeschlossen denken (Taf. 4 und Fig. 12). Wenn man sie jedoch einer der »sogenannten Renaissance-Perioden« zugewiesen hat, »in denen eine bewußte Wiederaufnahme der antiken Formen stattfand«,[1]) so ist dieses nicht ganz richtig, da sie vielmehr als eines der letzten Endglieder der bis dahin ununterbrochenen klassischen Formentradition zu betrachten ist. Das kleine Bauwerk ist auf dem Boden der altchristlich-römischen Kunstanschauung erwachsen, ein mit Bewußtsein und Absicht seiner Erzeuger die klassische Sprache redendes Werk. Aber die Zunge, welche hier spricht, und das Ohr, welches zunächst hört, sind an die Eigenlaute der fremden Sprache nicht gewöhnt: ohne daß es bemerkt wurde, erklingt sie darum in den gewohnten heimischen Lauten und durchdringt sich mit den heimischen Verhältnissen entsprossenen Formen und Satzgefügen. Obgleich daher die Erbauer sich der antiken Formen bedienen, immer der Antike gemäß schaffen wollen, können sie doch ihre natürliche ästhetische Empfindung nicht unterdrücken: sie schaffen zwar nach klassischem Vorbilde, aber nach dem klassischen Vorbilde ihrer eigenen naiven, künstlerischen Auffassung und dabei mit den geringeren technischen Hülfsmitteln und der geringeren Uebung ihrer Hand.

Die gesammte merowingische Kunst ist mit antiken Erinnerungen durchsetzt, selbst die Kleinkunst, welche in den in unseren Museen aufgestellten, zum Theil höchst kostbaren Funden eine glänzende, ihre Schöpfer ehrende Neuerstehung erlebt hat, obwohl gerade sie der künstlerischen Phantasie die größte Freiheit und Unabhängigkeit gewährte. Die Schönheit der Antike, auf welche die Germanen überall in den eroberten Ländern stießen, wurde von den jugendlich frischen und empfänglichen Gemüthern nicht

[1]) Vgl. oben S. 2.

zurückgewiesen, wenn sie ihnen auch fremd, vielleicht zu vornehm und ruhig erschien, und es ist ein anziehendes Schauspiel, zu beobachten, wie in der Kleinkunst die antiken Formenelemente dem neuen, schöpferischen Drange sich unterordnen und ihre gemessenen Linien vielfach der überall nach Leben und Bewegung trachtenden ästhetischen Schöpfungskraft der Germanen opfern müssen. In fremden Besitz gerathen, kämpft die antike Kunst auch diesseits der Alpen so noch lange Zeit um die Erhaltung ihres formalen Lebens, selbst da, wo sie nur als Treibhauspflanze ein mattes Dasein hätte führen können, bis in der romanischen Kunst endlich die germanische Phantasie die antiken Erinnerungen völlig überwindet, ohne sie jedoch gänzlich zu vernichten.

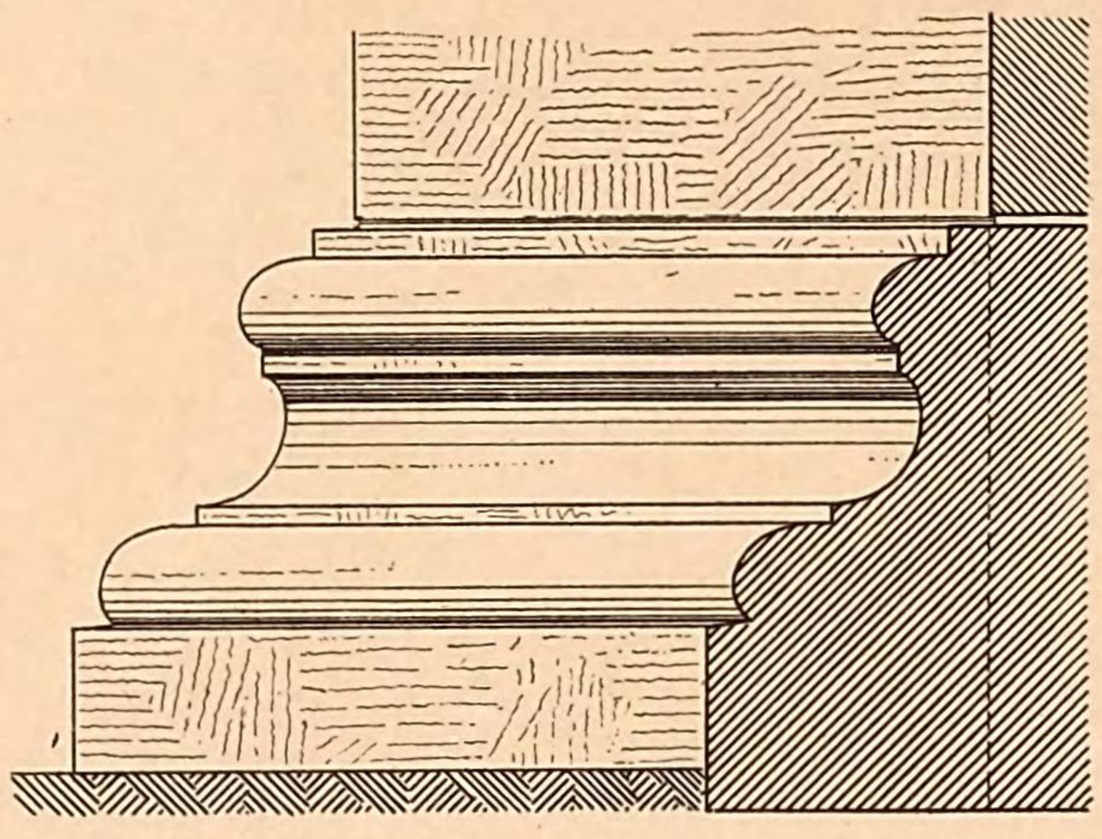


Fig. 19. Profil der attischen Basen der Halbsäulen und Pfeiler.

In ungünstigerer Lage als bei der Kleinkunst waren die Merowinger, unter ihnen auch die Franken, bei der monumentalen Steinarchitektur, welche die Kirche für ihre gottesdienstlichen Bauten nicht entbehren wollte, obwohl sie den vorherrschenden Holzbau keineswegs von sich wies.[1]) Auf diesem Gebiete der schaffenden Kunst stand ihnen keine Erfahrung zur Seite: sie waren genöthigt, an die mehr als tausendjährige Tradition der hellenisch-römischen Kunst anzuknüpfen. Wie sich die Franken die technischen Erfahrungen dieser lebensmüden Greisin auch bei Erbauung der Thorhalle zu Nutze gemacht haben, ist schon hervorgehoben worden; hinsichtlich der Formensprache fühlten sie sich ebenso gebunden, wenn sie den Ansprüchen der Kirche an höhere und befriedigende Schönheit genügen wollten. Aber auch hier konnte und wollte die Jugendkraft der Phantasie nicht bloß sklavisch schaffen; indem sie ihre eigene Auffassung der Antike zur Geltung brachte und zugleich dem ungezügelten Drange nach Reichthum, Fülle und Leben der Formen sich hingab, schuf sie Merowingisch- oder Fränkisch-Antikes, etwas Altes und doch zugleich etwas Neues, Eigenthümliches, nie Dagewesenes. Viele Erzeugnisse zeigen sich freilich noch unklar in ihrem Charakter; denn die Gährung der Gefühle ist zwar mächtig, aber noch nicht vollzogen, und da dem Bischof von Trier im sechsten Jahrhundert bei der Wiedererbauung seines Domes diese halb barbarisch erscheinende Kunst des heiligen Werkes wohl nicht ganz würdig zu sein schien, so ließ er zur Herstellung der Säulen Künstler aus Italien rufen, wo die antike Kunst sich noch reinerer Vertreter zu erfreuen hatte. Man merkt den aus fränkischer Zeit stammenden Kapitälen des Trierer Domes darum auch die italische Schule an, aus der sie hervorgegangen sind.

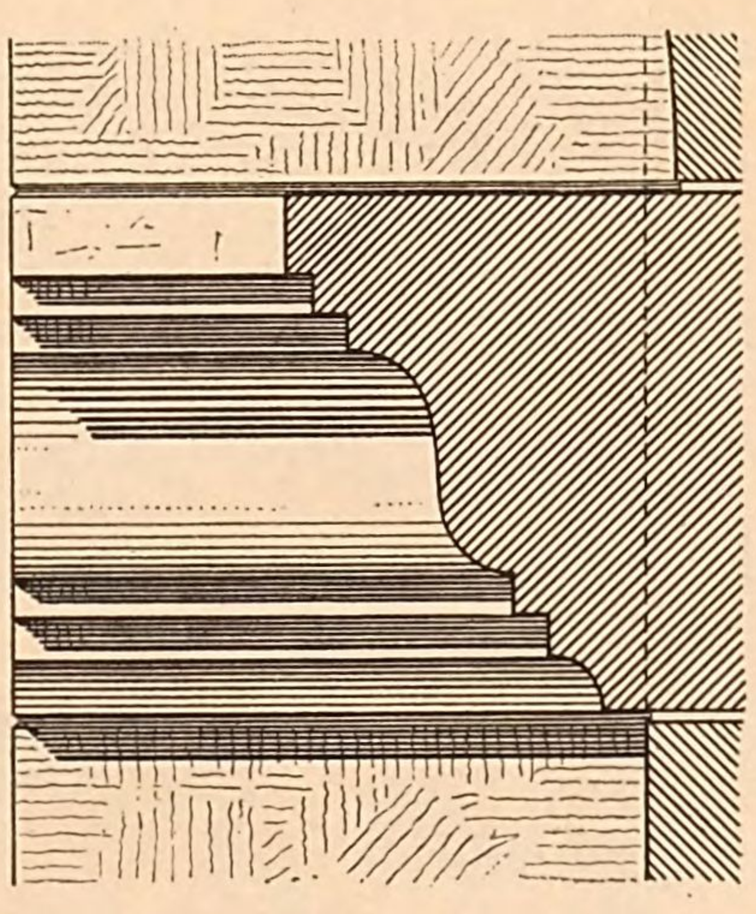


Fig. 20. Kämpferprofil der Thorbogen.

Anders als dort steht es um die Zierformen der Lorscher Thorhalle. Von italischen Künstlern erzählt die Chronik uns nichts, nur von einfachen Mönchen; Abt Gundeland brachte ihrer vierzehn oder sechzehn, unter denen Reginfridus und Wluinus mit Namen hervorgehoben werden, mit nach Lorsch. Sie waren nach den Worten des Chronisten reif an Alter und Verstand und kamen aus dem Kloster Gorzia bei Metz. Diese Nachricht ist für die Baugeschichte des zweiten Klosters der Cancor'schen Schenkung bis jetzt nicht genügend gewürdigt worden. Denn Bischof Chrodegang, der zugleich der von Cancor berufene Gründer und erste Abt in dem Kloster auf der Weschnitzinsel gewesen war, hatte vorher zwei andere Klöster gegründet: Gorzia und Nabor (Hilariarum, später St. Avold). Es ist daher anzunehmen, daß jene auch an Alter reifen Mönche nicht zum ersten Male an der Erbauung eines Klosters Theil nahmen, daß sie vielmehr den zweiten Abt, Gundeland, den Bruder des ersten, auch mit bautechnischen Erfahrungen bei der Aufführung des zweiten Klosters auf den Sandhügeln bei Lorsch kräftig unterstützt haben. Damit ist uns aber ein wichtiger Fingerzeig über die Herkunft des Stiles der Lorscher Klosterkirche gegeben: wir werden nach dem Westen gewiesen, dorthin, wo die römische Kultur diesseits der Alpen ihre reichste Entfaltung, ihre sichersten Stützpunkte und vielfach auch ihre Ausgangspunkte für die Länder diesseits des Rheines gefunden hatte. Länger als anderswo hat in den westlichen und südlichen Provinzen des heutigen Frankreichs die römische Kunsttradition fortgelebt; sie hat hier die Zeit des romanischen Stiles überdauert, so daß selbst noch in gothischer Zeit antikisierende Pilaster mit Kanneluren kein Aufsehen erregten. So dient denn jene Nachricht von der Uebersiedelung der Mönche des Chrodegang aus einem noch neuen Kloster, das in dem Gebiet der jenseits des Rheines wohnenden ripuarischen Franken gelegen war, nach Lorsch nicht nur zur Erklärung des Stiles, den wir an der Thorhalle als in ganz Deutschland einzig dastehend bewundern müssen, sondern auch zur Erklärung der Möglichkeit einer solchen Bauweise in technischer und ästhetischer Beziehung überhaupt. *Die Erbauer von Lorsch haben nicht bloß das Material zu den wichtigsten Baugliedern, sondern auch ihre Kunst dem Westen entlehnt.* Es ist darum auch keineswegs als ein Zufall anzusehen, daß die noch vorhandenen stilistisch verwandten Bauerscheinungen mit Ausnahme eines einzigen Werkes dem Westen des großen Frankenreiches angehören.

Wie man nicht mit Unrecht die fränkische Thorhalle zu Lorsch zu den Triumphbogen der Römer in Beziehung gebracht hat, so sind auch die sämmtlichen Zierglieder der beiden Façaden der römischen Kunst entlehnt. Nur tritt bei dem Vergleich der ersteren mit einander sofort eine charakteristische Verschiedenheit der Thorhalle von jenen römischen Werken hervor: die meisten Zierformen sind flacher, sind weniger plastisch als ihre Vorbilder. Die Säulen sind kaum Halbsäulen, der architravartige Fries über ihnen tritt nur wenig von der Fläche heraus, noch weniger die ionischen Pilaster mit ihren Giebeln. Am kräftigsten und dem Sinne der Alten am entsprechendsten ist das steinerne Hauptgesims mit seinen Consolen und den zwischen ihnen unten vortretenden Spiegeln behandelt. Am auffallendsten macht sich jene Flachheit an den mit einer Platte, einem Karnies und zwei unteren Plättchen profilierten Leisten der Dreiecke fühlbar: letztere sind nur als Dekoration und Halt für die Verkleidungssteine, nicht als Verdachung verwendet. Mit diesen Worten streifen wir überhaupt den wesentlichen Unterschied in dem Charakter dieses Bauwerkes von dem seiner römischen Vorbilder: an die Stelle des plastischen Formenprinzips ist das malerische getreten, das ebensowohl in der eigenartigen Verwendung römischer Formen, wie in dem Wechsel des weißen und rothen Sandsteines bestimmend hervortritt. Hierin bleibt die Thorhalle zu Lorsch trotz ihrer direkten Anlehnung an die Antike streng in den Grenzen der merowingischen Kunst, der monumentalen wie der Kleinkunst, deren Grundprinzip durchweg ein malerisches ist.

[1]) So zeigen noch Silberdenare der Ottonenzeit eine Holzkirche als Gepräge.

Das der Façade zu Grunde gelegte System ist ein zweckgemäßes und übersichtliches, in allen Theilen wohldurchdacht und der angewendeten Technik entsprechend. Sie ist zweigeschossig. Unten wie oben dienen die Säulen und Pilaster nicht bloß als ästhetische Ausdrucksformen für statische Kräfte, sondern sie spannen mit den von ihnen getragenen Bauformen, dem Fries und den Giebeldreiecken, zugleich das bunte Netz der Blendsteine in feste Rahmen ein, technisch wie ästhetisch. Dadurch gewinnt das wechselreiche Spiel der weißen und rothen Steine und ihre verschiedenen Formen einen großen und ruhigen Rhythmus. Das Gefühl der Erbauer für eine der Konstruktion angepaßte ästhetische Gliederung tritt insbesondere an dem unteren Theile der Façade hervor. Dicht über den Kämpfersteinen der Bogen ist eine Plattenschicht gelegt, welche die Mauerfläche in zwei Theile zerlegt, indem sie die Zwickel von den oberen rechteckigen Flächen sondert. Diese Sonderung hebt sich noch dadurch klarer hervor, daß die bunten quadratischen Blendsteine der Zwickel horizontal, die der rechteckigen Felder aber übereck gestellt sind. Diese übereck gestellten Steine werden oben dicht unter dem Friesstreifen gerade wie unten zweckentsprechend wieder durch eine Plattenschicht begrenzt.

Je einer unteren, seitlich von zwei Säulen begrenzten Abtheilung entsprechen drei obere. Das Hauptgesimse über den Giebeln schließt die Façade oben kräftig ab und einigt jene Theile zugleich zu einem Ganzen. So macht der kleine, malerisch bewegte Bau in seiner übersichtlichen, wohl geordneten Komposition den Eindruck des Wohlüberlegten und mit Klarheit und Bestimmtheit Geplanten. Ehe Kelle und Meißel zur Hand genommen wurden, hatte des Schöpfers Gedanke alles schon wohl geordnet und gemessen und jedem Gliede seine bestimmte Funktion im Ganzen zuertheilt.

In der Ausführung der Einzeltheile mag trotzdem manches hinter den Erwartungen des Schöpfers zurückgeblieben sein; was uns jedoch heute den Bau so anziehend macht, die Spuren wenig geübter Arbeiterhand an ungewohntem Material und bei fremden Formen, das mochte vielleicht dem offenbar mit klassischen Formen nicht unbekannten Schöpfer des Bauwerkes kaum zum klaren Bewußtsein kommen. Sehen wir uns diese Formen im Einzelnen an!

Die Pfeiler der unteren Bogen, denen die Halbsäulen vorgesetzt sind, haben attische Basen (Fig. 19), die sich ehemals — bei den östlichen auch jetzt noch — rings herum zogen, und seitliche Kämpferprofile, die gleichfalls klassischen Vorbildern nachgebildet sind: die Hauptform der letzteren (Fig. 20) ist die der griechischen oder römischen Sima, die oben und unten von je zwei schmalen Plättchen besäumt wird, als oberen Abschluß außerdem eine höhere Platte, als unteren eine schlichte Hohlkehle in der Form eines Viertelkreises hat.[1]) Die glatten Schäfte der Halbsäulen sind außergewöhnlich schlank und haben eine kleine Entasis (Anschwellung). Die Durchdringung des römischen Vorbildes mit merowingischer

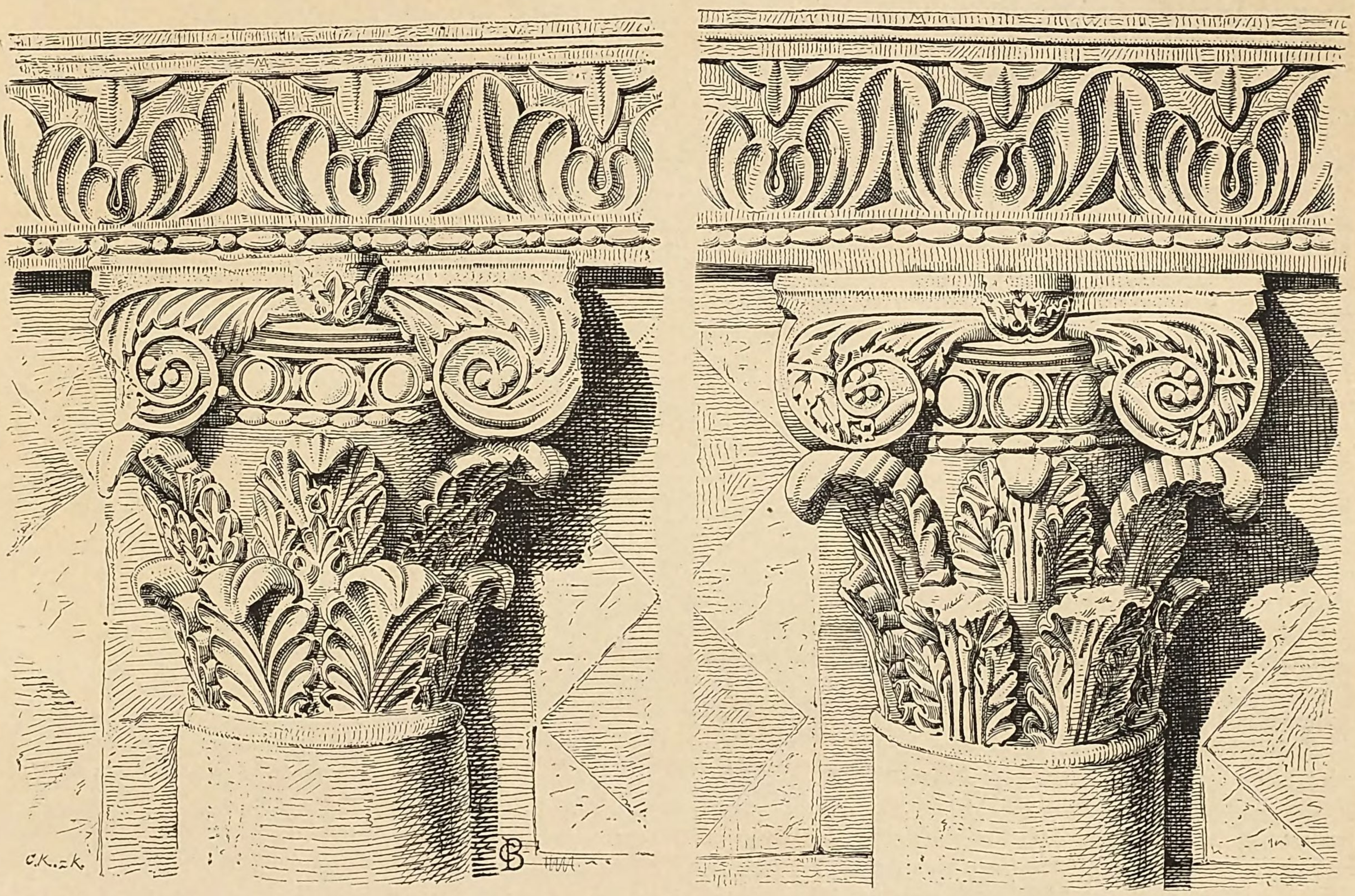


Fig. 22—23. Kompositkapitäle der Thorhalle.

[1]) An der Westfaçade der Thorhalle war von den nur seitlich angebrachten Kämpferprofilen früher der vordere Theil abgeschlagen, da die Oeffnungen durch eine Bretterverschalung bez. durch eine Thür verschlossen waren, die innerhalb der Leibungen standen. Die Löcher für die als Halt dienenden Eisen sind noch heute sichtbar (Fig. 10). Erst in neuerer Zeit sind die Thüren an die inneren Flächen der Hallen versetzt und damit zugleich die Kämpferprofile um das vordere Stück neu ergänzt worden.

In der Basilika zu Steinbach i. O. sind die Pfeilerkämpfer von ähnlicher Form und auch nur seitlich unter den Bogen angebracht. Vgl. a. a. O., S. 21.

Formbehandlung tritt am deutlichsten an den Kapitälen (Fig. 21—23) hervor, denen zweifellos das römische Kompositkapitäl als Vorbild gedient hat. Der aus der Holztechnik herüber genommene Kerbschnitt ist kräftig, keck und frisch verwerthet, und wenn man wiederum die Bearbeitung der Blätter, Voluten, Eier- und Perlstäbe und des Blattschmuckes an sich als derb oder gar roh, theilweise auch als mißverstanden bezeichnen muß, so ist dennoch der Gesammteindruck ein überraschend befriedigender. Die Arbeiter haben es wohl verstanden, mit ihren geringen Mitteln eine künstlerische Wirkung zu erzielen. Die Kapitäle sind mit einem Astragal dem Schaft aufgesetzt; über diesem steigen zwei Reihen Blätter auf; die Voluten, diagonal gestellt, leiten die Kreisform zum Viereck über und haben unter einer mittleren Palmette ein dreigliedriges, scharfgeschnittenes Band, den Eierstab und die Perlenschnur zwischen sich. Wir finden hier also sämmtliche Theile, die wir z. B. von den Kompositkapitälen des Titusbogens in Rom (Fig. 24) in gleicher Anordnung kennen, selbst mit dem Blätterschmuck der Voluten. Aber welche Wandlung im Geschmack seit der flüssigen, leichten und virtuosen Eleganz des römischen Vorbildes bis zu der Derbheit der Lorscher Kapitäle! Und dennoch hat eben diese Derbheit in der Behandlung der Einzeltheile der Kapitäle noch nicht alle Eleganz der Antike abgestreift, ja, es tritt sogar gegenüber dem Vorbilde ein neuer, anziehender Zug hervor, der uns die unleugbare Verrohung fast vergessen läßt: es ist dieses die individuelle Behandlung gegenüber der schematischen Massenarbeit der Römer, die mit noch ungeübter aber doch freier Hand gezogene Linienbewegung gegenüber der Cirkelarbeit der römischen Kunst. Den verrohten Formen des Untergangs der römischen Kunstwelt vermählt sich eine neue Seele, die ihren zutreffenden sinnlichen Ausdruck in der schönen Form noch nicht gefunden hat, und neben das bindende Gesetz der Einförmigkeit tritt schon, wenn auch nur schüchtern und zage, die auf dem wechselvollen Reiz der Individualitäten beruhende Charakterisierung der Einzeltheile je für sich. So folgen zwar alle Kapitäle jener Zeichnung der Kompositkapitäle; aber es gleicht dennoch keines völlig dem andern. Alle dem antiken Akanthus nachgebildeten Blätter sind im Kerbschnitt gearbeitet, und dennoch sind sie sowohl je nach den Kapitälen wie zugleich an diesen reihenweise verschieden. Bald ist bloß eine stegartige Mittelrippe vorhanden, von der die schmalen Theilungsstege zwischen scharfen Kerbschnitten nach dem Rande zu schräg aufsteigen, bald findet sich in zarterer Weise die Eintheilung der Blätter durch Augen nach antiker Art mit oder ohne schärfer und schlanker ausgeprägte Mittelrippen. Die Perlen sind bald schmäler, bald breiter; die Eiformen sind fast oder ganz kreisförmig geworden und von einem oder gar zwei scharfen Stegen umrahmt und dabei flach; die Voluten sind zum Theil verzogen oder gar eckig, wie die freie Hand sie gerade zeichnete, und die ihnen aufhaftenden Blätter, gleichfalls an den einzelnen Kapitälen verschieden gebildet, verrathen nur noch andeutungsweise das klassische Vorbild. Eigenthümlich ist hierbei, wie der Stengel am Ende die Volute durchdringt und mit einem Knöpfchen endigt. So reizend überhaupt die Kapitäle sowohl an sich, wie in ihrem harmonischen Zusammenwirken mit der ganzen Architektur des Bauwerkes auch erscheinen mögen, so entbehren sie doch jener plastisch zarteren, trotz der vorherrschenden Virtuosität der Behandlung immer noch der Natur sich mehr anschmiegenden und deßhalb auch anmuthigeren Durcharbeitung der römischen Vorbilder. Daß bei dieser Beurtheilung jedoch auch das Material, der weichere Kalkstein gegenüber dem für die feinere Plastik vorzugsweise geeigneten Marmor Italiens und Griechenlands, mit in Betracht zu ziehen ist, beeilen wir uns hinzuzufügen.

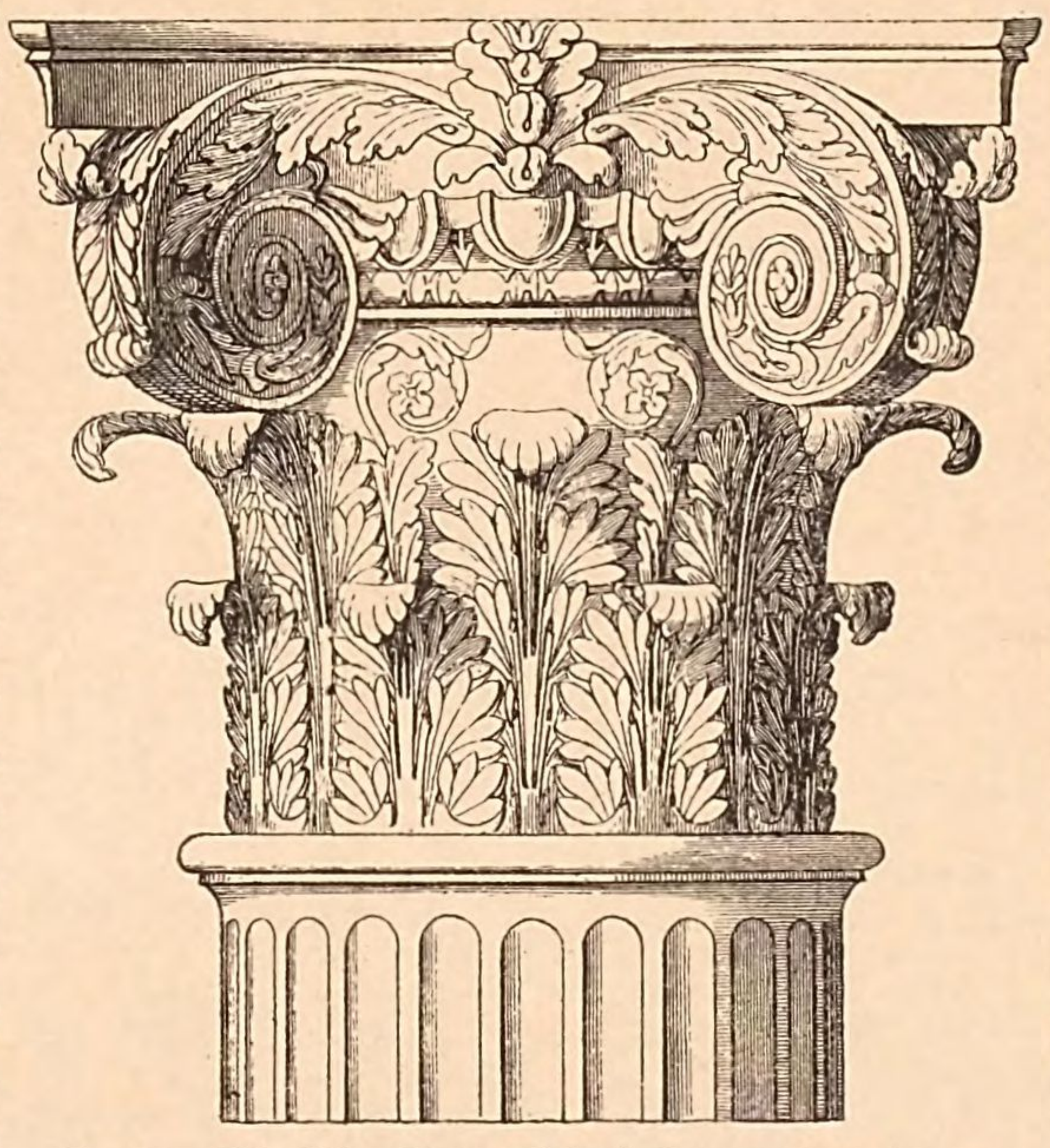


Fig. 24. Römisches Kompositkapitäl am Triumphbogen des Titus in Rom. Nach Canina.

Nach den Vorbildern der römischen Baukunst hätten wir über den Halbsäulen einen Architrav zu erwarten. An seine Stelle ist aber, dem ornamentalen Zuge der merowingischen Kleinkunst entsprechend, ein oben und unten von Rahmen eingefaßter ornamentierter Fries (Fig. 21—23) getreten, ein mit eingeschnittenen Palmetten verzierter, sich um das ganze Gebäude ziehender flacher Streifen, dem der Kerbschnitt, die Holztechnik, auch ästhetisch seinen Charakter gegeben hat. Er erinnert am auffallendsten unter allen Gliedern an die Ornamente gewisser fränkischer Metallarbeiten, welche die Neuzeit aus den merowingischen Gräbern des fünften bis achten Jahrhunderts wieder an's Tageslicht gebracht hat. Zwischen den im schlichten Kerbschnitt gearbeiteten Palmetten befindet sich ein Dreiblatt als Ausfüllung. Der obere Rand des Friesstreifens besteht aus drei Bändern, der untere aus einem Perlenstabe zwischen zwei eben solchen. Die Perlen sind abwechselnd länglich und rund.

Die Pilaster des zweiten Stockwerkes (Fig. 25) sind der ionischen Ordnung nachgebildet. Die Basen bestehen aus einer Platte mit einer aufsteigenden Hohlkehle (Lysis). Die Schäfte haben zwei Reihen von je drei durch Stege getrennten Kanneluren. Letztere sind unten mit einem muldenartigen Einsatz versehen. Unter dem in roher Weise die ionischen Formen nachahmenden Kapitäl befindet sich ein durch einen Perlenstab in zwei Theile getheilter Hals; über ihm schweift der untere durch einen Eierstab gezierte Theil des Kapitäls seitlich etwas aus und bereitet mit einem scharf vortretenden Bande den Voluten mit dem von ihnen begrenzten zweiten Eierstab den Platz. Die Eierstäbe sind wiederum sehr flach gearbeitet, die Einzeltheile in der vollen Rundform; die Zwischenräume sind oben und unten durch herzförmige, spitze Blätter ausgefüllt. Die Voluten sind durch einfache spiralförmige Einschnitte gebildet. An Schönheit stehen diese Kapitäle den Kompositkapitälen weit nach; sie zeigen die edlen Formen des ionischen Kapitäls in weit vorgeschrittenem Verfall. Dennoch sind sie in dem Ganzen nicht von störender oder unangenehmer Wirkung.

Wir gelangen zu den Spitzgiebeln (Fig. 18), die sich bis dicht unter das Hauptgesims erheben. Unwillkürlich wird man hier an die Zickzackformen der merowingischen Ornamentik erinnert, da sie sich unmittelbar aneinander reihen und zudem verhältnißmäßig steil sind. Es ist auch keineswegs ausgeschlossen, daß die außerordentliche Vorliebe der Franken für das Zickzack auch für die Gestaltung der Spitzgiebel in dieser Anwendung maßgebend gewesen ist; allein das Profil, in dem sie sich uns zeigen, und ihre Verbindung mit den Pilastern läßt keinen Zweifel darüber, daß auch sie ein Vermächtniß der römischen Kunst sind. Die umgekehrte Sima bildet das Hauptglied; sie ist oben mit einer Platte abgedeckt und hat unter sich zwei schmale Bänder. Sowohl als Abdeckung von Fenstern wie als reiner Flächenschmuck sind derartige Giebel in der römischen Baukunst nicht selten; nur sind sie hier meistens mit kräftigerer Ausladung und weniger steil gebildet. Daß die spätrömische Kunst sie sogar in der Verbindung mit tragenden Säulen noch liebte, beweist neben anderen Werken ein solches der Elfenbeinkunst, das Diptychon des Consuls Flavius Astyrius aus dem Jahre 449, welches sich in dem Großherzoglichen Museum zu Darmstadt befindet, und ein anderes aus dem Jahre 517, welches Eigenthum des South-Kensington-Museums in London ist.

Bei beiden sitzt der Konsul unter einem von Säulen getragenen Giebel, dessen Profilierung bei dem ersten bis auf die Beschränkung auf nur ein unteres Plättchen genau dieselbe ist, wie die an den Spitzgiebeln der Lorscher Halle; bei dem andern ist es auch die Darstellung des Eierstabes, welche die Verwandtschaft der Thorhallenkapitäle mit der spätrömischen Kunst beweist.

Durchaus in klassischen Formen ist endlich das Hauptgesims gebildet (Fig. 26). Die mit einer Platte bedeckte und unten von einem Plättchen begrenzte Sima wird von Konsolen getragen, welche gleichfalls das Profil der Sima haben, mit einer Abakusplatte bekrönt und in den Zwischenräumen von vortretenden Spiegeln begleitet sind. Unten schließt sich das Hauptgesims mit einer wiederum von einem Plättchen bedeckten Hohlkehle an die Mauerfläche an.

Da das Hauptgesims sich auch an den Giebelseiten und zwar an den Schrägen fortsetzte, so wurde eine besondere Ecklösung für den Fall erforderlich, daß das Profil unverändert beibehalten blieb. Man hat nun aus praktischen Gründen die Eckprofile aus einem Stein gebildet, dabei aber ohne Scrupel das schräg aufsteigende Giebelgesims sich gegen die Ecken der vorderen Gesimse verlaufen lassen. Nur ein prüfender Blick erkennt das hierdurch entstandene Mißgebilde, das für das Ganze in keiner Weise störend hervortritt (Fig. 27).

Das ursprüngliche Innere der fränkischen Thorhalle bot nichts ästhetisch Bedeutsames. Die Pfeilerflächen setzten sich ununterbrochen bis zu den mit Putz bedeckten Mauerflächen fort. Das Dach war nach römischer Weise flach (Taf. 4), und gerade dieser Umstand berechtigt zu der Annahme, daß der Dachstuhl, gleichfalls nach römischen oder altchristlichen Vorbildern ein offener war.

Was von den Gliedern des kleinen Baues der Antike entlehnt ist, was die Erbauer aus eigenen Kräften hinzugethan, haben wir uns bemüht durch feste Linien zu trennen. Die Originalität der Erbauer zeigte sich, abgesehen von der Anlage des Ganzen, vorzugsweise in der Darstellung des Ornamentalen, also da, wo der schaffenden Phantasie und der ausführenden Hand der freieste Spielraum von selbst gewährt war. Hierzu aber ist auch die Behandlung der äußeren Mauerflächen zu rechnen und zwar die am meisten auffallende, künstlerisch schöne der über den Arkaden aufsteigenden Wände. Wohl erkannten wir auch bei diesen die römische Technik wieder; allein das einfache und doch reizende Spiel mit den Farben der weißen und rothen Steine ist kein römisches Erbtheil: hier stoßen wir auf einen Grundzug der merowingischen Kunst, dem wir überall begegnen, wo die Phantasie frei schalten und walten durfte.[1]) Das Farbenspiel an der Lorscher Halle ist nichts anderes als die Uebertragung des in der Kleinkunst vorherrschenden lebendigen malerischen Zuges auf die Architektur, und wie dort neben dem Silber das Gold erglänzt, neben und zwischen ihnen die dunkle Farbe des Niello, auf ihnen die Farbenpracht bunter Edelsteine und Perlen, wie ferner bei den Juwelierarbeiten die farbigen Steine zu reizvollen Mustern neben einander geordnet wurden, so hat man hier mit dem zu Gebote stehenden wenigen farbigen Gestein ein den architektonischen Gesetzen entsprechendes ruhiges und würdiges Farbenspiel hergestellt, dem man ein erhöhtes Leben bloß durch die verschiedene Gestalt und die verschiedene Lage der Steine gegeben hat. Denn auch die letztere ist mit Absicht gewählt, und die Vorliebe für das Eckige, Spitze tritt ebensowohl bei den übereck gestellten Quadraten, wie bei den die Flächen zwischen den Sechsecken ausfüllenden Dreiecken hervor.

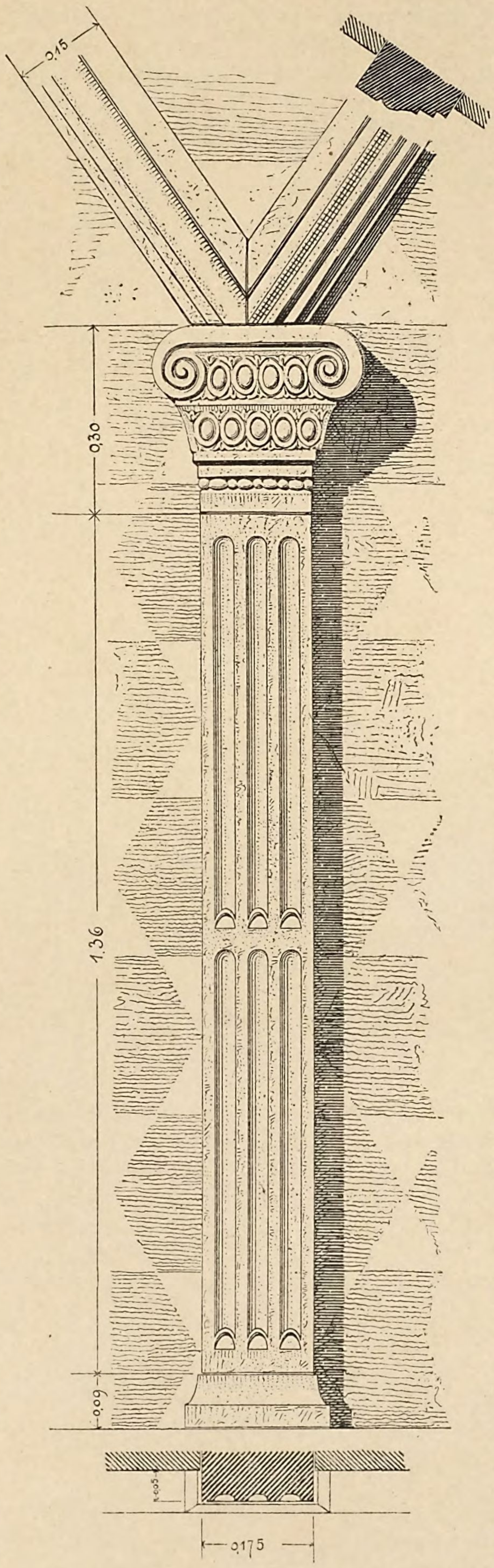


Fig. 25. Jonisierender Pilaster der Thorhalle.

Auch die Formensprache, so ergiebt sich aus unsrer Untersuchung, widerstreitet somit unserer Datierung des Bauwerkes nicht, sondern dient im Gegentheil gleichwie die angewandte Technik als Glied der Gesammtbetrachtung zu ihrer Bestätigung.

Werfen wir nun am Schluß dieser Betrachtung noch einen Blick auf die ursprüngliche Gestaltung der Thorhalle, wie unsre Tafel (4) sie wiederzugeben versucht, und vergleichen wir dieses Bild mit dem durch das Dach und den runden Treppenthurm entstellten, wie es unser Farbendruck darstellt, so tritt einerseits das Gefühl der Erbauer für schöne Verhältnisse auf's deutlichste hervor, während sich andererseits jene Veränderungen als schändende, nur durch einen drängenden Nützlichkeitszweck gerechtfertigte Umgestaltungen geltend machen. Das ursprüngliche Dach, wie wir es in seiner Höhe genau wiederherzustellen vermochten, ist bis zur Firstspitze etwas niedriger als das obere über dem Friesstreifen aufsteigende Stockwerk, während dieses wiederum durch seine geringere Höhe das untere Stockwerk mit seinen Bogenöffnungen als das wichtigste deutlich hervortreten läßt. So drückt der reizende Bau vortrefflich den Zweck aus, dem er zu dienen hatte, nämlich einen würdigen Eingang zu der rasch berühmt gewordenen Wallfahrtskirche des hl. Nazarius zu bilden. Aber auch der Zusammenhang des Bauwerkes mit römischen Vorbildern kommt durch das flachere Dach in seiner Gesammterscheinung wieder mehr zur Geltung: der klassische Hauch, welcher auch über diesen Spätling römischer Kunst in der hier wiederhergestellten Form

[1]) Es ist für uns gar kein Grund vorhanden, in diesem Farbenwechsel der Steine byzantinischen Einfluß zu erkennen. Das näher Liegende ist auch hier das Richtige.

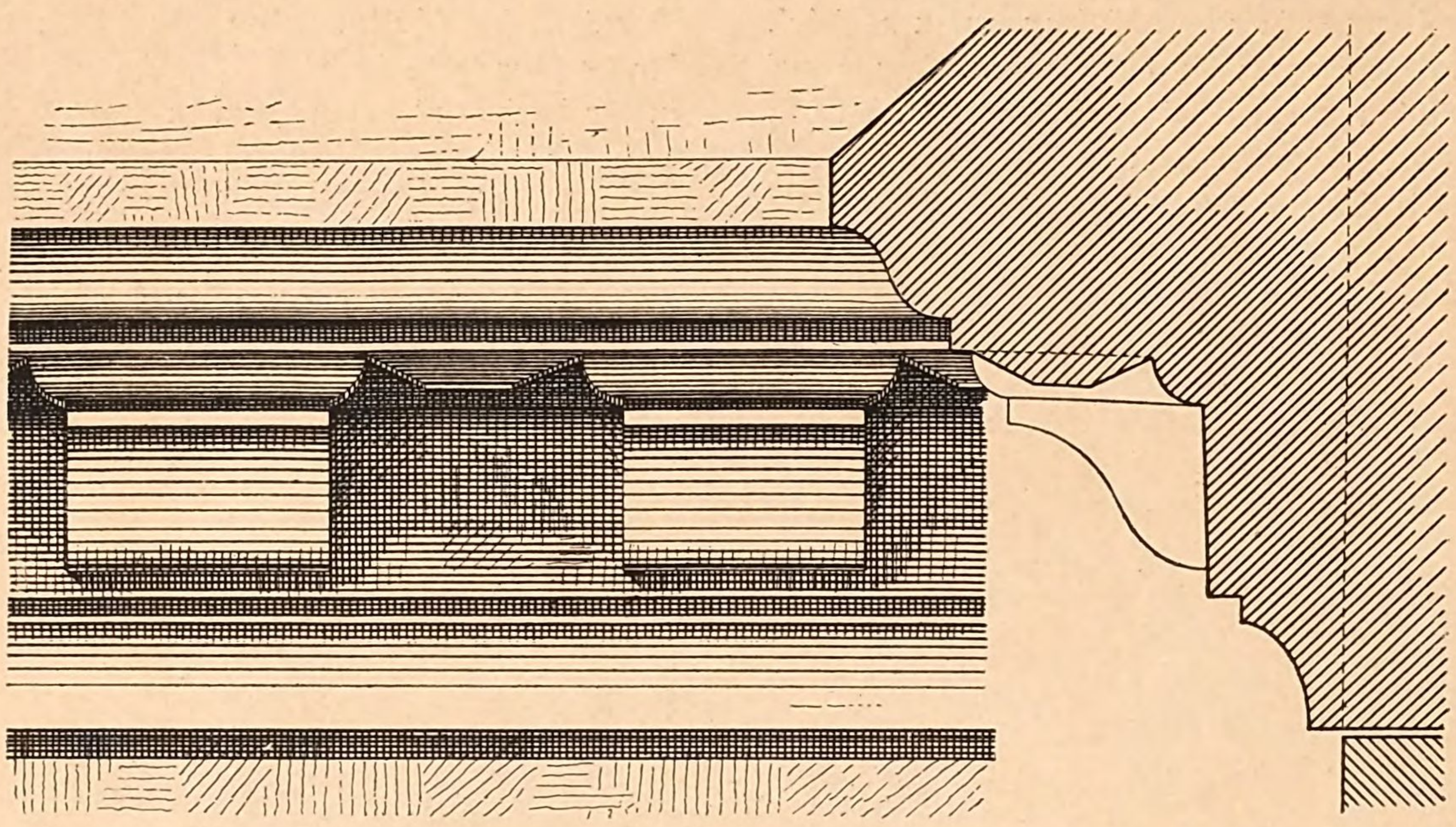


Fig. 26. Hauptgesims der Thorhalle.

noch ausgegossen ist, wirkt trotz aller Verstöße im Einzelnen so bestrickend auf unser Gefühl ein, daß wir den Wunsch nicht unterdrücken können, es möge unsrer Zeit vergönnt sein, den kleinen Bau, das schönste künstlerische Vermächtniß unserer Alt-

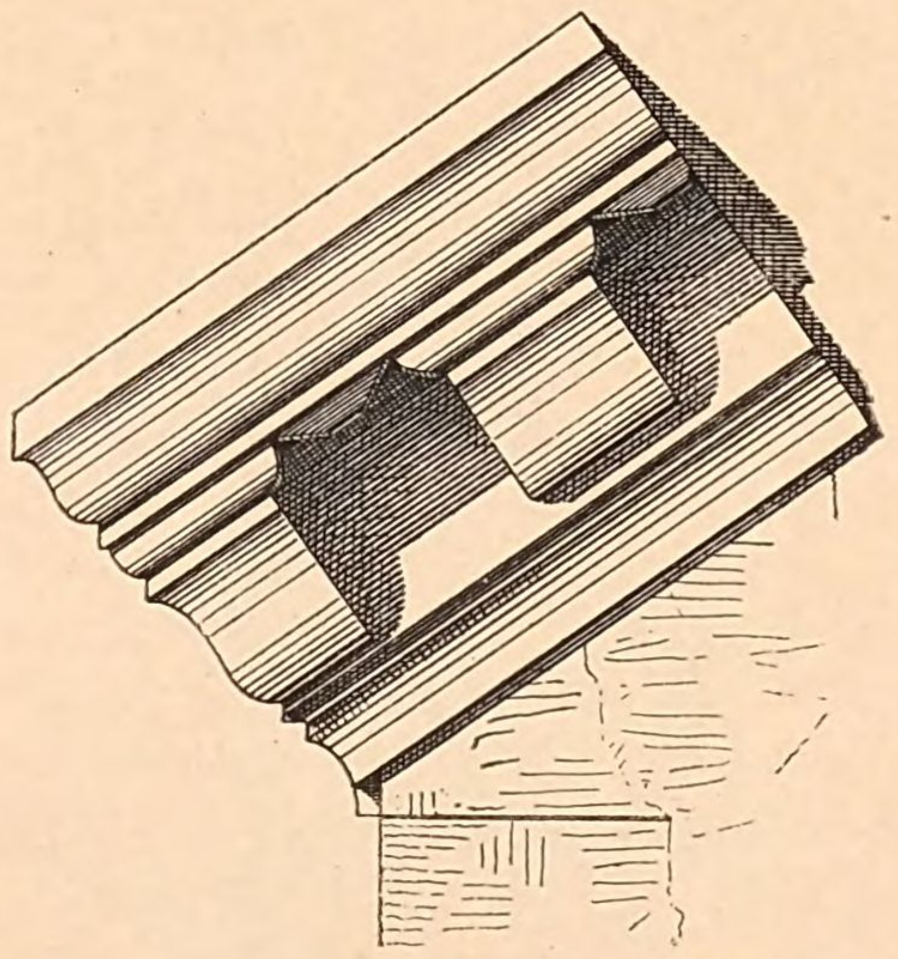


Fig. 27. Ecke des Hauptgesimses.

vordern, in seiner ursprünglichen Gestalt wieder herzustellen. Das dürfte das schönste Denkmal sein, welches wir der Erinnerung des ersten ostfränkischen oder deutschen Königs, Ludwig's des Deutschen, dessen Begräbnißstätte Lorsch ist, und des ersten Großherzogs von Hessen, gleichfalls eines Ludwig, des Retters und Erhalters des Baues, noch errichten können.

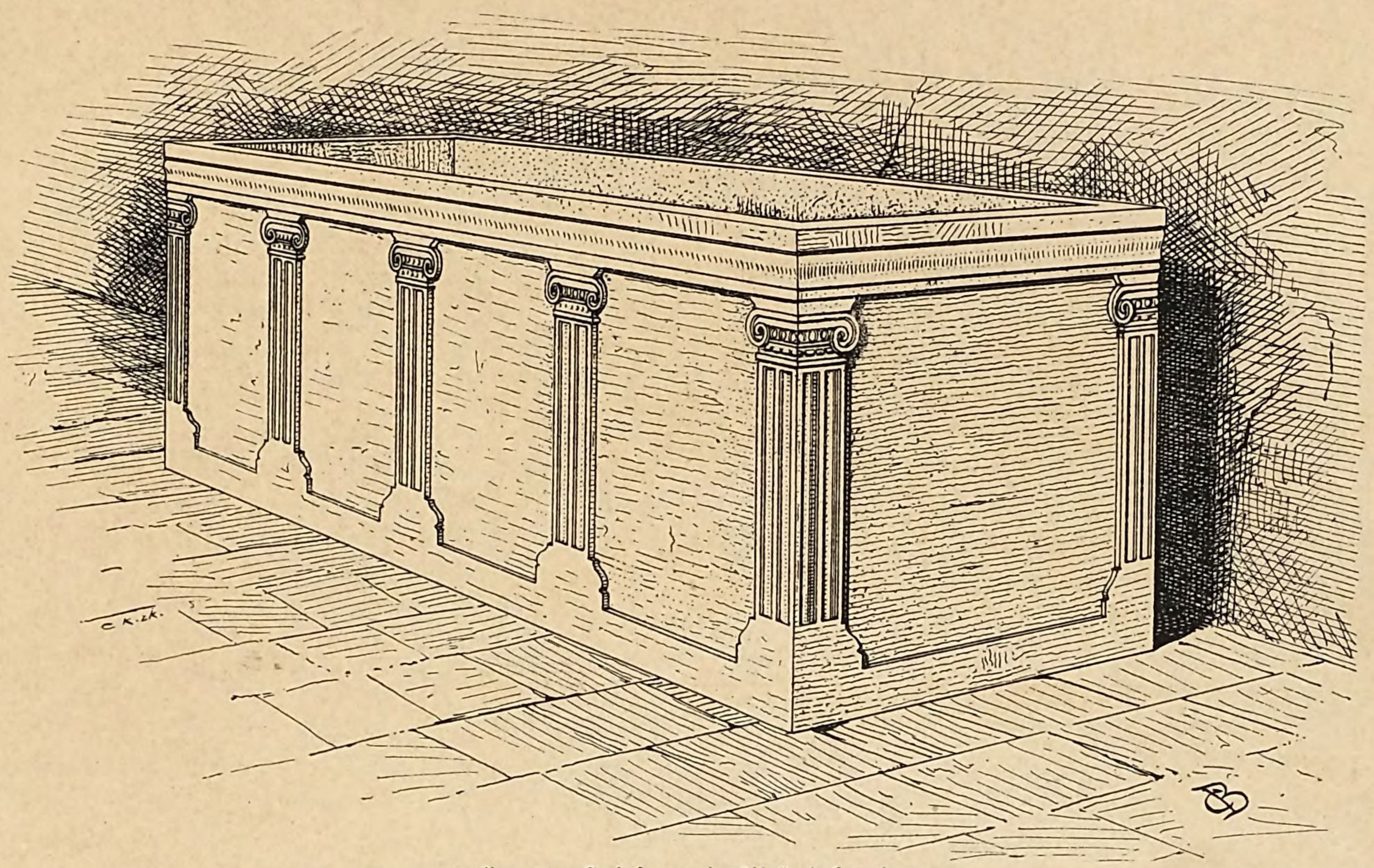


Fig. 43. Steinsarg mit Pilasterdekoration.

Die fränkischen Fundstücke.

Zu dem Neubau der im Jahre 1090 abgebrannten, aus fränkischer Zeit stammenden Hauptkirche des Klosters Lorsch wurden die Reste der letzteren mitverwerthet, wie uns die Chronik ausdrücklich meldet. [1]) Nachdem auch jener Neubau bis auf die Pfeiler und Bogen dreier Mittelschiffjoche durch Flammen und andere Unfälle zerstört worden ist, haben seine Steine anderweitige Verwendung gefunden und ebenso wie die der übrigen Klostergebäude zur Errichtung neuerer Gebäude innerhalb des Klosterbezirkes wie außerhalb desselben dienen müssen. In diesen müssen sich also noch Reste der ältesten, der fränkischen Kirche befinden, und wir haben bereits oben Funde erwähnt, deren Stilverwandtschaft mit der Thorhalle wir nicht anzweifeln und die wir nach Lage der Sache demnach als fränkisch bezeichnen durften. Nachdem wir nun aber den Charakter der Bauglieder der Thorhalle genauer geprüft haben, erscheint es nicht unwichtig, auch diese Funde auf das hierdurch gewonnene Resultat hin einer kurzen Betrachtung zu unterziehen. Erst dadurch gewinnt jene Beweiskraft, die wir ihnen oben ohne Weiteres zugeschrieben haben, wissenschaftliche Glaubwürdigkeit.

Unter diesen Fundstücken, zu denen auch mehrere Bruchstücke der an der Nord- und Südseite der Thorhalle abgeschlagenen Friesstreifen (Fig. 33) gehören, sind einige den Baugliedern der Thorhalle der Zeichnung nach durchaus gleich; andere sind es bloß den Motiven und der Ausführung nach.

Zu den ersteren Fundstücken gehört als wichtigstes das Bruchstück eines Halbsäulenkapitäls (Fig. 28) aus Jura-Oolith (Kalkstein). Ueber dem Astragal und einem dasselbe begrenzenden schmalen Bande steigen deutlich erkennbar zwei Reihen Akanthusblätter empor, deren Bearbeitung im Kerbschnitt erfolgt ist. Ueber letzteren ist noch der Perlenstab mit dem scharfen, ihn von dem Eierstab trennenden Stege sichtbar. Die Verwandtschaft mit den Kapitälen der Thorhalle fällt bei dem ersten Anblick auf. Der einzige unwesentliche Unterschied von diesen besteht darin, daß die unteren Akanthusblätter sich nicht unmittelbar über dem Astragal erheben und daß das Kapitäl überhaupt bedeutend kleiner ist als jene. Letzterer Umstand deutet mit Sicherheit darauf hin, daß dieses Kapitäl nicht für die Thorhalle, also für einen anderen Bau bestimmt oder verwendet war.

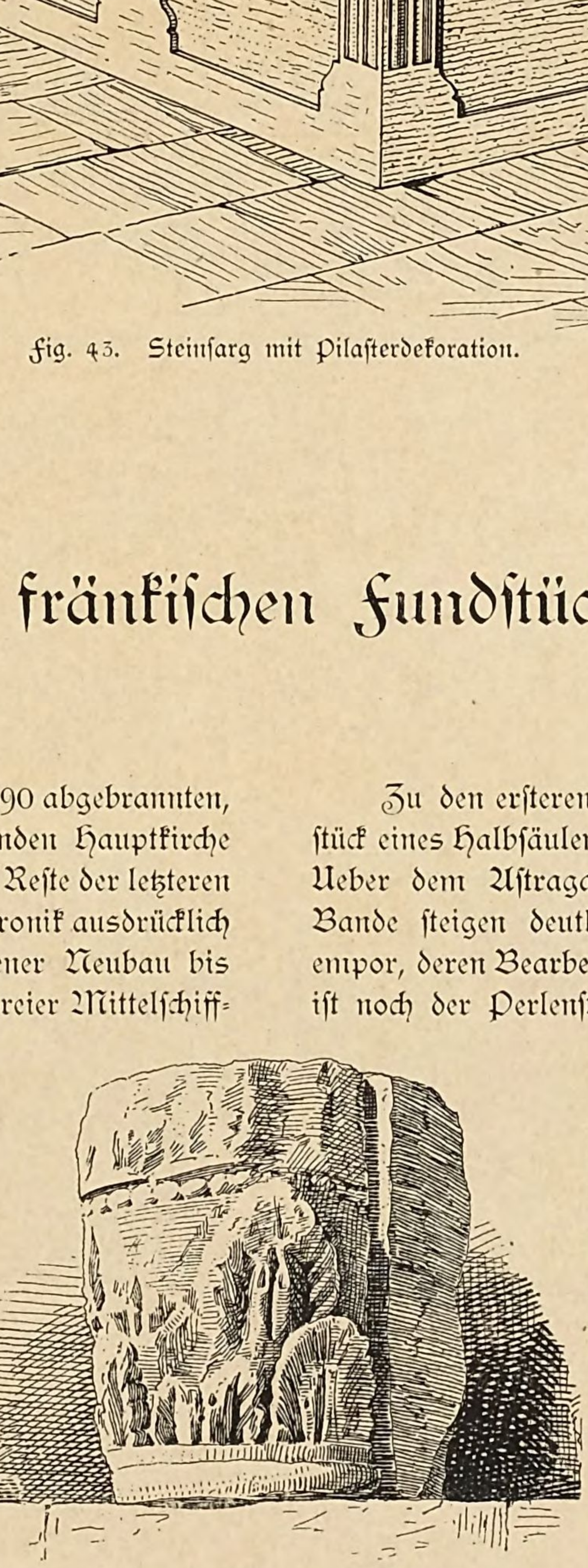


Fig. 28. Bruchstück eines fränkischen Kompositkapitäls.

Ein Schaft eines Pilasters aus rothem Sandstein ist genau so gearbeitet, wie die Schäfte der Pilaster am oberen Stockwerke der Thorhalle; auch seine Breite ist dieselbe; die kürzere Länge jedoch beweist, daß auch er für diesen Bau nicht bestimmt war. Er hat zuletzt bei dem unter dem Fußboden des abgebrochenen Forstwarthauses gefundenen gepflasterten Weg (A B in Fig. 6) als Randstein gedient. Das Pflaster dieses Weges selbst bestand aber größtentheils aus weißen und rothen Stücken Sandstein oder Oolith (Kalkstein) in quadratischer, sechs- und dreieckiger Gestalt, wie sie zur Verblendung der Thorhalle verwerthet worden sind; einige Steine bestanden auch aus weißem Marmor. Da jene zur Verblendung der Giebelseite dieses Baues nicht gedient haben können, wie wir oben [1]) nachwiesen, so müssen

[1]) Unde in brevi tum ex oblatis impendiis, tum ex incendii reliquiis eadem restaurata est ecclesia. Cod. Laures h. p. 205.

[1]) Seite 12.

auch sie an einem andern Bau verwendet gewesen sein, worauf auch noch die vorhandenen Mörtelspuren hinweisen. Eine Anzahl gleicher Steine hat in der noch stehenden Zehntscheuer und in der Umfassungsmauer des Klosterbezirkes Verwendung gefunden, wo sie noch heute zu erkennen sind. Da mehrere der aufgefundenen dreieckigen Steine größer sind als die an der Thorhalle verwertheten, so läßt sich von ihnen eine anderweitige Verwendung mit um so größerer Bestimmtheit behaupten. Von besonderem Interesse sind diese Steine noch wegen ihrer Gestalt. Sie sind nämlich größtentheils unseren Pflastersteinen ähnlich bearbeitet, und nur wenige kann man als Platten bezeichnen. Sie waren also dazu bestimmt, mit dem hinteren spitzeren Theil in die Mörtelmasse einzugreifen und so einen Halt nicht nur durch ihren eigenen Verband, sondern vorzugsweise durch ihr Eingreifen in die innere Mauermasse zu gewinnen. Wir haben oben schon erörtert, daß die untersuchten Blendsteine an der Thorhalle zum Theil in gleicher Weise zugehauen waren, so daß also auch sie eigentlich nicht als Platten zu bezeichnen sind. Nicht unerwähnt wollen wir noch eine Platte aus rothem Sandstein lassen, die denen gleich ist, welche bei der Thorhalle als horizontale Abdeckung über den Bogen verwendet sind.

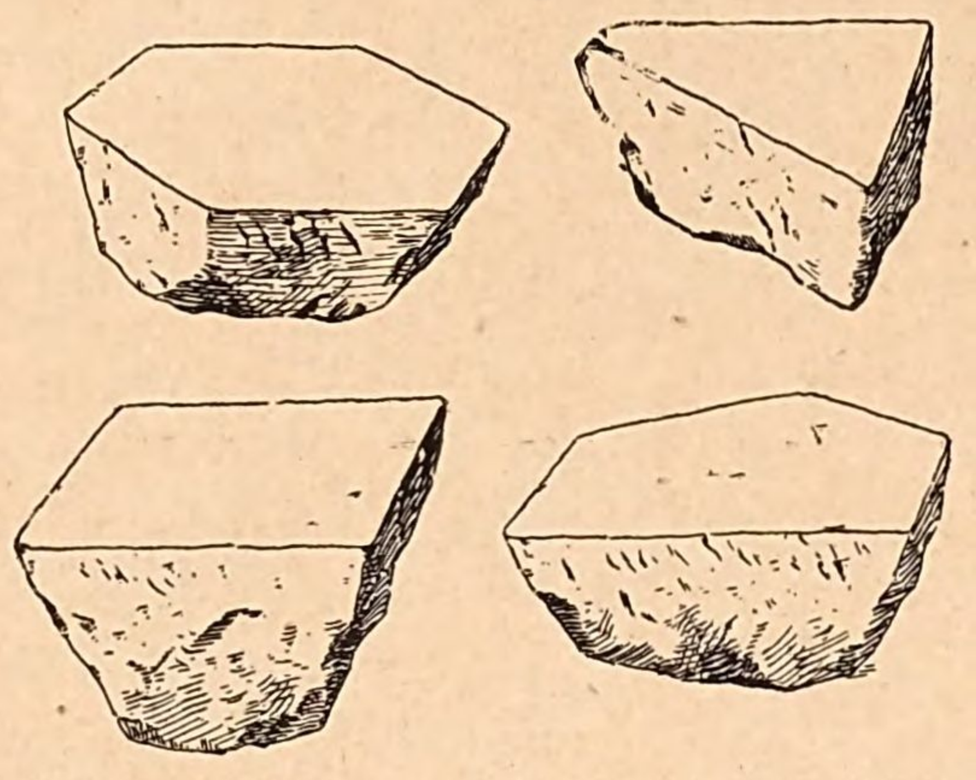


Fig. 29. Blendsteine aus Sandstein und Jura-Oolith.

Von gleichem Interesse sind die übrigen, nur dem Stile und der Bearbeitung nach den Baugliedern der Thorhalle verwandten Fundstücke. Wir haben auch bei ihnen ganz deutlich zwei verschiedene Arten zu unterscheiden: die aus Jura-Oolith hergestellten, im Allgemeinen feiner gearbeiteten und die aus Odenwälder Sandstein etwas kräftiger gemeißelten Bauglieder. Zu den ersteren gehören zwei auch den Ornamenten nach nahe verwandte Pilasterkapitäle und fünf annähernd gleiche korinthisierende Kapitälchen mit Schilfblättern, zu den letzteren ein Gesimsstück, ein Eckstück eines Palmettenfrieses, zwei Bruchstücke eines Pilasterschaftes, ein solches mit einem Perlenstabe, ein profilierter Stein mit Inschrift, vielleicht auch zwei Pilasterkapitäle und ein attischer Säulenfuß mit dem daran sitzenden Anfang des Säulenschaftes und dem zugehörigen oberen Ende desselben.

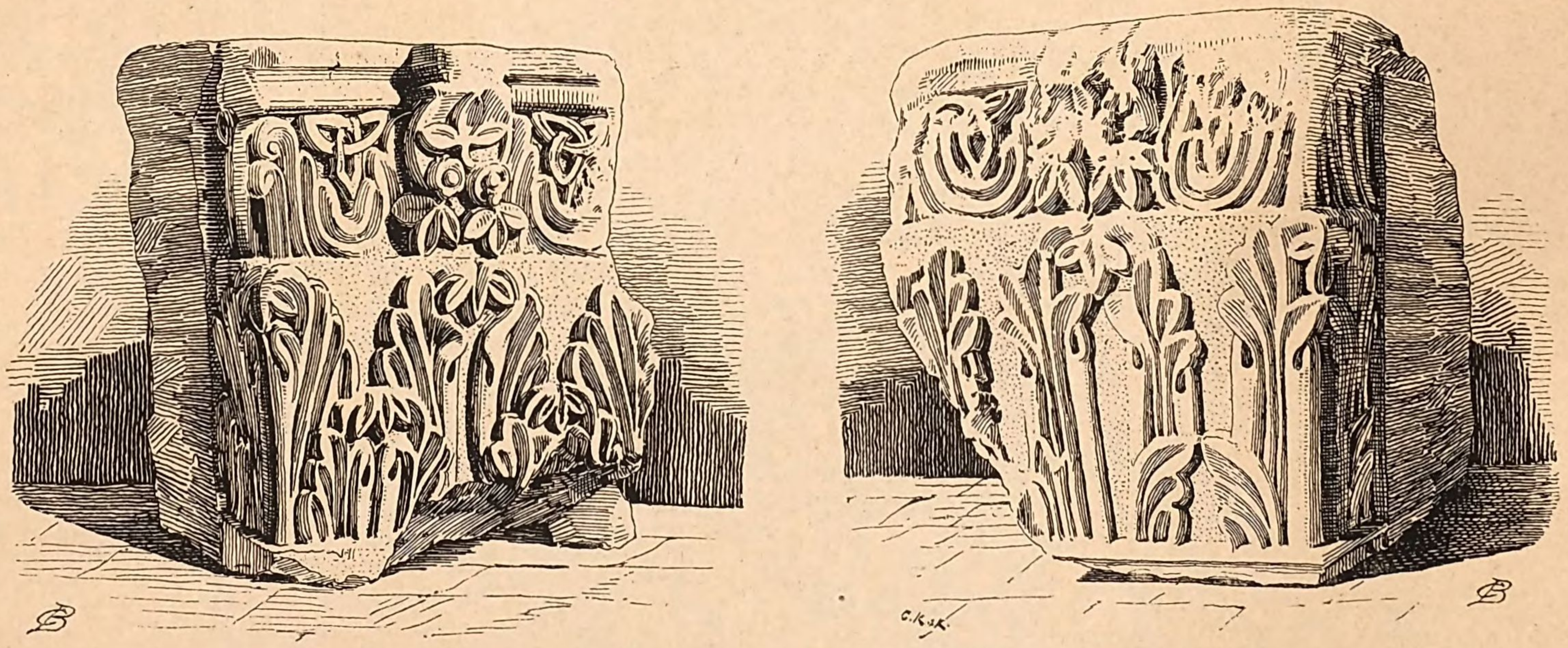


Fig. 30 u. 31. Pilasterkapitäle aus Jura-Oolith.

Von den beiden verwandten Pilasterkapitälen der ersten Gruppe hat das eine (Fig. 30) recht wohl erhaltene flache Ornamente, zu denen die Antike wiederum die Vorbilder geliefert hat. Eigenthümlicherweise besteht jedes aus zwei horizontalen, durch einen Absatz getrennten Theilen. Der untere von diesen zeigt bei dem einen Kapitäl zunächst in der Mitte zwei kleinere Akanthusblätter in flachem Relief und im Kerbschnitt; bei ihnen sowohl wie bei den übrigen Blättern erregt die Art der Darstellung Interesse. Denn der Steinmetz hat offenbar freier vorspringende Blätter als gleichförmig flaches Relief hierher übertragen; die beiden Hälften der Blätter fallen, so zu sagen, auseinander, und ihre aus drei getrennten Blättern gebildeten Spitzen hängen wie an einer Schnur nach vorn herab. Links und rechts befinden sich freilich zwei länglich gebildete und zum Theil durch Bohrung entstandene Augen; aber man erkennt nicht recht, zu welchem Zwecke sie da sind, obwohl die Blätter hier wie zusammengerollt erscheinen. Auch das mittlere größere, über jenen befindliche Blatt ist in gleicher Weise gebildet. An den Ecken befindet sich ein Akanthusblatt, das bis zum Absatz hinaufreicht; die gebeugten Spitzen mit ihren Dreiblättern nehmen zweckgemäß die Ecken ein. An den Seiten ist die Zeichnung des Akanthusblattes etwas anders als vorn: die Rippen sind gerader, das Blatt ist in Folge dessen steifer in der Zeichnung und erinnert auffallend an Ornamente, die sich an einigen spätrömischen Grabsteinen des Mainzer Museums befinden. Der obere Theil des Kapitäls, der etwas zurück tritt, hat an den Ecken ein mit zwei übereinander befindlichen Voluten endigendes, also in der Mitte gebrochenes Blatt, wie der untere Theil und ein vortretendes Mittelstück, welches oben mit drei Dreiblättern, darunter zwei an Knöpfen hängenden, geschmückt und zu beiden Seiten von halben Akanthusblättern eingefaßt ist; letztere schließen sich mit einer Rundung, wie die Palmetten des Thorhallenfrieses, an die Eckblätter an. Der obere Raum zwischen jenen ist mit einem Dreiblatt ausgefüllt, dessen Konturen durch eine Bandverschlingung — echt fränkisch! — gebildet sind. Der Abakus ist durch eine Hohlkehle in zwei Theile gegliedert. Ein zweites Pilasterkapitäl (Fig. 31) ist nur in den Ornamenten unwesentlich von jenem verschieden, vielleicht in Folge eines Mißverständnisses in der Zeichnung. An der unteren Hälfte sind hier nämlich die zwei unteren Blätter mit den oberen zusammengezogen, wobei ein etwas wunderliches, gleichfalls in zwei senkrechte, aber scheinbar kaum zu einander gehörende Theile zerfallendes mittleres Blatt entstanden ist, das jedoch mit vier Augen versehen ist. An den Ecken sind verwandte Blätter. Die obere Hälfte ist der des ersten Pilasterkapitäls ähnlich, jedoch weniger gut erhalten. Die Zeichnung sämmtlicher Ornamente lehnt sich unmittelbar an antike Vorbilder an, ihr Schnitt gleicht dem der zarter ausgebildeten Akanthusblätter der ent-

sprechenden Thorhallenkapitäle, mit denen sie ja auch im Material übereinstimmen.

Die aus Jura-Oolith geformten kleinen schilfblätterigen Kapitäle (Fig. 32 u. 33) sind gleichfalls klassische Nachbildungen. Sie bestehen aus zwei Reihen Schilfblättern und haben an den Ecken vier fast frei vortretende Voluten, mit denen zugleich zwei nach der Mitte zu gegen einander geneigte, dem Körper anhaftende Voluten sich aus dem Kern entwickeln. Der Abakus springt über letzteren etwas vor. Die Blätter lösen sich nur mit den Spitzen, die jedoch sehr dick und breit gehalten sind, etwas vom Kerne los. Wo die oberen und unteren Flächen sich erhalten haben, sind noch die Hülfslinien des Steinmetzen für die Zeichnung sichtbar.[1])

Die Thorhalle hat diesen gleiche Kapitäle nicht aufzuweisen; sie sind aber nicht minder klassizistisch wie jene, und wenn auch an sich kein durchaus zwingender Grund vorliegt, sie einer anderen Epoche als derjenigen, mit der wir uns hier beschäftigen, zuzuweisen, so nöthigt uns doch das mit den Kapitälen der Halle gleiche Material geradezu, sie ihr einzureihen.

Wir haben bereits bei der Besprechung der Kompositkapitäle an der Thorhalle angedeutet, daß die Verwendung des Jura-Oolith's (Kalksteines) uns wichtige Fingerzeige sowohl für die Erbauer wie für die Datierung der Thorhalle und der mit ihr gleichzeitig erbauten Werke geben könne, um so eher, da das zu Gebote stehende Material des kaum eine Stunde entfernten Odenwaldes als ein ganz vorzügliches zugleich mit jenem Verwendung fand. Die sechszehn schon bejahrten Mönche, welche Abt Gundeland von Gorzia mit herübergebracht hatte, waren an dieses Material ihres ersten Klosters gewöhnt und mit seinen Vorzügen für feinere ornamentale Arbeiten bekannt. Sie mußten bald erkennen, daß der Sandstein sich nicht so leicht zu den Zierformen verarbeiten lasse. So lag es nahe, daß sie sich an das Mutterkloster wendeten und von hier den vortrefflichen, ihnen wohl bekannten Stein, vielleicht gar schon, wenigstens im Rohen, für ihre Zwecke bearbeitet bezogen. Ist demnach mit Hinsicht auf die geschichtlichen Mittheilungen schon aus der Verwendung gerade dieses Materials ein Schluß auf eine Beziehung der Erbauer der Thorhalle zu den von Gorzia herübergekommenen Mönchen gerechtfertigt, so ist es selbstverständlich auch der auf die Erbauungszeit von etwa 766 bis 774. Wenigstens liegt dieser Schluß viel näher als der andere, daß die Beziehungen des zur höchsten Blüthe gelangten Klosters hundert Jahre später, zur Zeit der Erbauung der ecclesia varia, zu der Gegend westlich von Metz, wo das Gestein sich findet, noch dieselben waren wie im Anfange, und daß insbesondere die Vorliebe für dieses Gestein bei dem vortrefflichen Material der eigenen Gegend sich bis dahin sollte erhalten haben. Nun stimmen aber diese aus Kalkstein hergestellten architektonischen Zierglieder nicht bloß mit ihrem Material, sondern auch in ihrem Stile mit jenem der Thorhalle überein; hierin aber findet die von uns aufgestellte und durch die urkundlichen Nachrichten erhärtete Behauptung, daß auch die fränkische Klosterkirche im engeren Sinne im Stile der Thorhalle erbaut gewesen sei, ihre glänzende Bestätigung, da nur jener Bau gleichzeitig mit dieser, die ein Stück von ihr ist, ausgeführt worden sein kann, also auch zu ihm nur jene Bauglieder gehört haben können.

Unter den zu dieser Gruppe gehörigen Baugliedern aus Odenwälder Sandstein erinnert ein profiliertes gesimsartiges Stück, wahrscheinlich ein Fenstersturz, an das Hauptgesims der Thorhalle: sein Hauptglied (Fig. 34) besteht aus der umgekehrten Sima, die oben und unten von einem Perlenstabe eingefaßt und mit einer Platte abgedeckt ist. An der Ecke links tritt ein rechteckiges Stück nach unten vor, dessen Zweck durch ein sich oben wagrecht fortsetzendes Band als Rahmen gekennzeichnet ist, während daneben ein ähnliches, aber abgebrochenes Stück den Eindruck einer Konsole oder, wohl richtiger, den eines Kapitäls macht, das dieselbe Abdeckung wie die Konsolen der Thorhalle hat. Außerordentlich kräftig ist das Eckstück eines Palmettenfrieses (Fig. 36) gehalten, dessen Zeichnung wiederum durchaus klassisch ist. Besondere Aufmerksamkeit erweckt ferner das Bruchstück eines Pilasters (Fig. 35), das beim ersten Anblick als ein Werk der Renaissance erscheint. Drei Kanneluren, die genau wie die an den Pilastern der Thorhalle gebildet sind, werden von zwei, scheinbar auch in Kanneluren liegenden Perlenstäben getrennt. Unter diesen aber ist noch ein Stück eines ornamentierten Feldes sichtbar. Gerade dieses Ornament ist von besonderem Interesse, da die neben einem mittleren stengelartigen und mit einem Dreiblatt gekrönten Gebilde befindlichen Blätter nicht gleichartig gestaltet, jedoch beide im Kerbschnitt behandelt sind und das eine Blatt mit seiner übertrieben graziösen Neigung die Erinnerung an mehrfach vorkommende Gestaltungen auf fränkischen Schmuckgegenständen wachruft. Die klassische Herkunft der Motive verleugnet sich auch hier nicht. Der obere kannelierte Theil dieses Pilasterschaftes ist mit noch einem Bruchstücke vertreten. Ein kleines Bruchstück mit einem Perlenstabe sei wenigstens erwähnt. Ob der attische Säulenfuß nebst dem zugehörigen oberen Schaftende (Fig. 32) hierher gehört, ist nur mit geringer Bestimmtheit zu sagen; jedoch spricht dafür der Umstand, daß eine Entasis (Anschwellung) des Schaftes erkennbar ist und die kleinern der oben erwähnten schilfblättrigen Kapitälchen auf die obere Fläche des Schaftes passen. Wie die Thorhalle

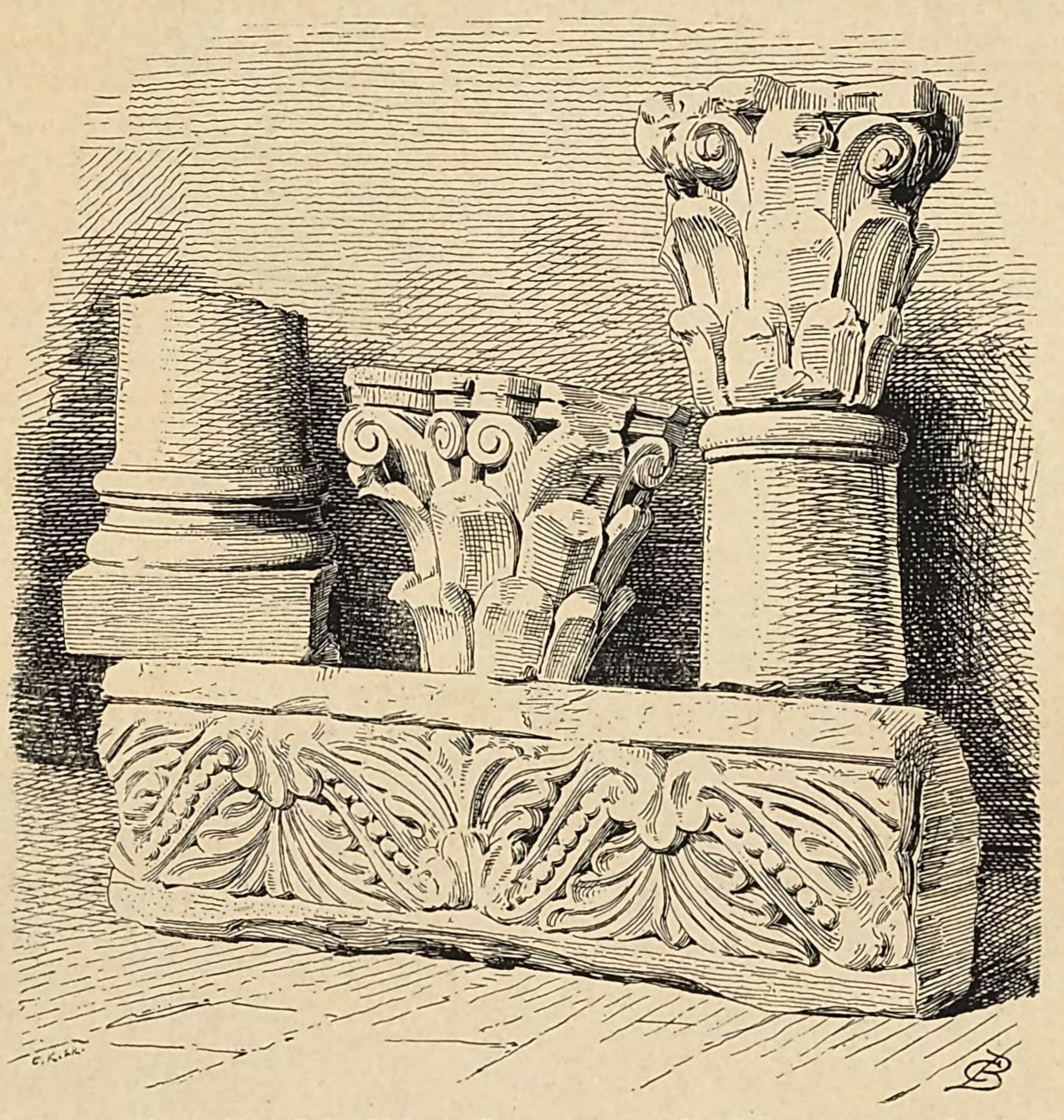


Fig. 32. Romanisches Gesimsstück mit Ornamenten aus Sandstein, zwei korinthisierende Kapitälchen aus Jura-Oolith, Basis und Bruchstücke eines Säulenschaftes aus Sandstein.

[1]) Aehnliche Kapitäle finden sich zu Seligenstadt, wo sie jetzt als Stützen einer Alterthumshalle verwerthet sind; sie stammen von dem Thurm der 1841 abgebrochenen Laurentiuskapelle. Vgl. Schäfer Kunstdenkmäler im Grßhzgth. Hessen, Prov. Starkenburg, Kreis Offenbach, Darmstadt 1885. S. 171. Diese Säulchen werden für karolingisch gehalten.

also Halbsäulen hat, deren Schäfte aus Odenwälder Sandstein und deren Kapitäle aus Jura-Kalkstein bestehen, so gab es auch kleinere ganze Säulchen von gleicher Zusammensetzung des Materials. Hierher gehören könnte endlich noch das Bruchstück eines profilierten Steines, dessen Hauptglied eine oben und unten von einem Plättchen begrenzte Sima ist; auf der Abdeckungsplatte befinden sich die Buchstaben ECIT NON HI eingemeißelt.

Ob zwei weitere Pilasterkapitäle aus weißem Sandstein, deren Zeichnungen auch noch an antike Palmettenmuster anklingen, dieser oder einer späteren Epoche angehören, müssen wir dahingestellt sein lassen; doch spricht bei dem einen (Fig. 38) hierfür die kräftige Bearbeitung nach Art des Thorhallenfrieses (Fig. 21—23), bei dem andern (Fig. 37) die Spuren eines Eierstabs in der Gestalt dieser Form an der Thorhalle.

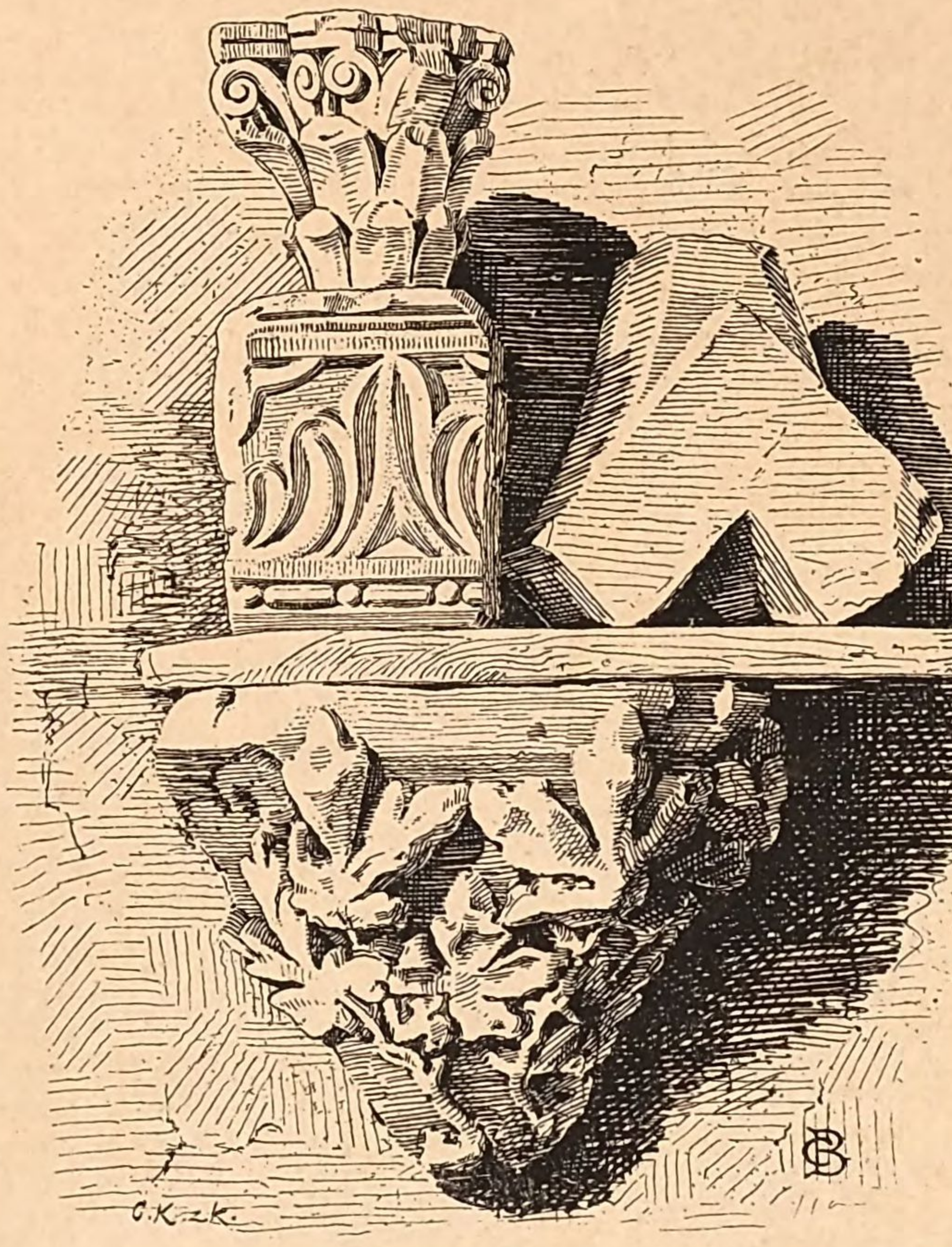


Fig. 33. Gothische Konsole, Bruchstück eines ehemaligen Firstkreuzes der Thorhalle und des Frieses derselben; korinthisierendes Kapitälchen aus Jura-Oolith.

Die gothischen Giebel der Thorhalle enthalten Bruchstücke, die gleichfalls von der fränkischen Kirche herrühren können. So ist am Südgiebel das östliche der beiden Spitzbogenfenster von den Bruchstücken zweier Pilasterschäfte aus Sandstein eingefaßt. Das eine (Fig. 39) hat zwei Kanneluren und darüber ein Stück einer vertieft eingehauenen Rosette, das andere (Fig. 40) wird durch kleine viereckige, sternförmig im Kerbschnitt eingehauene Muster in zwei über einander stehende Theile getheilt, die je zwei Kanneluren mit den schon bekannten muldenfömigen Einlagen haben. Jene kleinen Kerbschnittmuster finden sich in gleicher oder ähnlicher Form auf fränkischen Metallschmucksachen vielfach verwendet, und wir haben hier den für uns interessanten Fall, daß an einem im Uebrigen durchaus klassizistisch ausgeführten Pfeilerschafte zugleich fränkische Motive in fränkischer Ausführung sich zur Geltung bringen und zwar in unvermittelter Nebeneinanderstellung. Diese klassizistisch-fränkischen Formen, an denen der schwankende Charakter der fränkischen Kunst so deutlich zur Geltung kommt, sind wohl die redendsten Zeugen für den Stil jenes Gebäudes, dem sie einst angehörten, nämlich der zugleich mit der Thorhalle erbauten fränkischen Klosterkirche.

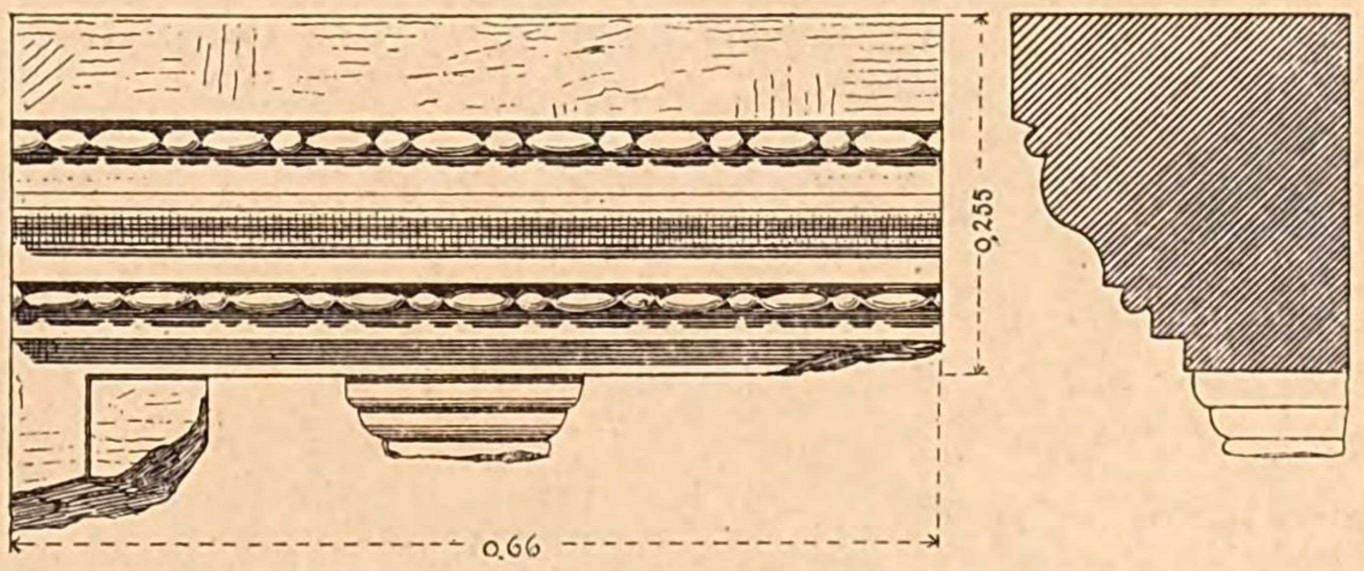


Fig. 34. Fenstersturz aus rothem Sandstein.

Diese Fundstücke hätten sich ohne Zweifel noch durch eine große Anzahl anderer vermehren lassen, wenn es angänglich gewesen wäre, die Mauern der Kirche und der Häuser im Flecken Lorsch zu durchsuchen, die leider sämmtlich verputzt sind. Bei Umbauten älterer Häuser kommen fast regelmäßig aus dem Kloster stammende Bauglieder zu Tage, und ein Theil der oben erwähnten Stücke war bis dahin zu Treppenstufen und Mauersteinen verwendet und mußte ausgebrochen werden. Auch die Mauern über den Bogen der drei Mittelschiffjoche der romanischen Kirche und die Zehntscheuer im Klosterbezirk haben vereinzelte Bausteine benutzt, deren Bearbeitung nach einem Vergleich mit verwandten Steinen an anderen Orten einer sehr frühen und sehr wahrscheinlich der fränkischen Bauzeit zuzuschreiben sind. Diese Steine (Fig. 41) zeigen nämlich eine Bearbeitung durch Behauen nach gewissen linearen Mustern, sei es im Zickzack, sei es in geraden oder gebogenen, unter Winkeln gruppenweise gegen einander stoßenden Linien, bald in zarter, bald aber in überaus kräftiger Weise. Eine verwandte Behandlung zeigen spätrömische und fränkische Särge, so auch ein solcher, der auf dem Platze des ehemaligen Klosters Altenmünster, von wo aus das hier besprochene Kloster Lorsch gegründet wurde, 1840 oder 41 gefunden und nach einem kurzen Dienst als Wasserbehälter vorläufig in der alten Thorhalle aufgestellt worden ist (Fig. 42). Auf den inneren Flächen desselben finden sich innerhalb der kräftigen Linearbearbeitung christliche Symbole, Kreuz und Anker, in Relief.

Da wir hiermit zwar ein anderes, aber dieser Abhandlung doch nicht fremdes Gebiet betreten haben, so seien auch gleich die anderen, der fränkischen oder doch der unmittelbar darauf folgenden karolingischen Zeit zuzuschreibenden Lorscher Sarkophage angeführt. Außer den erwähnten befindet sich in der Kapelle noch ein kastenartiger Steinsarg mit einer beachtenswerthen Verzierung in Relief (Fig. 43): kannelierte Pilaster mit ionisierenden Kapitälen im Stile der oberen Stockwerkdekoration der Kapelle tragen das oben den Sarg umrandende Gesims, dessen Profil dem der Spitzgiebel der Kapelle ähnlich gebildet ist. Er soll im Garten der Forstmeisterwohnung, also innerhalb des Klosterbezirkes, gefunden worden sein. Seine äußere Dekoration läßt seine Entstehung der Zeit der Erbauung der Vorhalle nahe rücken; demnach könnte er vielleicht den Leichnam des Klosterstifters Cancor geborgen haben.

Nicht viel jünger, etwa um ein halbes Jahrhundert, dürfte der Deckel eines Sarkophages aus Sandstein sein, der nach einer handschriftlichen Notiz des verstorbenen Oberstjägermeisters Freiherrn von Dörnberg im Jahre 1819 beim Rotten gefunden wurde. Auf dem flach ausgehauenen Kreuz desselben liest man:

XPE RESUSCITA ME-
IN RESURRECTIONE-
IVSTO
RUM.

Am Kopfende des zugehörigen Sargbodens soll sich ein Stein mit einer Inschrift auf einem unten sich verjüngenden Kreuz befunden haben, von der sich eine Zeichnung erhalten hat:[1])

[1]) Vgl. die Mittheilung des Großherzogl. Archivdirektors Freiherrn Schenk, in dessen Besitz die Zeichnung übergegangen war, bei Wagner ꝛc. a. a. O. Bd. II. S. 507 u. 508.

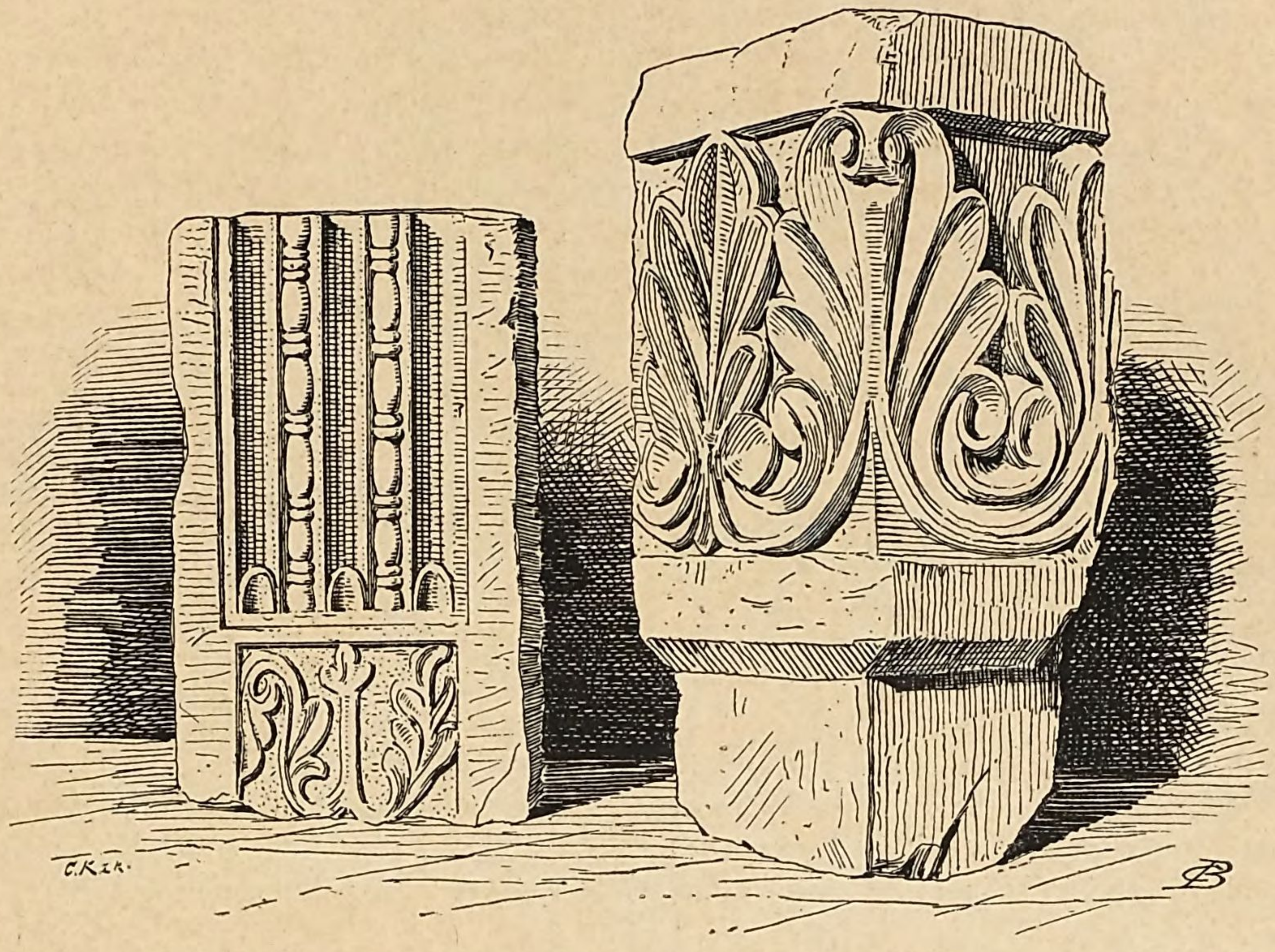


Fig. 35 u. 36. Bruchstück eines Pilasterschaftes und Eckstück eines Frieses, beide aus Sandstein.

GERHOH-MŌ
E
T-
P
R
B, d. h.

Gerhoh monachus et presbyter.

Der Name findet sich im Lorscher Codex um 827 und 851 erwähnt, wodurch der Grabdeckel für die karolingische Epoche mannigfaltig, wie unsere Tafel zeigt, so daß sich die verschiedensten Muster daraus herstellen lassen: sie sind drei-, vier- und achteckig, rauten-, halbkreis- und zwickelförmig; nur eine Art läßt auf ein mit Sicherheit vorhanden gewesenes Muster schließen: die schuppenförmige aus rothem und weißem Marmor. Unsere Tafel theilt eine Ansicht dieses Musters mit. Wir wollen nicht versäumen, darauf hinzuweisen, daß dasselbe auch in späterer Zeit noch in gleicher Form verwendet wird: die Kirche St. Anastasia in Verona, die gegen Ende des 13. Jahrhunders erbaut wurde, hat noch

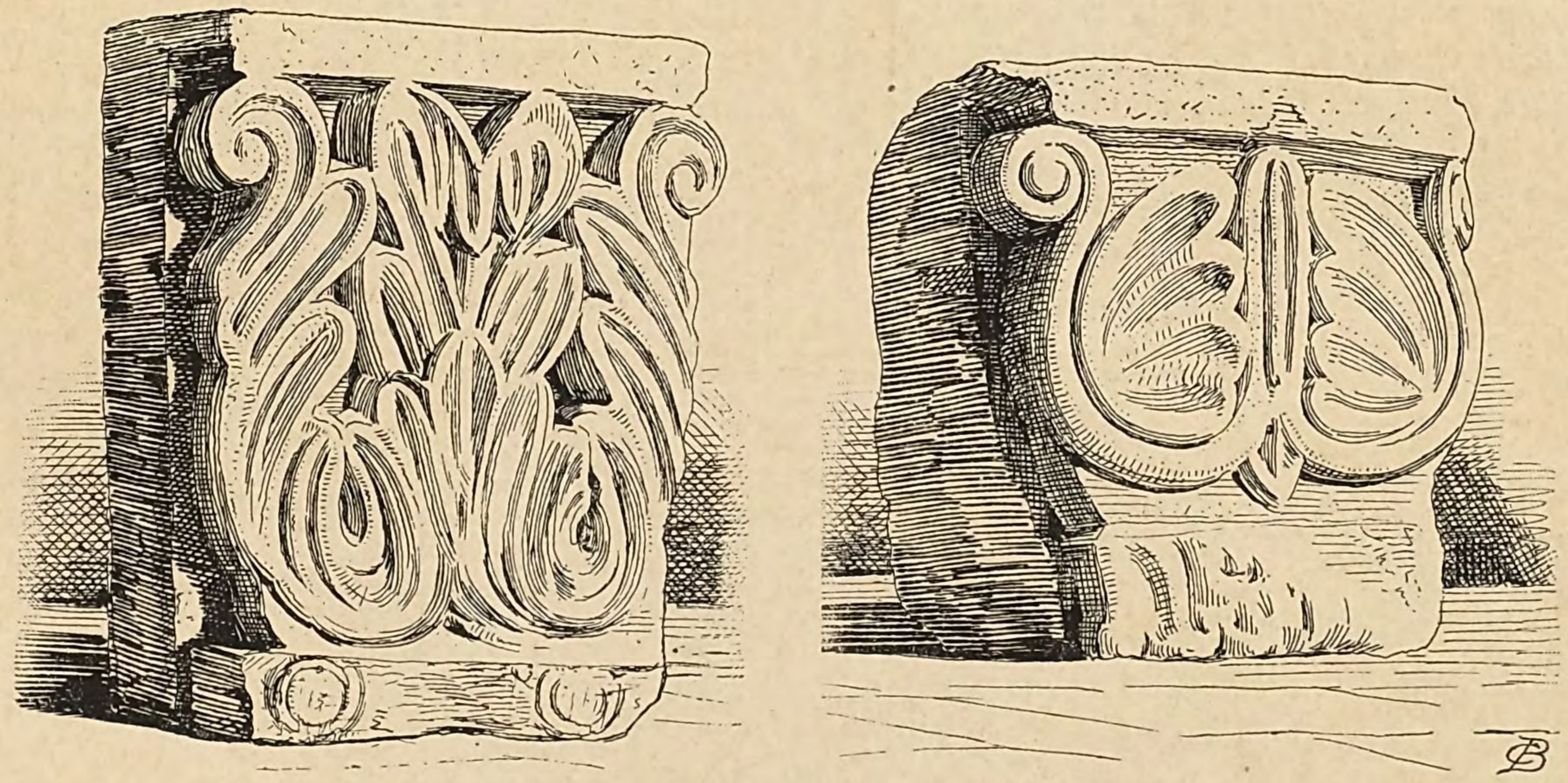


Fig. 37 u. 38. Pilasterkapitäle aus Sandstein.

beglaubigt erscheint. Die Bearbeitung des Sargdeckels ist eine schlichte, glatte, ähnlich wie an den Blendsteinen der Thorhalle.

Kehren wir nach dieser kleinen Abschweifung zu unserm Hauptthema zurück, so erübrigt uns zunächst noch, von dem bereits oben und in den Urkunden erwähnten Mosaikfußboden zu sprechen, von dem wir eine Anzahl Steine (Taf. 5) aus der Aschenschicht in der Gegend des einstigen Hauptaltares der Kirche auflesen konnten. Das Material derselben ist weißer und rother, sowie farbig geaderter Marmor; außerdem kommen in geringerer Anzahl rothe Steine aus gebranntem Thon vor. Die Gestalt der Steinchen ist sehr

heute einen Fußboden mit demselben Muster, nur sind hier mehr Farben gewählt. Die einzelnen Steine des ehemaligen Lorscher Fußbodens sind sehr sorgfältig bearbeitet, insbesondere an den Kanten glatt und scharf; sie laufen sämmtlich nach unten stark konisch zu und haben auch hier und da noch Spuren des Mörtels an sich, in den sie gebettet waren. Die aus Thon hergestellten Steine sind wie die aus Marmor bearbeitet worden: sie zeigen Spuren des Schleifens, durch welches die Kanten die gewünschte Schärfe erhielten. Uebrigens ist ihr Thon nicht ganz kompakt, sondern schwammartig mit einzelnen Löchern durchsetzt.

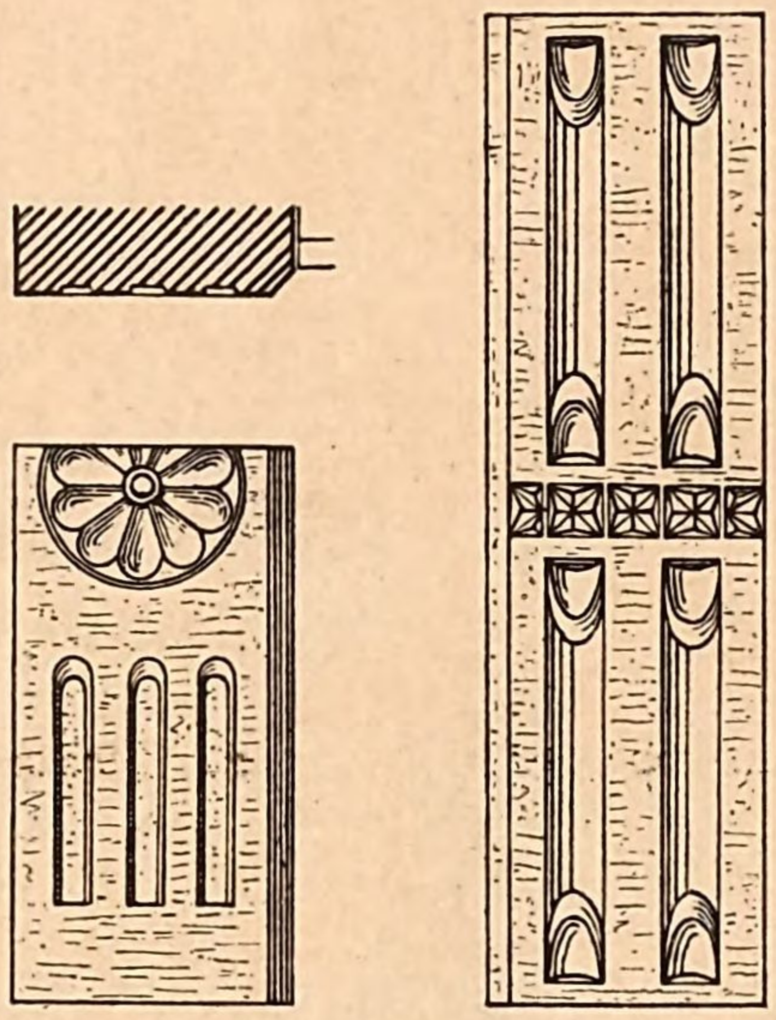


Fig. 39 u. 40. Bruchstücke von Pilasterschäften aus Sandstein.

Diese Art Mosaik entstammt gleichfalls der Technik der Römer; sie hieß bei ihnen opus sectile oder pavimentum sectile, und Vitruv beschreibt die hierzu erforderlichen Steinformen ebenso, wie wir sie auf unserer Tafel (5) kennen lernen. Die altchristliche Kunst Italiens hat diese Mosaikarbeit gleichfalls gern in Kirchen verwendet, und ein Muster, wie es z. B. in der Kirche

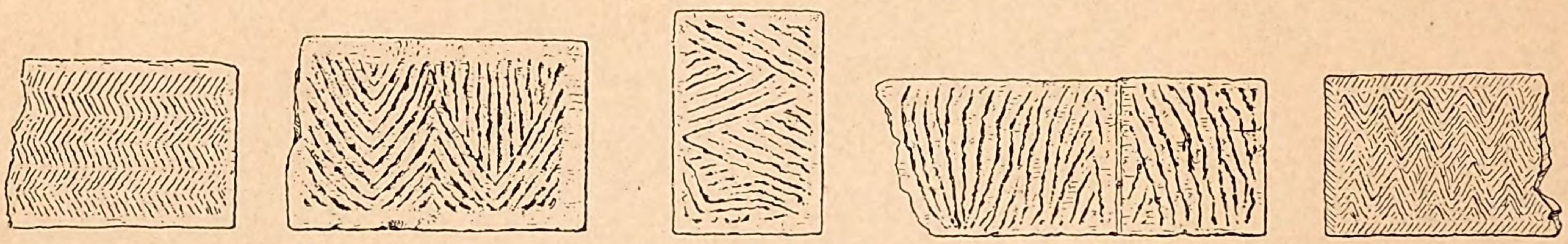


Fig. 41. Fränkische Steine.

St. Croce in Gerusalemme in Rom aus alter Zeit sich erhalten hat, könnte auch aus den uns vorliegenden Steinformen der Lorscher Kirche hergestellt werden.[1])

Fast an allen Stellen, wo ausgegraben wurde, fanden sich Bruchstücke von Falzziegeln aus gebranntem Thon, wie sie bei den Römern in Gebrauch waren; selbst die den aufgebogenen Rändern folgende Rille zu beiden Seiten fehlt nicht. Es ist schwer zu sagen, ob sie dem ältesten Bau oder einem jüngeren Umbau zuzuschreiben sind; doch läßt die erwähnte Aehnlichkeit mit römischen Ziegeln auf die früheste Zeit schließen. Die aneinander stoßenden hoch stehenden Ränder dieser Ziegel lagen jedoch mit ihrer Fuge nicht unter Deckziegeln, wie wir sie an antiken Bauten kennen lernen, da sich von solchen nicht eine Spur vorgefunden hat. Die Fuge wird daher wohl durch eine Putzleiste aus Mörtel geschlossen worden sein.

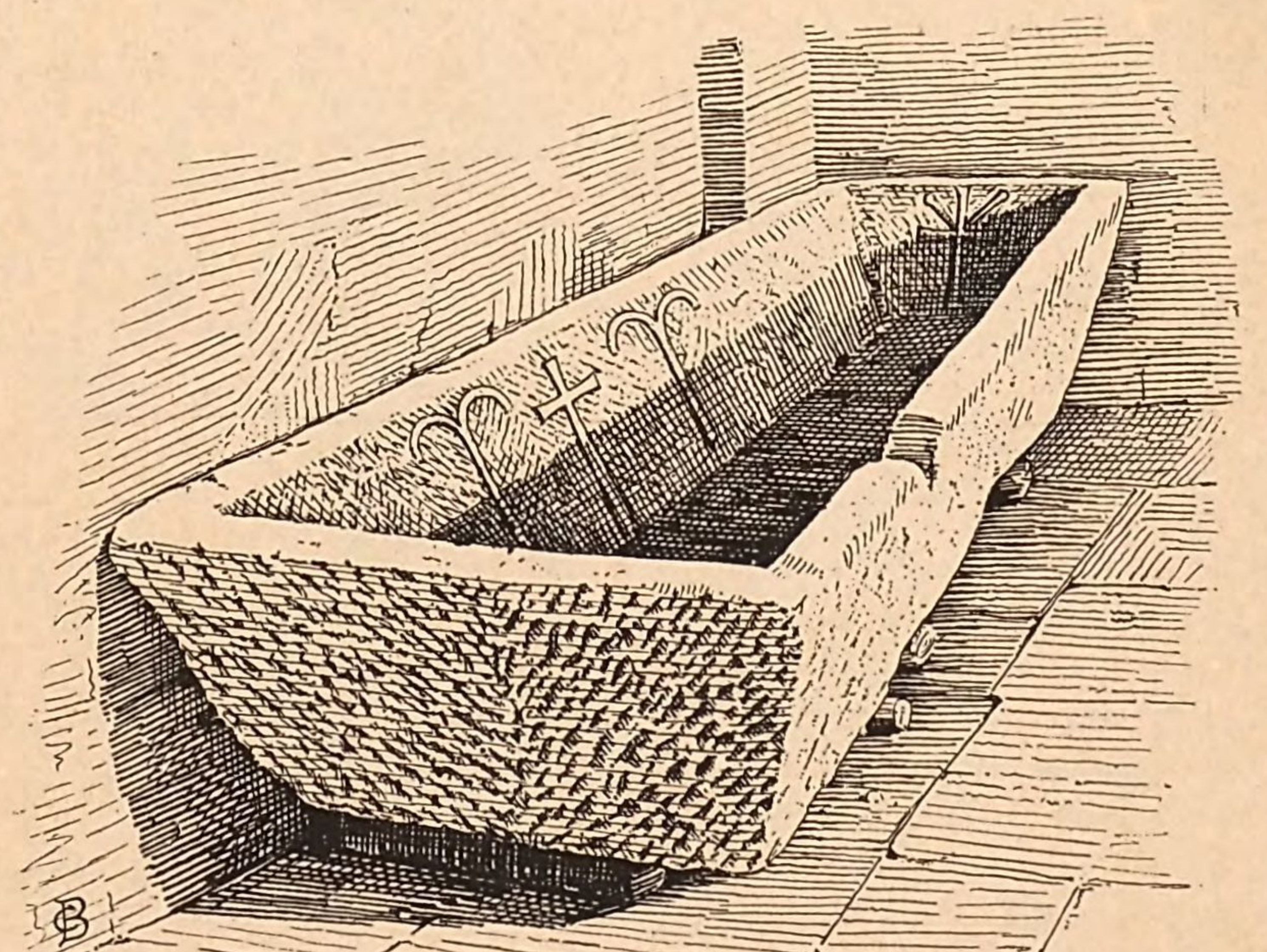


Fig. 42. Fränkischer Steinsarg aus dem Kloster Altenmünster bei Lorsch.

[1]) Gewöhnlich wird diese Art der musivischen Arbeit als opus Alexandrinum bezeichnet; letzteres war eine besondere Art des opus sectile, die sich nur aus zwei Farben zusammensetzte. Bei dem Lorscher Fußboden haben sich Steine in Weiß, Blauroth, Ziegelroth und in Weiß mit rother Aderung erhalten. Vgl. über diese Technik bei Blümner, Hugo, Technologie und Terminologie der Gewerbe und Künste bei Griechen und Römern. Dritter Band, Leipzig 1884. S. 337 u. 338.

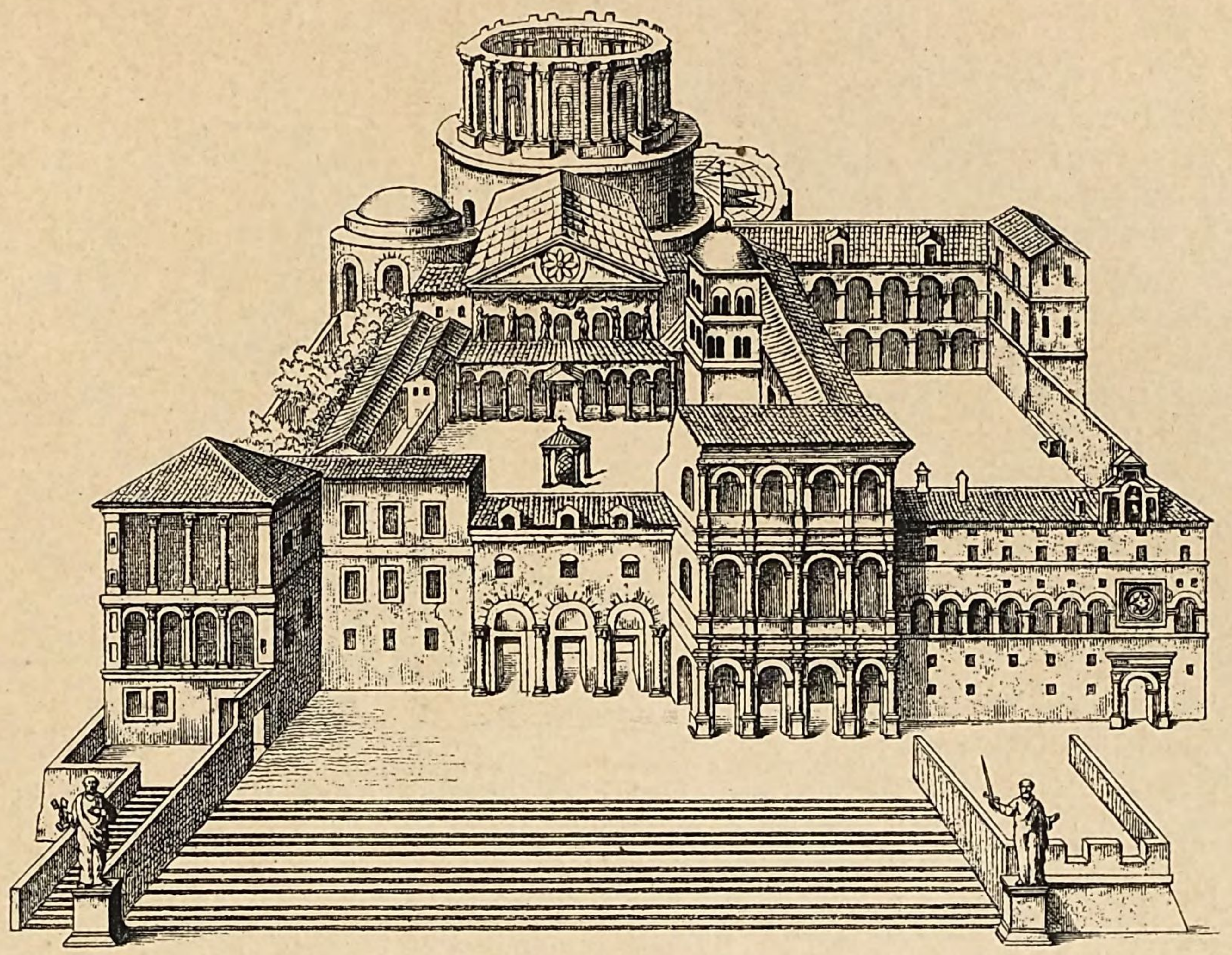


Fig. 48. Ansicht der alten Peterskirche in Rom während des Neubaues im 16. Jahrhundert. Nach Letarouilly.

Verwandtes.

Nachdem uns der Nachweis gelungen ist, daß die heutige Michaelskapelle zu Lorsch ehemals der Thorbau für das Atrium der fränkischen Kirchenanlage gewesen ist, steht sie auch in den Ländern diesseits der Alpen und des Rheines ihrer ursprünglichen Bestimmung nach keineswegs mehr als vereinzelte oder auffallende Erscheinung da; nur ist sie unter den uns bis dahin bekannt gewordenen Beispielen das älteste ihrer Art. Zunächst haben wir den bekannten Plan des Klosters zu St. Gallen aus dem Anfange des neunten Jahrhunderts heranzuziehen, dessen Kirchenanlage innerhalb des Klosterbezirks eine auffallende Verwandtschaft mit der in diesem Werke besprochenen zeigt. Wer nach diesem von außen zur Kirche gelangen wollte, hatte zunächst den Weg zwischen den Vorbauten zurückzulegen, ehe er an den dem Vorhofe der Kirche vorgesetzten Portalbau (Fig. 44) von beträchtlicher

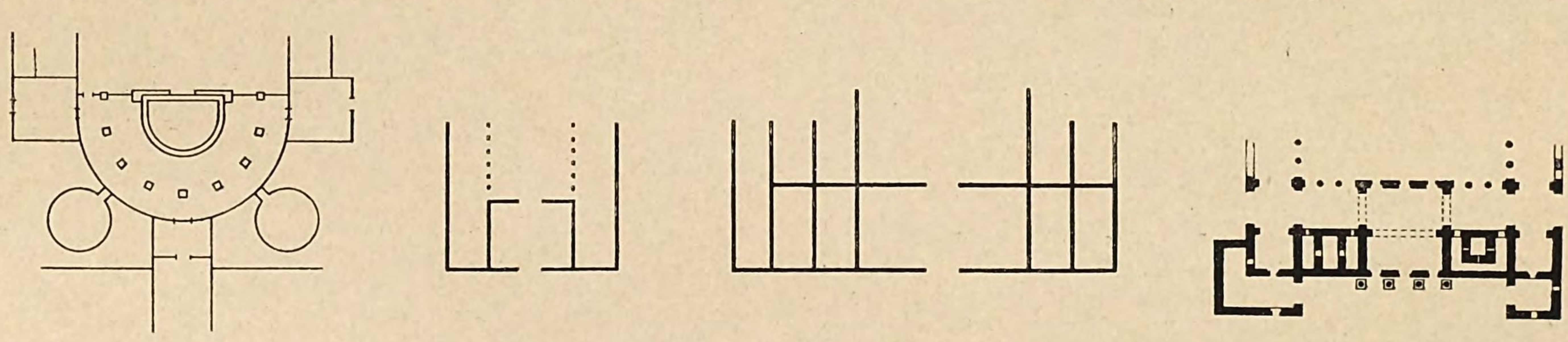


Fig. 44—47. Grundrisse von Thorhallen:
Fig. 44. Plan von St. Gallen. Fig. 45. Steinbach i. O. Fig. 46. Pfalzkapelle Karls d. Gr. zu Aachen. Fig. 47. Alte Peterskirche in Rom.

Größe gelangte. Erst nach Durchschreiten des letzteren konnte er die den halbrunden Vorhof umgebenden Säulenhallen betreten. In Lorsch war die Wallfahrtskirche den Pilgern in ähnlicher Weise zugänglich, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Thore des Klosterbezirkes und des Kirchenvorhofes gesonderte Bauten waren.[1]) Als Thorhalle, nicht als schlichter Thorbau scheint aber auch der Weiträumigkeit im Grundrisse nach der Atriumseingang zu St. Gallen gedacht gewesen zu sein. Derselbe sollte von zwei Rundthürmen flankiert werden. Solche mochten in Lorsch überflüssig erscheinen, da hier das Thor des Klosterbezirkes der Thorhalle des Atriums sehr nahe lag und daher genügende Sicherheit gegen das Eindringen Unbefugter gewährte.

Ein anderes Beispiel einer Atriums-Thorhalle bietet der Grundriß der Einhard-Basilika zu Steinbach im Odenwald (Fig. 45). Wir haben in der Monographie über diese Kirchenanlage bereits auf die Aehnlichkeit mit Lorsch verwiesen und können uns deshalb an dieser Stelle mit der bloßen Erwähnung begnügen. Nur sei noch hervorgehoben, daß auch hier erst nach einem Durchschreiten eines von Bauten umgebenen Vorplatzes der Eintritt in das Thorgebäude des Vorhofes erfolgen konnte.[1])

[1]) Die frühere Klosterherberge hat sich an dem ehemaligen Thore des Klosterbezirkes als Wirthschaft bis heute erhalten; letztere führte vor wenigen Jahrzehnten noch den Namen: »Zum weißen Kreuz«.

[1]) Vgl. Adamy, Die Einhard-Basilika zu Steinbach i. O. S. 16 u. 17 u. Taf. II.

Untersuchungen an der Palastkapelle Karl's des Großen zu Aachen haben ferner ergeben, daß auch hier eine Vorhofsanlage gleich der vor der Basilika Einhard's im Odenwald gewesen ist (Fig. 46). Selbst die Eingangshalle hat sich hier wie dort im Grundriß nachweisen lassen. Dieselbe hatte eine Tiefe von 8,50 m und eine Breite von 17,40 m im Lichten, war also, der Bedeutung der Kirche entsprechend, beträchtlich größer als die zu Lorsch, hatte jedoch nur einen Durchgang in der Mitte der Längenseiten. [1])

Ob die verwandten Kirchenanlagen zu Seligenstadt a. M. [2]) und auf dem Heiligenberg bei Heidelberg [3]) eine ähnliche Ausbildung des Atriums-Einganges gehabt haben, ist nicht mehr festzustellen. Hingegen sei noch auf ein verwandtes Beispiel jenseits der Alpen verwiesen, auf keinen geringeren Bau als die alte Peterskirche in Rom. Abbildungen derselben aus der Zeit des Neubaues im sechszehnten Jahrhundert [4]) zeigen uns einen der Lorscher Thorhalle ähnlichen Eingangsbau, der mit drei Oeffnungen den Zutritt zum Vorhofe vermittelte, unten mit Säulen geschmückt war und in einem oberen Stockwerke drei Fenster hatte (Fig. 47 u. 48). Da wir wissen, daß Chrodegang, der Vater des Klosters Lorsch, in einer wichtigen politischen Mission mit dem Pabste in Rom zu verhandeln gehabt hat, so dürften wir vielleicht diese Aehnlichkeit der bedeutendsten Klosterkirche Deutschlands mit der ersten der gesammten damaligen Christenheit doch nicht als ganz zufällig betrachten, zumal da auch die Formensprache der Lorscher Thorhalle sich eng der römisch-italischen anschließt.

Nehmen wir die ganze klösterliche Kirchenanlage als solche in Betracht, so scheint auch sie nicht ohne bestimmende Vorgängerin gewesen zu sein. Bischof Chrodegang von Metz, den wir, obwohl er beim Beginne des Umbaues auf seinen Bischofssitz zurückkehrte, dennoch für den eigentlichen Gründer desselben ansehen müssen, hatte als Reorganisator der Klerikerklöster und Erbauer zweier anderer Klöster sicherlich sich da Rath geholt, wohin sein ganzes Wesen neigte, bei den römischen Einrichtungen. Nun hatte aber Italien in jener Zeit ein Kloster aufzuweisen, als dessen eigentlicher Begründer ein Abt Thomas, ein Franke von Geburt, genannt wird, und das bis in's zehnte Jahrhundert hinein vorwiegend von Aebten fränkischer Herkunft regiert wurde. Es ist dieses das Kloster Farfa zwischen Rom und Reate im Sabinergebirge. Mit reichlichen Privilegien ausgestattet, hatte es stets Beziehungen zu den deutschen Herrschern unterhalten, denen es auf dem Zuge nach Rom vielfach als Absteigequartier diente. In einer Schrift des Abtes Hugo [5]) (997—1039) werden uns Angaben über diese Klosteranlage gemacht, die uns einen bedeutsamen Fingerzeig für die Einflüsse geben, unter denen die Lorscher Kirchenanlage entstanden sein kann. Diese Schrift enthält eine knappe Beschreibung der Klosterbaulichkeiten, die 890 von Arabern zerstört wurden, also wohl der in dem ersten Viertel des achten Jahrhunderts gegründeten Anlage. Das Kloster hatte hiernach, wie Lorsch vor dem großen Brande, fünf Kirchen, wovon zwei Kirchen, wohl Doppelkirchen, für Genesende und Schwerkranke bestimmt waren. [6]) Bogenhallen (arcus deambulatorios) aber hatte es innerhalb und außen; erstere waren für die Mönche bestimmt und bildeten das eigentliche Claustrum, letztere für die Laien; wir haben also hier die Schilderung eines Klosters, welches ein Atrium hatte, das, für den Verkehr des Publikums mit der Hauptkirche bestimmt, zweifellos an der Westseite derselben lag, wie wir es in gleicher Weise auch für Lorsch festgestellt haben. Auch war der ganze Klosterbezirk wie hier durch eine Mauer eingefriedigt. Die verwandte Anlage des Klosterneubaues zu Farfa, die unter dem Einflusse der Klosteranlage zu Cluny entstand, dürfen wir hier außer Acht lassen. Jene Schilderung, die sich zwar auf ein bestimmtes Kloster bezieht, deren allgemeine Angaben aber sicherlich als typisch anzusehen sind, giebt uns also das Verbindungsglied zwischen den bekannten Atriumsanlagen der altchristlichen Zeit in Italien und speziell in Rom und den erwähnten Beispielen diesseits der Alpen in Deutschland, insbesondere der Lorscher Anlage. [1])

Sowohl die soeben erwähnte Schilderung wie die Verwandtschaft der kirchlichen Vorhofsanlagen zu Steinbach i. O., Aachen und auf dem Heiligenberg bei Heidelberg [2]) mit der zu Lorsch lassen unter Berücksichtigung der an letzterm Orte vorgefundenen Spuren [3]) den Rückschluß zu, daß auch die Vorhofsanlage zu Lorsch mit seitlichen Hallen versehen gewesen ist. Von einem Brunnen jedoch, der eine nothwendige Anlage der altchristlichen Kirchenvorhöfe war und dessen Zuflußrinne sich in Steinbach nachweisen ließ, haben wir bis jetzt Spuren nicht vorgefunden. Das Wasser zu demselben hätte sich, wie auch bei den übrigen Brunnen des Klosterbezirkes, nur durch tiefe Grabungen gewinnen lassen. Uebrigens ist an dieser Stelle noch hervorzuheben, daß die Kirchen zu Lorsch, Steinbach und Seligenstadt auch hinsichtlich ihres Bauprogramms verwandt waren: alle drei waren zur Aufnahme von wunderthätigen Reliquien bestimmt, sie waren Wallfahrtskirchen. Bei der damaligen Organisation innerhalb des christlichen Kultus waren für derartige Kirchen größere geschlossene Vorräume oder Höfe nothwendig, theils weil die zum Gottesdienst bestimmten Räume bei festlichen Gelegenheiten nicht ausreichten, die große Zahl der herbeiströmenden Pilger zu fassen, theils weil nicht alle berechtigt waren, jene zu betreten. Die Zweckmäßigkeit der ältesten dieser Anlagen, der zu Lorsch, mag daher nicht ohne Einfluß auf die Gestaltung der genannten verwandten Werke gewesen sein; daß sie dem Erbauer derselben, Einhard, nicht unbekannt gewesen ist, ergiebt schon die nahe Beziehung, in der er sich zum Kloster Lorsch als dem Erben seiner Besitzungen im Odenwald, unter diesen auch der Steinbacher Basilika, schon bei Lebzeiten befunden haben muß.

Die Verwandtschaft der erwähnten Klosteranlagen Einhard's und der Palastkirche Karl's d. Gr. zu Aachen mit dem fränkischen Kloster zu Lorsch erstreckt sich jedoch nur auf den Grundriß und Aufbau der Kirchen im Allgemeinen, weniger auf die künstlerische Ausführung. In dieser Hinsicht hat die Lorscher Kirche nach dem erhaltenen Rest der Anlage, eben unserer Thorhalle, weit über jenen gestanden, und wenn wir bloß aus diesem Umstande einen direkten Schluß auf die Entwicklung der Kunst jener Zeit ziehen wollten, so müßten wir zu dem Ergebniß kommen, daß sie unter Karl dem Großen in raschem Sinken begriffen war. Wohl finden sich einzelne Formen hier wie dort in gleicher Weise vertreten, so die Kämpfergesimse der Pfeiler; [4]) aber kein einziges der aus karolingischer Zeit erhaltenen Bauwerke zeigt uns jene reizvollen, für den Zweck ihrer jetzigen Verwendung von den Erbauern geschaffenen Formen, wie sie nicht bloß an der Thorhalle, sondern auch unter den Fundstücken vorkommen. Die korinthischen Kapitäle in der Palastkapelle zu Aachen sind sammt ihren Säulenstämmen römischer

[1]) Vgl. C. Rhoen, Die Kapelle der karolingischen Pfalz zu Aachen. 1887. Druck von F. N. Palm in Aachen. Seite 59 u. Taf. I.

[2]) Vgl. Adamy a. a. O.

[3]) Vgl. Schleuning a. a. O.

[4]) Mitgetheilt bei Letarouilly, Der Vatikan, Taf. 9. Fig. 2.

[5]) In der Destructio Farfensis.

[6]) Diese Anlage würde den Gebrauch des Wortes triplex Seite 5 erklären.

[1]) Vgl. über Farfa und Cluny J. Schlosser, Die abendländische Klosteranlage. Wien 1889 S. 49 2c. Wir verdanken diesem Werkchen obigen nicht unwichtigen Hinweis.

[2]) Wir führen die Kirchenanlagen in der Reihenfolge an, wie sie zeitlich nachgewiesen worden sind.

[3]) Vgl. oben S. 8 u. 9.

[4]) Vgl. oben Seite 28. Die erhaltenen Kämpfer- und Gesimsprofile der karolingischen Bauten zu Ingelheim, Aachen, Steinbach, Seligenstadt und Lorsch sind verwandt mit einander.



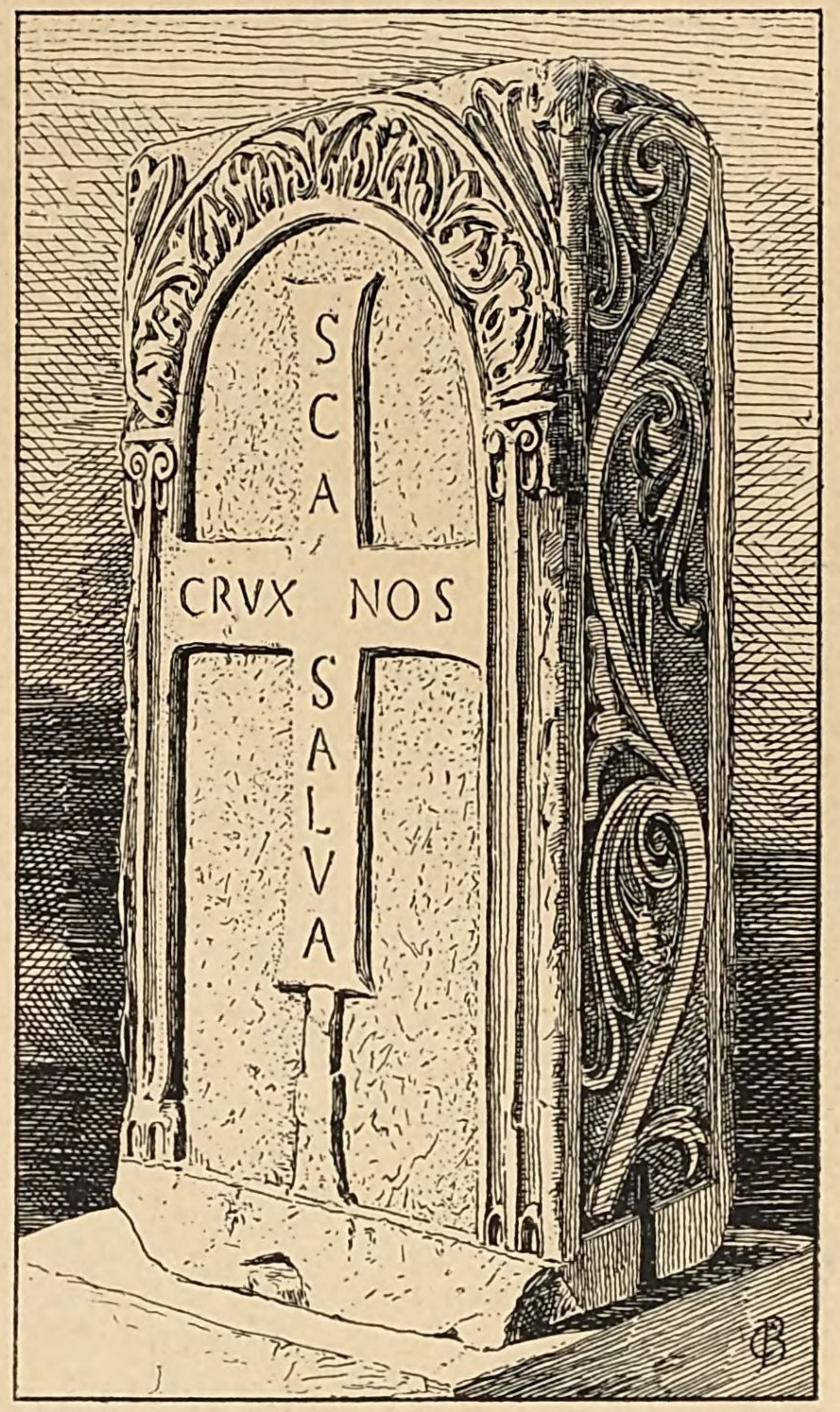


Fig. 49 u. 50. Gedenkstein von St. Alban in Mainz.

Herkunft;[1]) von den wenigen Resten der Ingelheimer Pfalz ist dasselbe zu behaupten[2]): man hat sich hier wie dort mit Anleihen von einer Kunst begnügt, die man wohl zu schätzen vermochte, aber mit eigner Hand plastisch nicht mehr nachzubilden wagte. Trotzdem wäre aber jener Schluß nicht ganz richtig: In Lorsch haben wir einen Bau vor uns, der nicht von Einheimischen, sondern von Fremden gebaut wurde, die, ihrer Herkunft und des bischöflichen Gründers Neigungen gemäß, in ihrem ganzen Wesen mit der römischen Kultur noch enger verschmolzen waren, als die um den Rhein ansässigen Deutschen. Bei diesen konnte darum auch die Architektur leichter die Wege zu einem eigenen Stile, dem romanischen, finden, der in Deutschland demgemäß seine originalste Ausbildung erfuhr. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, erscheint die von Karl dem Großen unmittelbar beeinflußte Kunst doch in einem anderen Lichte: sie bereitet durch Lockerung der Fesseln, mit denen sie an die altchristlich-römische Kunst bis dahin gebunden war, und durch Umwandlung des Vorgefundenen nach dem Bedürfnisse des germanischen Eigengefühls, in naturgemäßem Uebergange von der antiken Kunst zur christlich-germanischen der Selbständigkeit der deutschen Kunst nothgedrungen und unbewußt den Weg. Wo sie zu höheren Leistungen sich aufzuschwingen Ursache hat, da ist sie freilich noch gezwungen, sich

[1]) Ueber die antiken Säulen zu Aachen vgl. Rhoen a. a. O. S. 50 ꝛc.

[2]) Die im Mainzer Museum befindlichen Kapitäle aus Ingelheim sind zweifellos gleichfalls römische Arbeiten. Das »im Saal« zu Nieder-Ingelheim noch vorhandene Kämpfergesims für den Gurtbogen der Apsis zeigt die Form des Hauptgesimses an der Hauptapsis in Steinbach i. O. Die Kapitäle der Justinuskirche zu Höchst am Main habe ich absichtlich nicht in die Betrachtung eingereiht; der Bau bedarf noch einer sorfältigeren Untersuchung, als sie ihm bis jetzt hat zu Theil werden können.

direkt fremder Anleihen zu bedienen: auch die Mosaiken in der Palastkapelle zu Aachen sind italische Arbeit, und sowohl die Reste des ehemaligen pavimentum sectile dieser Kirche, wie die aus dem sechsten Jahrhundert stammenden gleicher Art im Dome zu Trier lassen die römischen Vorbilder erkennen, gleichwie der geschilderte Mosaikfußboden in der Lorscher Kirche, dessen Reste jenen in nicht zu verkennender Weise gleichen; nur dürfte auch hier hinsichtlich der Entstehung jener Unterschied festzuhalten sein: bei den karolingischen Bauten waren es italische Arbeiter, welche jene Werke anfertigten, in Lorsch waren es Bewohner des Klosters, Mönche, welche auch die Bauwerke ausführten.

Zu einem Vergleich mit den klassizistischen Bauformen der Lorscher Thorhalle fordern jedoch die Bronzegitter des Aachener Octogons heraus. Die Ornamente derselben erweisen sich zweifellos als Werke einer mit jenen verwandten oder gleichen Stilrichtung sowohl in der Zeichnung wie im Schnitt. Wenn neuerdings ihre Anfertigung in karolingischer Zeit in Frage gestellt worden ist,[1]) so kann wenigstens die stilistische Beschaffenheit gerade durch den Hinweis auf die fränkischen Ornamente in Lorsch nicht als stichhaltig hierfür angesehen werden. Der fränkischen Kunst stehen diese Werke mindestens sehr nahe.

Die Feststellung jenes Entwicklungsganges der Kunst ist nicht ganz unwichtig für unsere Betrachtung: sie spricht nämlich gleichfalls unverkennbar dafür, daß jene mit plastischen Ornamenten verzierten Fundstücke des Lorscher Klosterbezirkes, deren Verwandtschaft mit dem Stile der Thorhalle wir oben besprochen haben, eher der Zeit des Klosterbaues als der späteren Kunst der Karolingerzeit

[1]) Bei Rhoen, Die Kapelle der karolingischen Pfalz zu Aachen. Aachen 1887. S. 42.

zuzuweisen sind, daß sie also auch nicht der ecclesia varia Ludwig's des Deutschen angehört haben dürften.

Setzen wir nach dieser für unsere Zwecke nicht unwichtigen Abschweifung unsere Umschau im deutschen Lande nach den Werken, die den Lorscher Bauten verwandt sind, fort, so haben wir zunächst bei dem schon erwähnten Trierer Dome zu verweilen. Nicetius, seit 527 Bischof in Trier, fand jenen nach seiner Zerstörung durch die Franken, die zwischen 430 und 440 n. Chr. erfolgt war, noch in Trümmern vor und ließ zu seiner Wiederherstellung Arbeiter aus Italien kommen. Daß sich diesen einheimische, wenn auch zunächst noch ungeübte Arbeiter zugesellten, ist bei einem so großen Werke wohl ohne Weiteres anzunehmen. Letzteres bestätigen die Fundstücke, welche von dieser Wiederherstellung herrühren.[1]) Während nämlich die von den römischen Arbeitern gemeißelten Kapitäle noch die rundlich weiche Behandlung, die der ganzen römischen Kunst im Gegensatze zur griechischen eigenthümlich ist, zeigen, tritt an anderen Ornamenten die Vorliebe der Germanen für das Scharfe, Eckige sowohl in den Motiven der Ornamente wie in der ganzen Ausführung hervor. Eine der von von Wilmowsky[2]) mitgetheilten gemalten Kassetten hat an der Umrandung das uns vom Grabmal des Theoderich in Ravenna bekannte Zickzack- oder Scheerenornament; gemalte rautenförmige Figuren kommen gleichfalls vor. Noch charakteristischer aber sind zwei Kassetten aus Stein und zwei Friesstreifen,[3]) deren Verzierungen sämmtlich scharf im Winkel — also im Kerbschnitt — eingehauen sind. »Sie erinnern,« setzt der Verfasser hinzu, »an die ähnlichen Steinarbeiten in der Sophienkirche zu Konstantinopel«,[4]) noch mehr aber dürfen wir hinzusetzen, an die Schmuckarbeiten aus den germanischen Gräbern des fünften bis achten Jahrhunderts und an die Ornamente der Lorscher Thorhalle nebst den besprochenen Fundstücken.

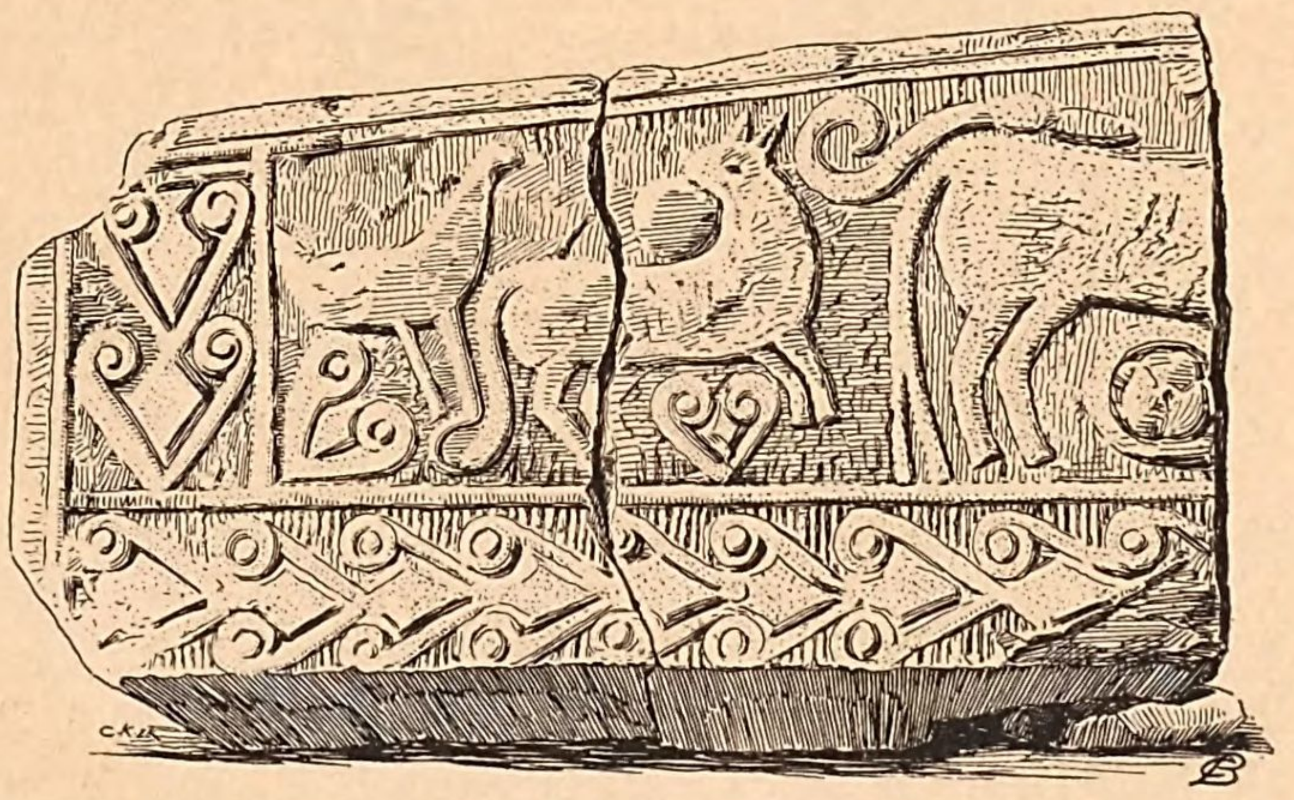


Fig. 51. Halber Thürsturz von Pfeddersheim.

Dem sechsten Jahrhundert wird auch der sogenannte »Römerthurm« in Köln a. Rh. zugeschrieben. Er verdient auch an dieser Stelle unsere Beachtung, da er in der mehr künstlichen als künstlerischen Anordnung seines Mauerwerkes einige nicht zu verkennende Aehnlichkeiten mit der Lorscher Thorhalle aufzuweisen hat; das opus reticulatum der Römer kommt in mehreren Variationen vor, auch in farbigem Wechsel der Steine; Spitzgiebel sind gleichfalls, wenn auch in anderer Ausführung, vorhanden, mehrmals auch in Verbindung mit tragenden Pilastern, ebenso ganze und halbe Rosettenmuster, ein Motiv, das in Lorsch nur in einem Beispiele vertreten ist. Das an jenem Thurme vorkommende Fischgrätenmauerwerk und andere mehr malerische, als konstruktive Einzelheiten hatten wir dagegen in Lorsch nicht kennen gelernt. Beide Bauten, der Römerthurm und die Thorhalle, zeigen ebenso den Zusammenhang mit der ersterbenden römischen Kunst wie dieselbe Vorliebe für spielende malerische, farbenreiche und dabei zugleich eckige Formen, die uns als beliebte Motive der fränkischen Kleinkunst bekannt sind.

Indem wir hier Abstand davon nehmen, jene architektonischen Einzelheiten, welche der fränkischen Kunst Deutschland's noch zu-

[1]) Vgl. von Wilmowsky, Der Dom zu Trier. Trier 1874. S. 37 2c.

[2]) Ebds. Taf. V.

[3]) Ebds. Taf. II. Fig. 6, 7, 8 und 9.

[4]) Die byzantinische Kunst hat den scharfen Schnitt der griechischen Ornamente im Gegensatz zur römischen Kunst beibehalten, die kräftige Ausführung der fränkischen Ornamente finden wir jedoch bei der byzantinischen Kunst nicht.

gewiesen werden,[1]) ebenso bis auf das weiter unten berücksichtigte Werk die verwandten Reste der späteren karolingischen Kunst, meistens klassische Erinnerungen, unserer Betrachtung an dieser Stelle einzuverleiben, haben wir doch zunächst noch bei einem Denkmale zu verweilen, das in mehrfacher Weise lehrreich für unsere Untersuchungen ist. Wir meinen das auf der Stelle der ehemaligen Kirche St. Alban in Mainz gefundene, jetzt im Kreuzgange des Domes daselbst befindliche Denkmal, welches bereits Schneider mit richtigem Blicke der fränkischen Epoche zugeschrieben hat.[2]) Schrift, Ornamente und Technik machen in gleicher Weise dieses Kunstwerk (Fig. 49 u. 50) für uns wichtig.

Aus grobkörnigem Marmor hergestellt, hat es auf den Breitseiten flache rundbogige Nischen, von denen die eine durch eine stehende Figur mit Buch und Kreuz, die andere durch ein großes mit einer Inschrift versehenes flaches Kreuz ausgefüllt wird. Wegen der inhaltlichen und zwecklichen Erklärung des Denkmals verweisen wir auf die Ausführungen Schneider's. Die Anordnung der Darstellungen auf den Breitseiten in Nischen, die Halbsäulen mit attisierenden Basen und korinthisierenden Kapitälen, die Motive der Ornamente auf den Bogen und in den Ecken und die reichliche Anwendung von Bohrlöchern bei denselben beruhen auf römischen Erinnerungen, während die Pilaster und der scharfwinklige Schnitt der Ornamente sowohl hier wie auf den Schmalseiten, bei letzteren auch die graziöse Bewegung der einseitigen Blätter, uns auf eine Verwandtschaft mit der fränkischen Kunst, insbesondere mit den Lorscher Werken hinweisen. Die Kanneluren der Pilaster mit ihren muldenförmigen Einsätzen unten und oben machen diese Stilverwandtschaft zur Gewißheit, und für deren Voluten ließen sich leicht Seitenstücke unter den fränkischen Metallarbeiten nachweisen. Die Buchstaben auf dem Buche und dem Kreuze aber haben noch die reinen Linien römischer Schrift, die wir auf dem Kreuz eines Sarkophagdeckels in Lorsch angetroffen haben; ebenso erinnert das Kreuz selber an jenes, zumal da auch hier das untere Ende wie zum Einsetzen in einen Schaft gestaltet ist. Das interessante Denkmal trägt somit alle oben berührten Merkmale der merowingischen Kunst an sich und bildet ein um so wichtigeres Seitenstück zu den Lorscher Arbeiten, als es gleichfalls der mittleren Rheingegend angehört. Unsere Darlegungen über jene sind mitbestimmend für dieses: es gehört der fränkischen Kunst des siebenten oder achten Jahrhunderts an.

Der Kreuzgang des Mainzer Domes birgt noch ein zweites Denkmal, welches wir hier wenigstens nicht unerwähnt lassen dürfen, das Hattho-Denkmal, welches Schneider dem Erzbischofe dieses Namens zuschreibt und dessen Entstehung somit in die

[1]) Hierher gehören als muthmaßlich fränkisch ein eingemauertes Portal an der Kirche zu Bierstadt bei Wiesbaden, ein Portal zu Pfaffenhofen bei Sauerschwabenheim in Rheinhessen, dessen Sturz mit Wasservögeln, Fischen, Schlangen und Rautenornamenten verziert ist, sowie aus frühkarolingischer Zeit die Grabkapelle S. Michael in Fulda (820—822) und die Krypta der Kirche auf dem Petersberge bei Fulda. Als spätere noch antikisierende Formen wären auch die Kapitäle in der Krypta zu Unterregenbach bei Langenburg im Jagstthale, zu Corvey in Westfalen, zu Essen in der Rheinprovinz, zu berücksichtigen, endlich zur Vervollständigung des Bildes und zur genauen Abgrenzung der in einander überlaufenden Epochen der merowingischen, karolingischen und romanischen Kunst auch Formen aus romanischer Zeit. Zu letzteren gehört auch ein Thürsturz zu Engelstadt, dessen flache Spirale und Medaillons noch durchaus den Charakter der fränkischen Kunst erhalten zeigen.

[2]) Im Correspondenzbl. des Gesammtvereins d. d. Gesch.- und Alterthumsv. 1875. S. 45 2c.

Zeit von 891 (893) bis 913 fällt.[1]) Noch mancherlei Verwandtschaft mit der fränkischen Kunst zeigend, insbesondere auch in den klassischen Motiven und ihrer bewegten Auffassung, hat es doch in der Ausführung zugleich wesentliche Verschiedenheiten von dieser, welche deutlich den Weg erkennen lassen, welchen die Kunst in karolingischer Zeit zur romanischen überführte. Wir bedauern, an dieser Stelle uns ein näheres Eingehen auf diesen Gegenstand versagen zu müssen.

Dagegen gestatten wir uns, den Leser noch auf ein bisher wenig bekannt gewordenes Bruchstück eines Thürsturzes aus Sandstein aufmerksam zu machen, das, obwohl im Paulus-Museum zu Worms aufgestellt, doch bisher der Kunstforschung bis auf eine gelegentliche kurze Erwähnung[2]) entgangen ist. Oben giebelförmig abgedacht wie der bekanntere, von uns oben erwähnte Thürsturz zu Pfaffenhofen, zeigt dieser Stein (Fig. 51) innerhalb einer ornamentierten Umrahmung eine Darstellung von Thiergestalten in dem flachen Metall- oder Holzschnitt der fränkischen Schmuckstücke. Da, wo die Thiergestalten einen Raum frei lassen, zwischen den Beinen oder in der Ecke oder auch oben, sind Ornamente als Füllglieder angebracht — ein echt fränkischer Zug, dem wir bei den Schmucksachen überall begegnen. Sehen wir von der naiven Darstellung der Thiere ab, zu der sich gleichfalls Analoga in der fränkischen Metallkunst nachweisen lassen, so ist schon die rauhe Behandlung der Steinoberfläche und vorzugsweise das Ornament des umrahmenden Streifens wichtig für uns; letzteres ist eine Art Scheerenornament, das sich in eigener Form, durch Rautenmuster, die je zwischen den folgenden, an ein Herzblatt erinnernden Schenkeln angebracht sind, fortpflanzt. Dieses herzblattförmige Motiv findet sich an den fränkischen Grabfunden in gleicher Form sehr oft angewendet, und zwar, wie schon gesagt, mit demselben charakteristischen Schnitt. Der Stein stammt aus dem in Rheinhessen gelegenen Orte Pfeddersheim, dessen Basilika in einer Urkunde vom Jahre 763 Erwähnung gethan wird. Bischof Chrodegang von Metz schenkte in diesem Jahre die Kirche zu Paterni-villa (Pfeddersheim) in p. Wormaciense der Abtei Gorzia.[3]) Wir können keinen Anstand nehmen, jenen Thürsturz gleichfalls noch der fränkischen Zeit zuzuweisen, wozu auch die Verwandtschaft mit der technischen Behandlung der Lorscher Steinornamente genügende Veranlassung giebt.

Endlich ist es auch nicht ohne Belehrung, noch einen Blick nach Ingelheim zu werfen. Von dort hat sich außer den genannten Kapitälen von zweifellos römischer Herkunft ein Bruchstück eines Frieses erhalten, das wir als karolingisch betrachten müssen (Fig. 52). Die Flachheit der Formen und der scharfe Schnitt erinnern in gleichem Maße an die erörterten Eigenthümlichkeiten der fränkischen Kunst wie die naiven, aber lebensvoll bewegten Darstellungen der Thiere an Funde aus fränkischen Gräbern. Gehört das Werk

[1]) Vgl. Schneider Das Hattho-Denkmal im Mainzer Dom. Mit Abbildung Ebds. Seite 35 ꝛc.

[2]) Vgl. Wörner in »Kunstdenkmäler im Großherzogthum Hessen, Prov. Rheinhessen, Kreis Worms.« Darmstadt 1887. S. 126. Wir verdanken die unserer Abbildung zu Grunde gelegte Photographie der Güte des Herrn Dr. Köhl in Worms.

[3]) Die Urkunde findet sich abgedruckt bei Meurisse, Hist. des eveques de Metz. Metz. M.DC.XXXIIII S. 167, woselbst es heißt: Donamus etiam in pago Wormaciense illam basilicam, quae est in Paterni-villa constructa.

nicht vielleicht noch der fränkischen Zeit an, eine Annahme, zu der ein triftiger Grund nicht vorliegt, so ist es uns ein redendes Zeugniß für den Fortbestand derselben auch in der karolingischen Zeit. Auf jeden Fall läßt auch dieses Werk den Einfluß der Holztechnik auf die germanische Steinsculptur deutlich erkennen.

Die meisten Zeugen merowingischer Bauthätigkeit hat uns das heutige Frankreich erhalten. Antikisierende Kapitäle von eigenartiger Gestaltung, Blendgiebel, Ornamente verschiedener Art, bei denen insbesondere die Bandverschlingungen als charakteristisch hervorzuheben sind, das opus reticulatum in ähnlicher Gestalt und Verwendung wie an der Lorscher Thorhalle, Zickzackornamente, Rosettenmuster, Fischgrätenmauerwerk und das opus incertum mit Füllmauerwerk in oben beschriebener Art sind hier nicht so seltene Erscheinungen wie in Deutschland, und manche Sarkophagornamente insbesondere lassen über die Verwandtschaft dieser Epoche mit der altchristlichen keinen Zweifel aufkommen. Wir können uns hier mit einem bloßen Hinweis auf diese Erscheinungen merowingischer Kunstthätigkeit begnügen, da sie schon vielfältig gewürdigt worden sind.[1]) Nur müssen wir hervorheben, daß kein einziger dieser Reste merowingischer Bauthätigkeit ein so geschlossenes Bausystem zeigt als die Thorhalle zu Lorsch an der Bergstraße, und daß die einzelnen Elemente, welche in Lorsch zu einem einheitlichen wirkungsvollen Ganzen verschmolzen sind, hier nur vereinzelt und wie zufällig vorkommen. Von jener ruhigen künstlerischen Komposition, die jedes Glied als Theil eines Ganzen erfaßt und diesem Eigenwerthe gemäß künstlerisch abmißt, also von jener selbstbewußten Kraft künstlerischer Intuition und maßvollen Selbstbeherrschung treffen wir bei diesen Werken kaum eine Spur. Die genannten Elemente sind mehr malerisch frei, als architektonisch gesetzlich verwerthet. Wenn wir im Gegensatz hierzu von der schmucklosen Basilika zu Steinbach sagen konnten, daß es »der erwachende germanische Geist ist, welcher in der Komposition seine Klarheit und Kraft erprobt hat«, so dürfen wir von der Thorhalle zu Lorsch mit eben demselben Rechte sagen, daß der germanische Geist seine künstlerische Kraft in eben solcher Klarheit an ihrem Aufbau zum ersten Mal erprobt habe, mit fremden Formen zwar, aber darum in nicht minder gut gelungener und sogar eigenthümlicher Ausführung. Der künstlerische Geist einer ernsten Klosterschulung auf germanischem Boden hat sich in der Thorhalle bis zur Stunde das schönste Werk seiner Schöpfungskraft diesseits der Alpen erhalten, und was nach den urkundlichen Nachrichten Bischof Chrodegang von Metz durch Einführung strengerer klösterlicher Zucht in das kirchliche Leben

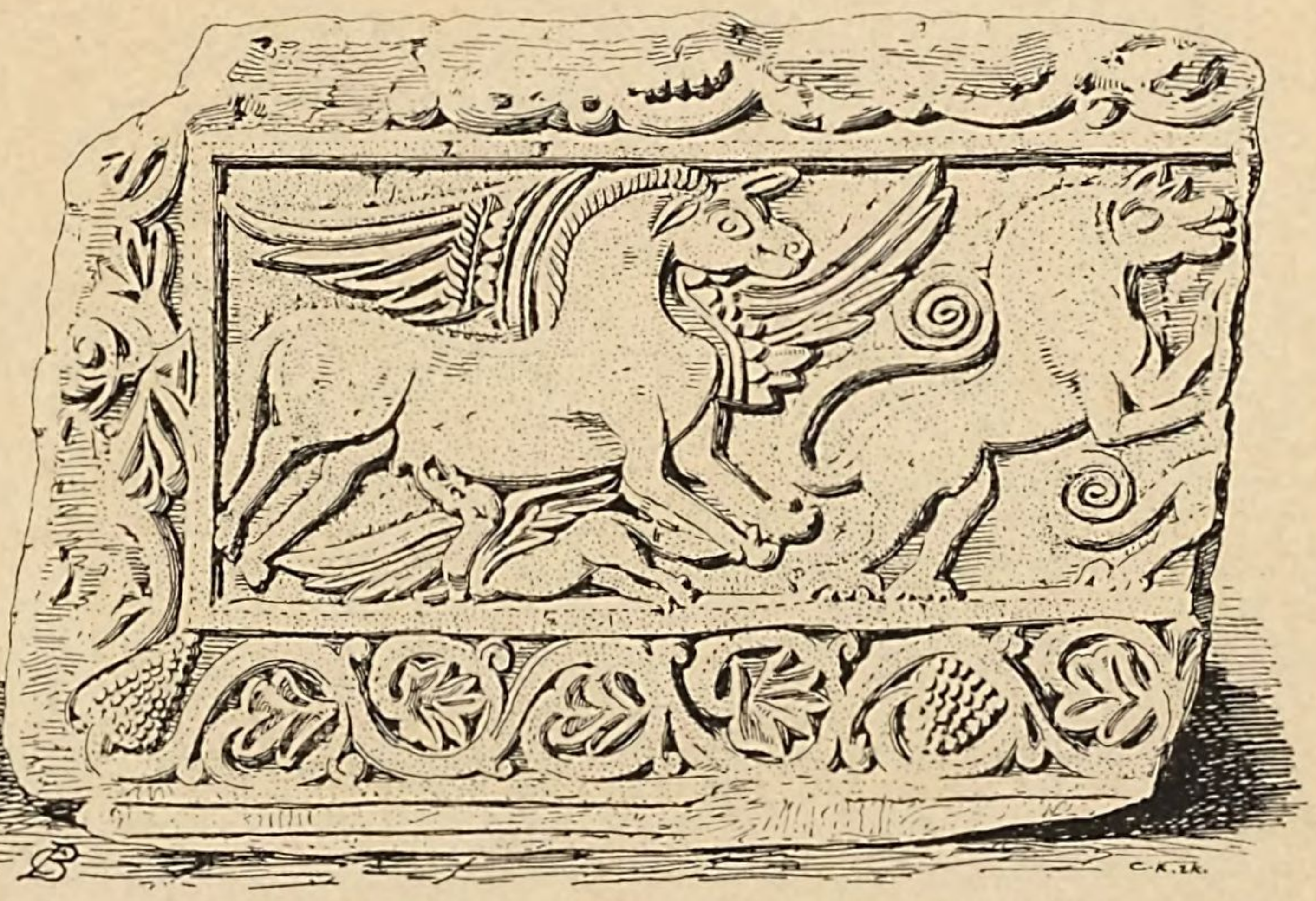


Fig. 52. Bruchstück eines Frieses von Nieder-Ingelheim.

[1]) Wir erwähnen namentlich die Kirchen St. Christophe zu Suèvres, St. Jean und St. Généroux zu Poitiers, die Kirchen zu Cravant und Distré, St. Germain-sur-Vienne zu Saumur, die Kirche zu Rivière, St. Seurin zu Bordeaux. Mit diesen Namen ist aber keineswegs die Reihe der hierher gehörigen Werke erschöpft. Ich verweise auf das Bulletin monumental. ed. Caumont, Band XXVI und XXIX; Arch. de la commission des monuments historiques I. Bd.; Annales archéologiques, Band XI. Paris 1851. Von den Handbüchern ist zu verweisen auf Reber, Kunstgeschichte des Mittelalters, Leipzig 1886. S. 183 ꝛc. Essenwein, im Handbuche der Architektur, II. Theil, 3. Bd. 1. Hälfte. Darmstadt 1886. S. 122: »Die Bauten des VI. bis IX. Jahrhunderts in den nördlichen Ländern«; Adamy, Architektonik, Bd. II. Abtheilung 1. Seite 241 ꝛc.: »Die altchristliche Architektur in den germanischen Ländern«.

erreichte, das hat sich hier in sinnenschöner Form zum Kunstwerk ausgebildet.[1])

Es wäre sicherlich von wissenschaftlichem Vortheil für uns, auch die merowingische oder fränkische Kleinkunst, auf die wir schon mehrfach Bezug genommen haben, mit ihrer Technik und ihrer Formensprache in unserer Betrachtung etwas näher zu beleuchten. Wir würden uns alsdann der Einsicht nicht entziehen können, daß beide, die Lorscher Kunst und jene Werke des Kunsthandwerkes, auf einem und demselben Boden gezogen sind. Nur in einem Punkte würde sich ein, jedoch leicht erklärlicher Unterschied feststellen lassen: die Lorscher Werke lehnen sich inniger als die Werke der Kleinkunst an die Antike an, obwohl auch bei diesen fast alle jene Formenelemente, die wir als klassische erkannten, zur Genüge vertreten sind, um die Verwandtschaft erkennen zu lassen. Die Geburtsstunde der eigenen monumentalen Steinarchitektur hatte bei den Germanen noch nicht geschlagen, als die Lorscher Bauwerke dem fränkischen Boden entwuchsen, und die Kirche war daher gezwungen, sich der altrömischen Tradition in der Technik und Kunstsprache zu bedienen, wenn sie dem Bedürfnisse nach Steinbauten genügen wollte. Freier aber stand der Vertreter der Kleinkunst jener Tradition gegenüber; er hatte es, sowohl des Materials wie des ästhetischen Bedarfes wegen, nicht nöthig, sich ohne Noth von einer fremden Kunst abhängig zu machen. Wo er es dennoch that, da war doch nur der freie künstlerische Wille hierzu die eigentliche Veranlassung gewesen. Wer zu einer richtigen Vorstellung von dem künstlerischen Charakter der merowingischen und speciell der fränkischen Kunst gelangen will, der hat die Beziehungen zwischen jenen Werken der Architektur und den Kleinkünsten aufzudecken, vor allem aber die bedeutendsten Denkmale fränkischer Baukunst, unter diesen die Thorhalle zu Lorsch und die ihr verwandten Fundstücke, im Zusammenhang mit den Geschwistern der Kleinkunst zu prüfen. Wird sich auch hierbei mit Sicherheit ergeben, daß die merowingische Kunst wesentlich eine solche des Uebergangs von der antiken zur germanischen ist und gerade wegen dieser Vermittlungsstellung schwankende Formenerscheinungen in reichstem Wechsel aufzuweisen hat, so wird andererseits doch ein ganz bestimmter neuer Zug des Geistes aus dem Wechsel der Erscheinungen sich als stilistisch maßgebend herauslesen lassen. Auf diesen neuen Zug, der sich im Wesentlichen als malerischer bezeichnen läßt, haben auch wir vielfach hinzuweisen Gelegenheit gehabt.

Daß die karolingische Kunst sich nicht in Gegensatz zu der merowingischen stellte, haben wir bereits oben ausgeführt. Der Verfasser möchte aber doch diese Betrachtung nicht schließen, ohne noch auf einen wichtigen Zeugen der Karolingerzeit hingewiesen zu haben, welcher das Fortleben jener vorausgegangenen Richtung bestätigt. Es ist dieses ein Werk der Buchmalerei, die Trierer Ada-Handschrift.[1]) Aus karolingischer Zeit stammend, zeigen die architektonischen Umrahmungen der einzelnen Seiten eine nicht zu verkennende Aehnlichkeit mit den klassizistischen Lorscher Formen, sowohl den Motiven wie der Behandlung nach. Korinthisierende und ionisierende Kapitäle mit den zugehörigen attischen und anderen Basen, Spitzgiebel, Eierstäbe und Palmettenmuster finden sich hier wie dort in gleicher Auffassung und Darstellung, und wenn Janitschek mit Bezug auf die Ada-Handschrift sagt,[2]) daß die Formen auch durch die geschickteste und gelehrigste Hand instinktiv im Geschmacke der neuen Volksindividualität abgewandelt, neuen Bedürfnissen angepaßt wurden, so könnte dieses ebenso mit Bezug auf unsere fränkischen Werke gesagt werden. Denn das geht wohl unleugbar aus unserer Betrachtung hervor, daß die karolingische Kunst nicht als Gegensatz der fränkischen aufzufassen ist, daß vielmehr beide einem und demselben Ziele, der Verselbständigung des deutschen Geschmackes, zustreben, daß es aber doch wohl eine Pflicht der neuesten Kunstforschung sein dürfte, die fränkische Kunst vor Karl dem Großen in hellere Beleuchtung zu rücken, als der von Glanz umflossene Name dieses Fürsten es bisher zugelassen hat.

[1]) Da eine genaue Wiederherstellung des Grundrisses der fränkischen Klosterkirche in Lorsch, insbesondere der faktische Nachweis der Kreuzanlage nicht möglich war, so müssen wir auf eine Betrachtung über die Bedeutung der Merowingerbauten nach dieser Richtung verzichten. Es ist auch hier wieder zu verweisen auf Graf, Dr. Hugo, Opus francigenum. Stuttgart 1878.

[1]) Die Trierer Ada-Handschrift, bearbeitet und herausgegeben von K. Menzel, P. Corßen, H. Janitschek, A. Schnütgen, F. Hettner, K. Lamprecht. Leipzig 1889.

[2]) A. a. O. S. 63.

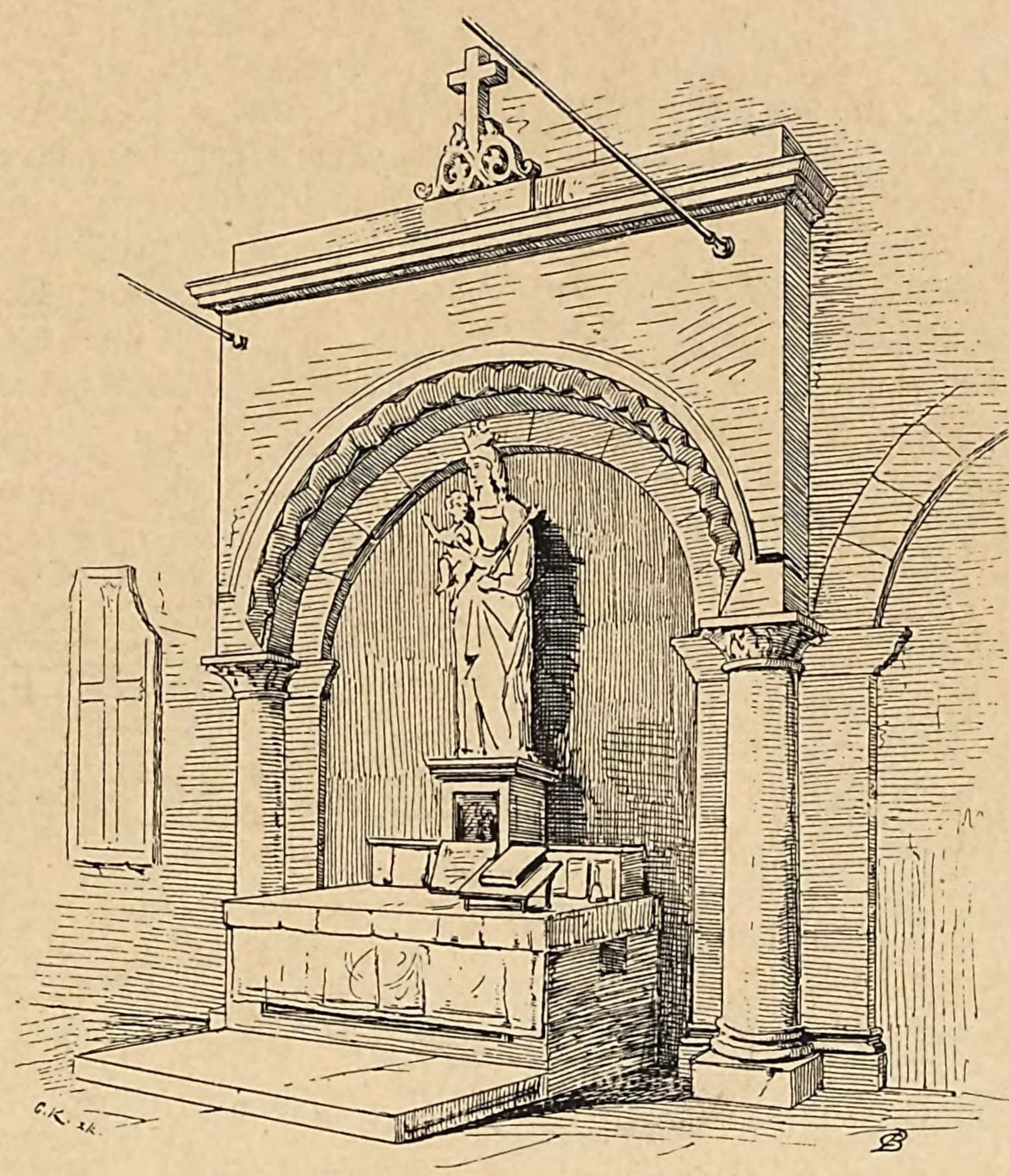


Fig. 62. Altar der Michaelskapelle.

Romanisches und Gothisches.

DJE Hauptschicksale der im Jahre 1130 geweihten, auf der Stelle der abgebrannten fränkischen erbauten romanischen Klosterkirche haben wir schon kennen gelernt. Ihre drei noch stehenden östlichen Mittelschiffjoche, deren Bogenöffnungen zugemauert sind, dienen seit dem vergangenen Jahrhundert als Tabaksscheune. Im Osten durch eine Fachwerkwand abgeschlossen, hat der durch Balkenlagen in verschiedene Stockwerke getheilte Raum durch neu aufgesetztes Mauerwerk annähernd die ehemalige Mittelschiffhöhe wieder gewonnen. Jene Verwendung verhinderte leider eine Untersuchung des Bodens; doch sind sowohl an der Nord- wie an der Südseite die Pfeiler und Bogen außen in ihrer ganzen Anlage erkennbar, so daß wir in der Lage sind, getreue Abbildungen davon mitzutheilen.

Die romanische Kirche war nach den noch heute erkennbaren Spuren dreischiffig, hatte an der Westseite zwei Thürme[1]) und eine Vorhalle[2]) und unter dem Chor des Mittelschiffes[3]) eine Krypta; die Fundamente des Querschiffes sollen bis vor einem halben Jahrhundert noch sichtbar gewesen sein,[1]) sind aber heute vollständig verschwunden und nicht mehr nachzuweisen. Flache

[1]) Die Fundamente der Thürme sind zum Theil noch vorhanden; eine Abbildung der Stadt Heppenheim mit Umgegend bei Merian zeigt die Lorscher Kirche mit zwei Thürmen, ebenso ein späteres Klostersiegel.

[2]) Daß eine Vorhalle zwischen den Thürmen vorhanden gewesen sein muß, ergibt sich aus der breiten Bogenöffnung an der Westseite (Fig. 63), deren Kämpfer den romanischen Ursprung verrathen. Dieser Oeffnung entsprechen unten zwei offenbar zu einem Portal gehörige Wandsteine mit profilierten Basen; in gothischer Zeit wurde dieser Eingang durch das spitzbogige Portal verkleinert. Die Vorhalle hatte, nach jener Oeffnung zu schließen, ein oberes Geschoß.

[3]) Die Krypta wird erwähnt in dem Manuskript (Abschrift) des Großherzoglichen Haus- und Staatsarchivs zu Darmstadt: Helwich, Syntagma monumentorum et epitaphiorum etc. M . DC . XI . Communicatum a Dño Johanne-Carolo Von und zu Franckenstein. Anno. M . DC . XLV . Seite 197, wo es heißt: retro altare majus est crypta sub ipsa ara perpulchra, in qua sarcophagus lapideus, sed vacuus.

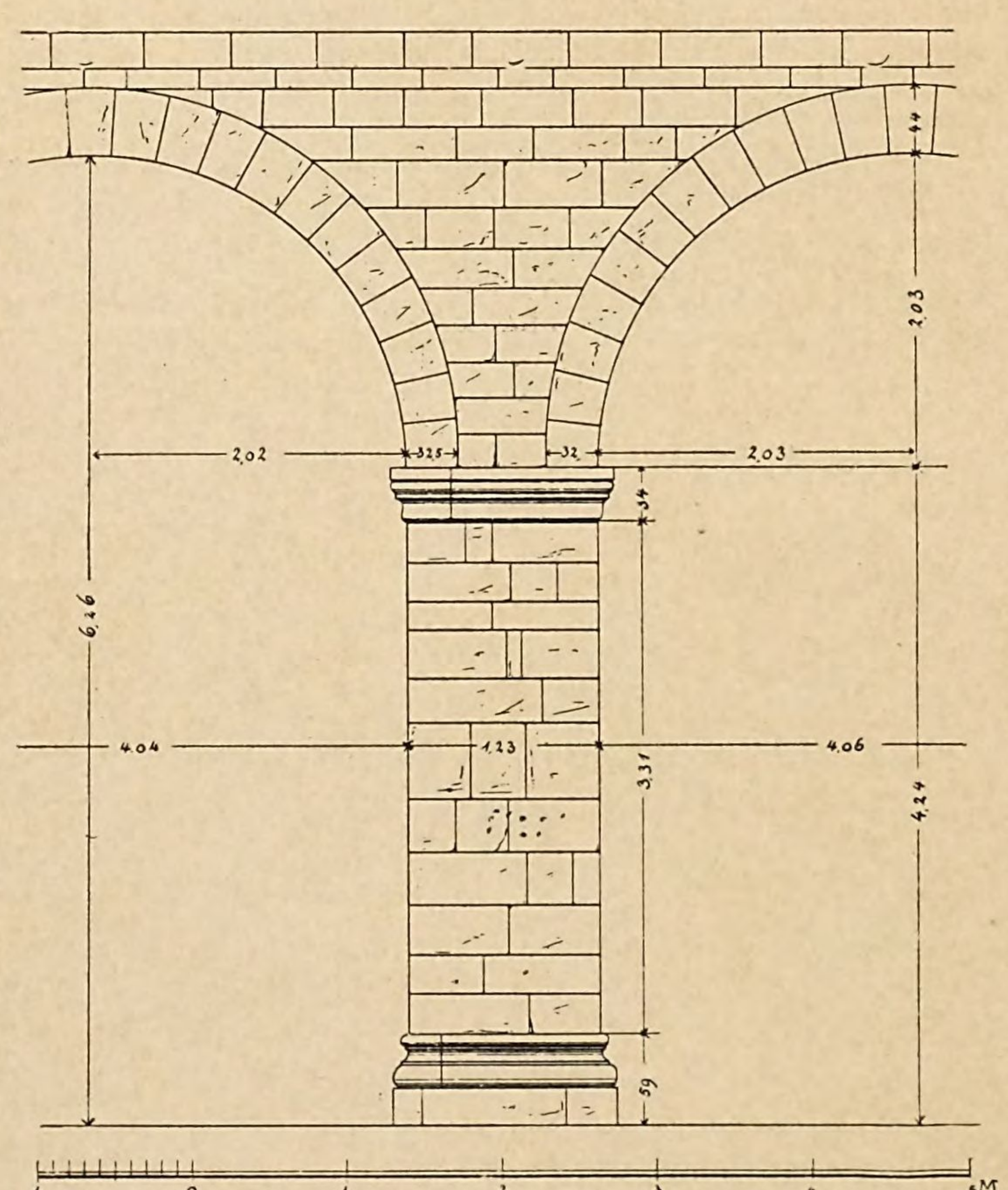


Fig. 53. Bogen und Pfeiler des romanischen Mittelschiffes.

[1]) Nach einer schriftlichen Aufzeichnung des Oberjägermeisters Freiherrn von Dörnberg im Großherzoglichen Haus- und Staatsarchiv in Darmstadt.

Holzdecken schlossen die drei Schiffe nach oben zu ab. Der Haupteingang befand sich an der Westseite; daß noch ein Eingang an der Nordseite vorhanden gewesen, berichtet die Chronik.[1]) Uebrigens scheint auch nach der Weihe von 1130 die zunächst vielleicht zum Theil nur nothdürftig wieder hergestellte Kirche weiter ausgebaut worden zu sein. So erfahren wir, daß unter Abt Folcnandus (1142—1149) ein reicher Mönch, Adalbert mit Namen, die sowohl durch ihre Kärglichkeit wie durch Alter ihrer Würde sehr wenig entsprechende Kirche wieder herstellen und mit Wölbungen, Choranlagen, Fenstern, einer getäfelten Decke und einem Bleidach ausstatten,[2]) daß ferner erst der Abt Heinrich (1153—1167) in ihr einen passenden Fußboden legen ließ.

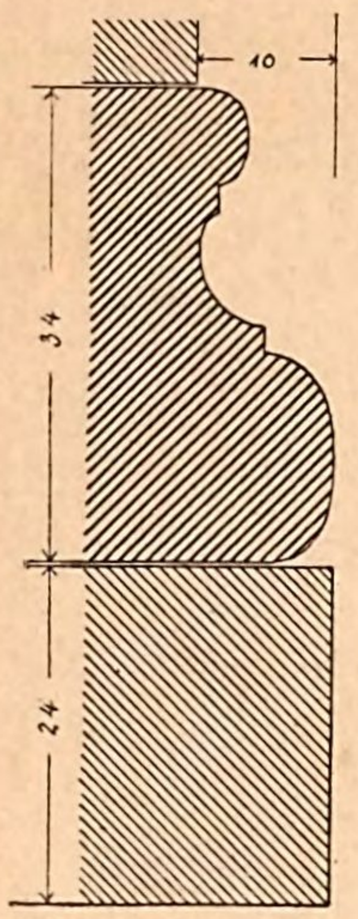


Fig. 54. Profil der romanischen Pfeilerbasen.

Die Bogenöffnungen des Mittelschiffes (Fig. 53) sind 4,04 bis 4,06 m breit; die Pfeiler 1,23 m. Letztere haben eine attische Basis, die auf einer breiten viereckigen Platte ruht (Fig. 54). Die Kämpfergesimse haben verschiedene Profile, von denen einige sich wiederholen (Fig. 55—56). Ein einziges (Fig. 56) hat eine ornamentale Verzierung, Ranken, die aus Töpfen hervorschießen und sich kreuzen. Diese Arbeit zeigt, daß auch in dieser Zeit das Kloster noch Künstler von origineller Empfindung und gutem Geschmack besaß. Die Pfeiler sind aus Quadern errichtet, deren Verband ein unregelmäßiger ist; wo es gerade paßte, sind Platten auf die hohe Kante gestellt und manche Steine ruhen in ähnlicher Weise nicht auf ihrem natürlichen Lager. Einige Steine rühren von dem fränkischen Baue her; sie zeigen die oben mitgetheilte Musterung im Zickzack. Von besonderem Interesse sind die Bogen. Sie sind aus Quadern je einen Stein stark ausgeführt, jedoch auffallender Weise so, daß sie nach dem Scheitel zu allmählich stärker werden, vermuthlich deshalb, weil der obere flache Theil des Bogens, der die größte Mauerlast zu tragen hat, den Erbauern einer Verstärkung bedürftig erschien — ein konstruktives Verfahren, welches mit dem

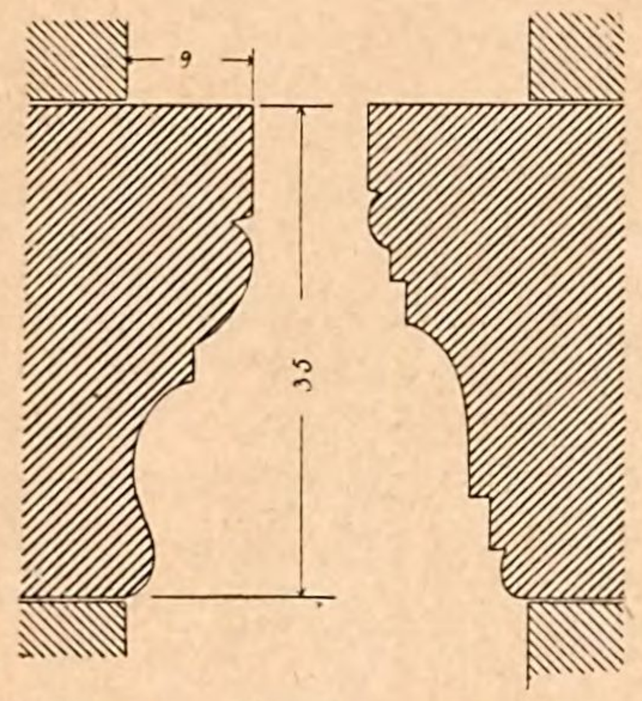


Fig. 55. Romanische Kämpferprofile der Mittelschiffpfeiler.

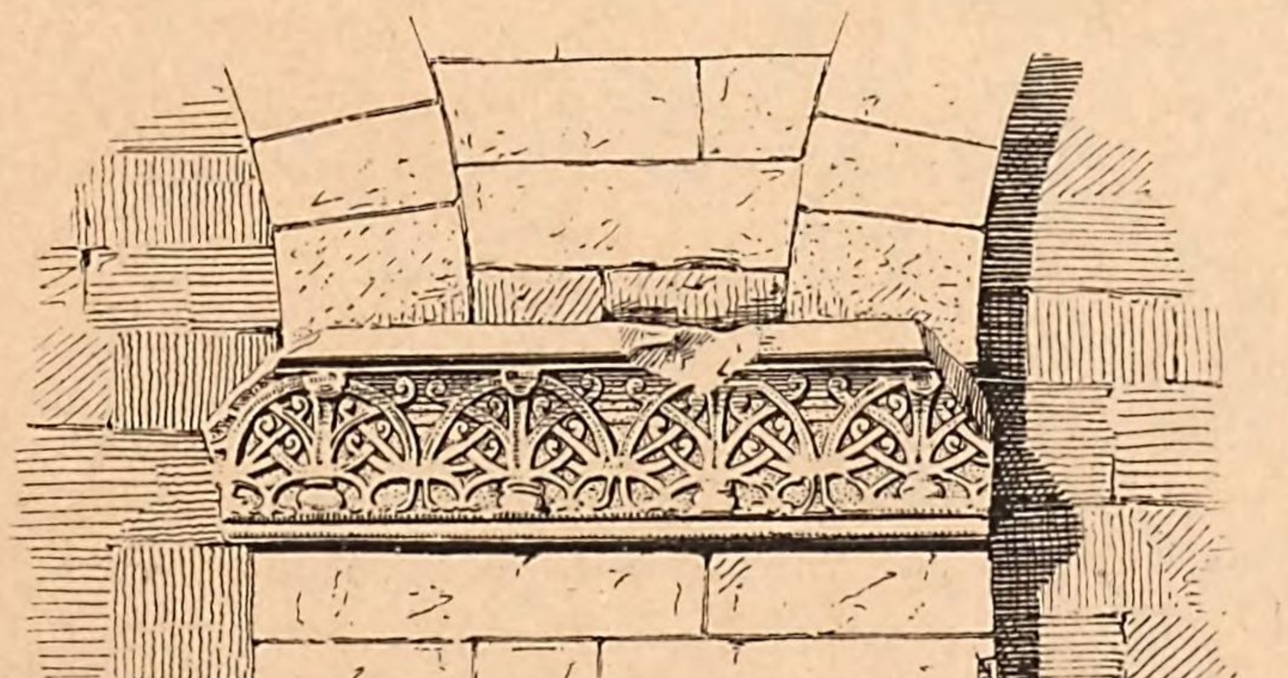


Fig. 56. Romanisches Kämpferprofil eines Mittelschiffpfeilers.

[1]) Chron. p. 252 (Folcnandus) sepultus est in ecclesia principali, in ipso occidentali introitu in latere exeuntium dextro. Vgl. Falk a. a. O. S. 207.

[2]) Chronicon p. 252. Adalbertus . . . . . templum Laureshamense, tum parvitate tum vetustate dignitati suae minime respondens, Deo cooperante renovavit et augmentavit, et, ut in praesentiarum cernitur, fornicibus, absidibus, fenestris, laquearibus, tecto plumbeo venustavit.

Gesetze des Wölbens wenig in Einklang steht. Die Zwickelquadern sind nicht mit den unteren Bogensteinen in Verband gebracht, sondern lose für sich eingesetzt. Somit zeigt dieser Rest der romanischen Kirche beachtenswerthe Naivetäten der Konstruktion, die auf eine sehr frühe Bauzeit schon an und für sich hinweisen. Die Mauern über den Bogen, welche im Innern über einem Gurtgesims (Fig. 57) aufsteigen, sind aus kleinen, ziemlich regelmäßig

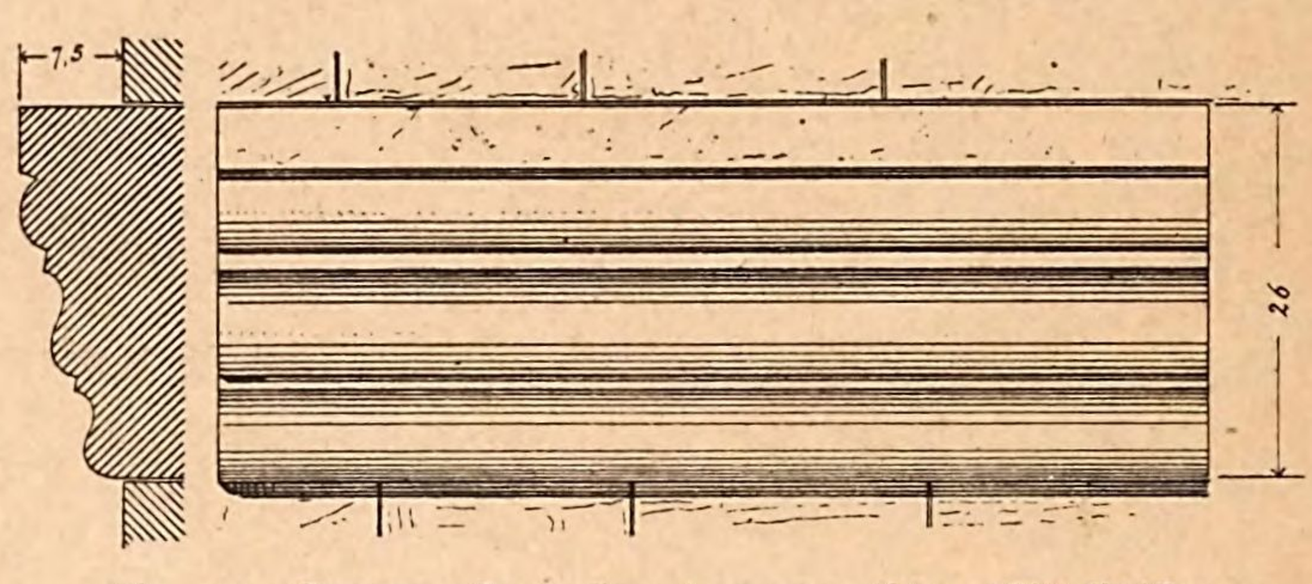


Fig. 57. Inneres Gurtgesims des romanischen Mittelschiffes.

behauenen Steinen ausgeführt. Der die Fenster enthaltende obere Theil ist nicht mehr vorhanden.

Die Fundamente dieser romanischen Kirche sind außergewöhnlich stark, im Gegensatze zu den Fundamenten der Thorhalle, die keine bemerkenswerthe Verbreiterung gegenüber dem aufsteigenden Mauerwerke zeigen. Das Unglück, welches die erste Kirche an dieser Stelle betraf und den völligen Einsturz derselben zur Folge gehabt zu haben scheint, war für die Erbauer der neuen Kirche offenbar ein guter Lehrmeister geworden.

Wenn nun auch der Chronist sich gedrungen fühlt, hervorzuheben, daß diese zweite Kirche der ersten an Schönheit nicht gleich kam, so zeugen die wenigen Reste, welche den Stürmen der Jahrhunderte getrotzt haben, immerhin von einem beachtenswerthen Baue mit großen weiten Verhältnissen und ästhetisch wohl befriedigenden Formen. Indem wir an dieser Stelle eine möglichst genaue Aufnahme der Bogen und der noch vorhandenen Profile und Ornamente einschalten, ist die uns hier gestellte Aufgabe erfüllt. Nur sei noch erwähnt, daß auch die Umfassungsmauern des Klosterbezirkes und andere jüngere Bauten, sowohl des letzteren wie des Fleckens, noch mancherlei Reste des romanischen Stiles bergen, von denen wir bloß eine attisierende Basis welche offenbar zu den Pfeilern des Mittelschiffes gehört (Fig. 58), einen Sturz mit Schachbrettmuster (Fig. 59), ein in kräftigem Kerbschnitt ausgeführtes Bruchstück eines frühromanischen Pfeilerkapitäls (Fig. 60), ein Würfelkapitäl (Fig. 61), welches von der Anwendung von Rundsäulen in romanischer Zeit Zeugniß ablegt,

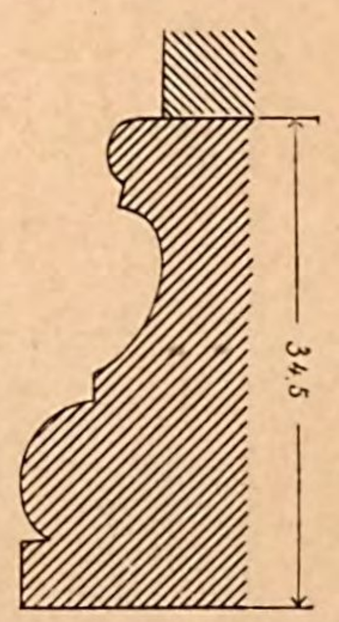


Fig. 58. Pfeilerbasis.

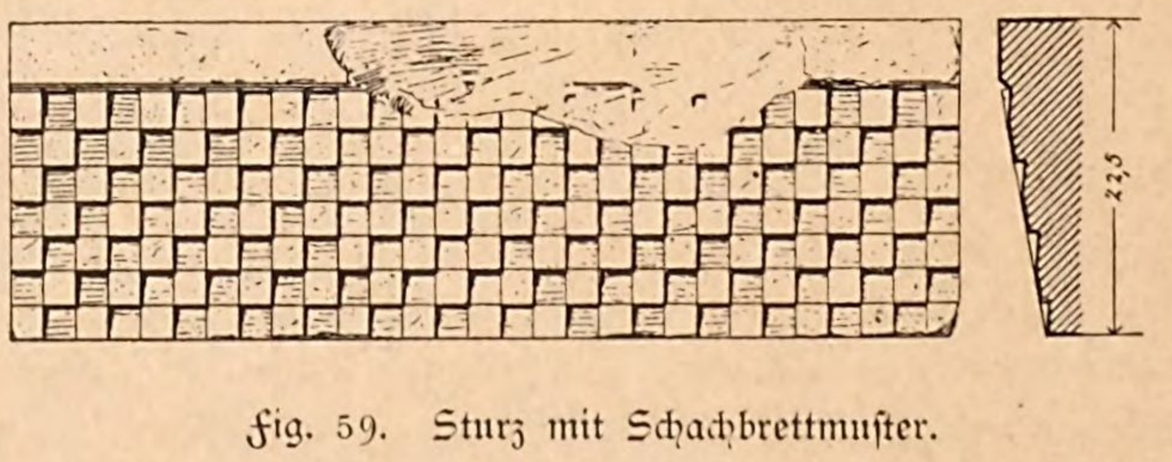


Fig. 59. Sturz mit Schachbrettmuster.

hervorheben. Ein schön ornamentiertes romanisches Gesimsstück haben wir bereits oben (Fig. 32) in einer Abbildung mitgetheilt.

Unsere Aufmerksamkeit hat sich auch noch dem romanischen Altar in der Michaelskapelle (Thorhalle) zuzuwenden. Seine gebauchten Säulen (Fig. 62) stehen lose vor der Wand; ihre Basen sind so stark beschädigt, daß die Hauptform der Profile kaum festzustellen ist; das Kapitäl ist ebenso wie die Stämme mit dicker Farbe überstrichen und bemalt, so daß auch seine Grundform

nicht deutlich hervortritt. Das Zickzack des Bogens wird nach oben zu immer flacher, bis es füglich nur durch Malerei angedeutet ist. Das obere Profil und die Bekrönung entstammen einer Wiederherstellung aus neuester Zeit.

Wann ist dieser Altar errichtet worden? Der Bogen ist romanisch, doch schwerlich aus der früheren Zeit dieses Stiles;

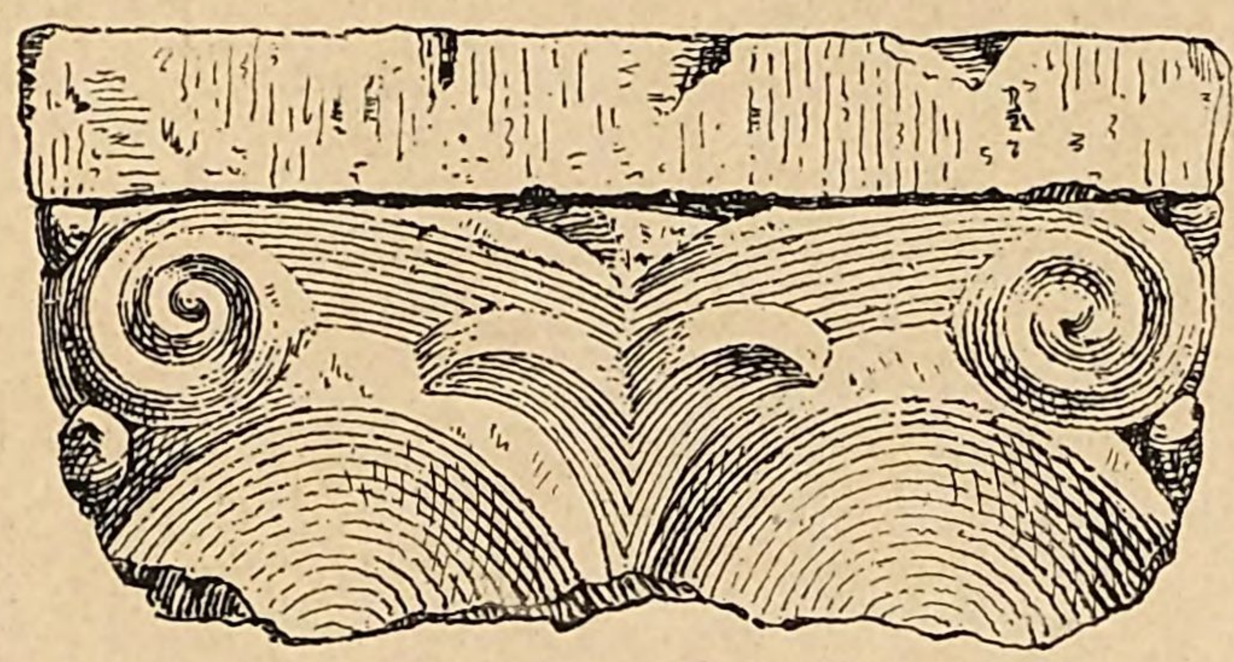


Fig. 60. Bruchstück eines frühromanischen Kapitäls.

die Entasis der Säulen hingegen berechtigt zu einer sehr frühen Datierung ihrer Herstellung. Wir sind geneigt, anzunehmen, daß seine Aufstellung mit der Einrichtung der Thorhalle zu einer Kapelle in gleiche Zeit fällt, daß die Säulen aus älterer Zeit stammen und vielleicht nur neue Kapitäle erhielten und daß der

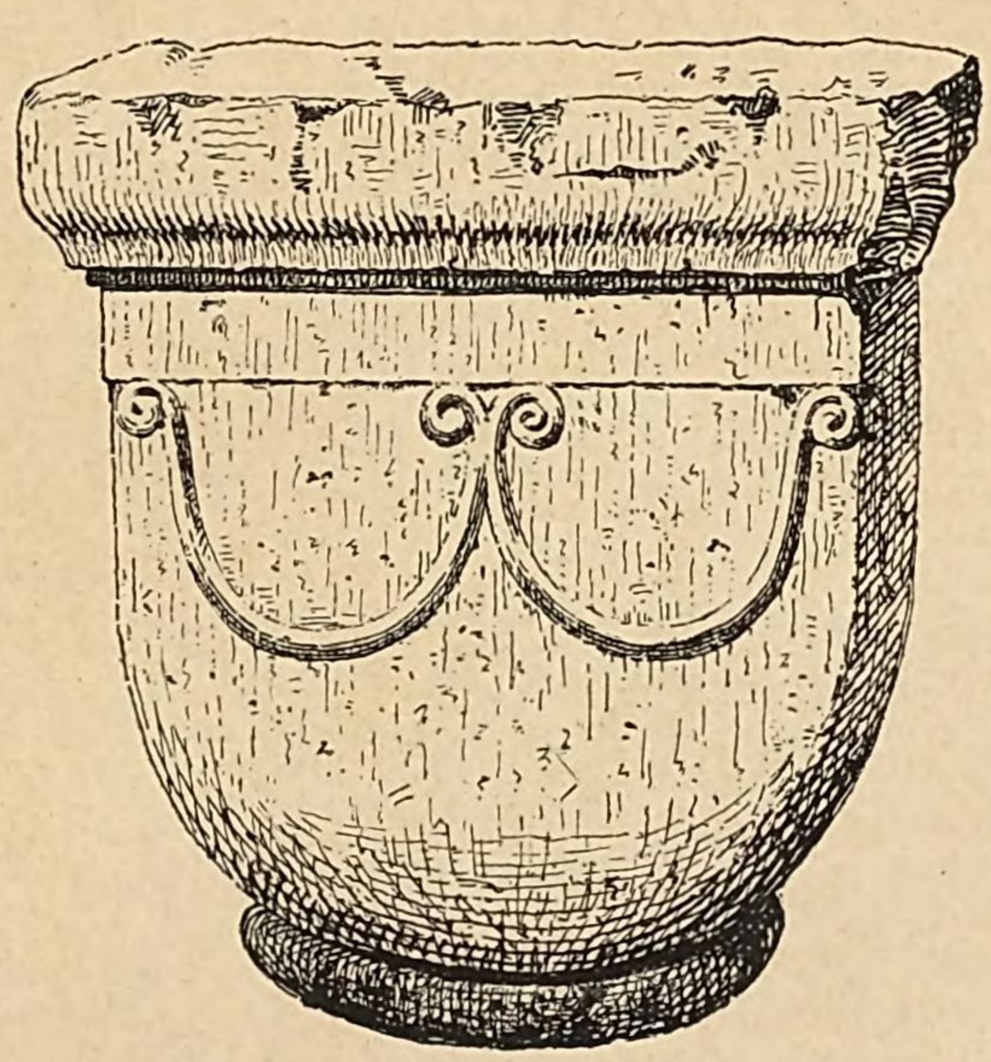


Fig. 61. Romanisches Würfelkapitäl.

Bogen neu angefertigt wurde. Die Annahme, daß die Einrichtung der Thorhalle zur Kapelle in der Uebergangs- oder frühgothischen Zeit erfolgte, würde durch die Gestalt des Bogens eine neue Stütze erhalten. Die Zeit der letzten Weihe und Wiederherstellung der Klosterkirche (1266) würde somit auch die der Errichtung des Altares sein.

Auch die gothische Zeit muß mancherlei bauliche Veränderungen und Ausbesserungen an der Hauptkirche nothwendig gemacht haben. Ist das von uns (Fig. 1) mitgetheilte Bild nach Merian richtig, so ist der ganze Chor in dieser Zeit erneuert worden; er wurde hiernach mit drei Seiten des Achtecks geschlossen. Ob die Bauten gegen 1266 gerade diesen Theil der Kirche betrafen, ist nicht mehr festzustellen; doch läßt die Nothwendigkeit einer abermaligen Weihe auf bedeutendere Veränderungen schließen. Die an der Westseite angebrachten Neuerungen, ein gothisches Maaßwerkfenster und ein Portal mit Laubwerk an den Kapitälchen (Fig. 63) tragen den Charakter des vierzehnten Jahrhunderts, und wir werden nicht fehl gehen, wenn wir sie mit dem Blitzschlag, von dem die Thürme betroffen wurden, in Verbindung bringen. Zu welchem Zwecke der phantastische Thierkopf über dem gothischen Portal gedient hat, ist nicht ersichtlich. Stücke von Maaßwerkfenstern und Portalwandungen mit gothischen Profilierungen und Formen, sowie die oben bildlich mitgetheilte Konsole (Fig. 33) beweisen, daß auch außerdem in gothischer

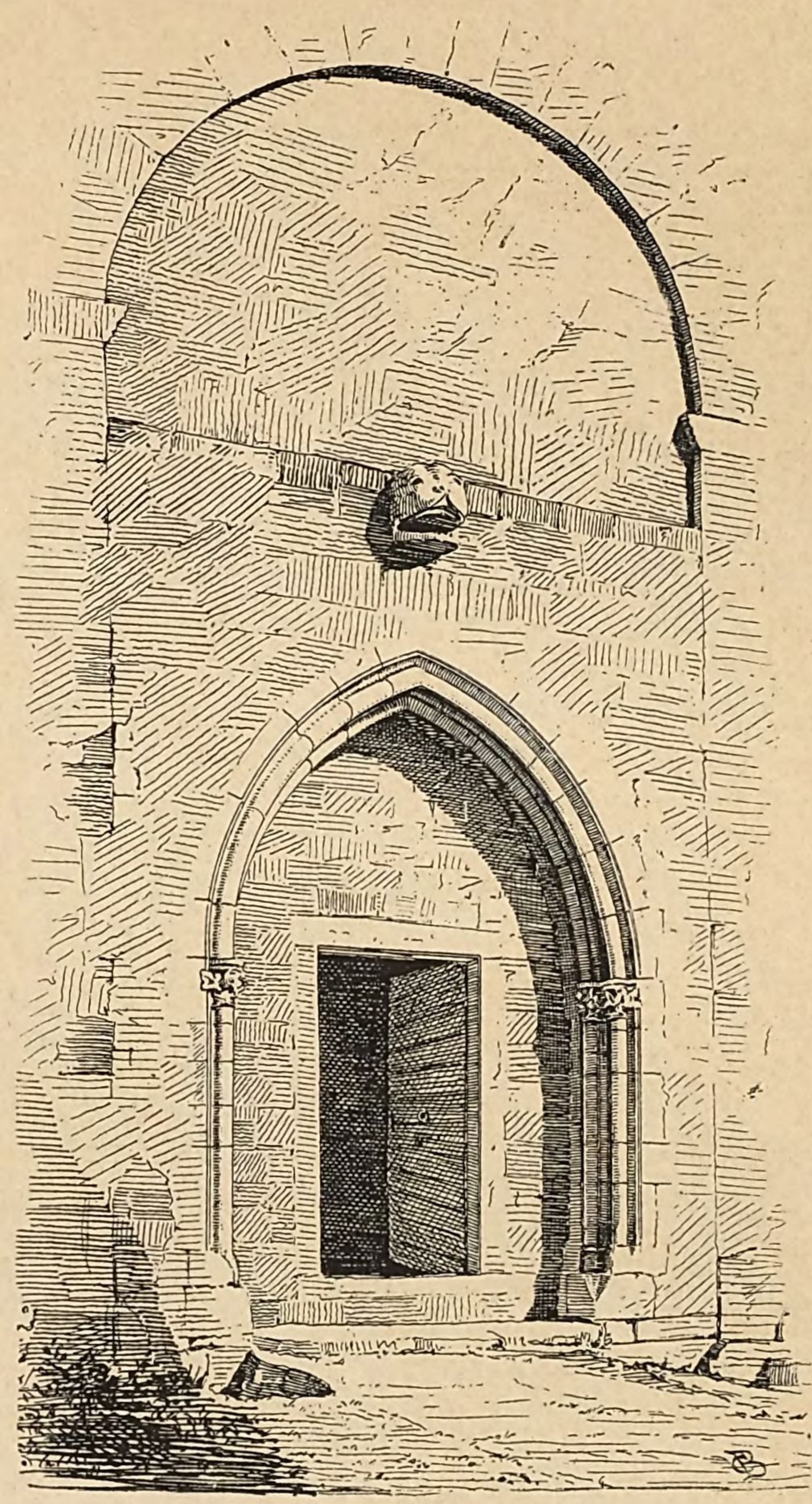


Fig. 63. Heutige Westseite der romanischen Mittelschiffjoche. Unterer Theil des mittleren Stückes.

Zeit, sei es an diesem, sei es an einem andern Baue, gearbeitet worden ist.

Seit dem Jahre 1621 ist die Kirche Ruine. Die drei Mittelschiffjoche, die einzigen Zeugen der romanischen Kunst der Kirche, verdienen eine bessere Erhaltung und würdigere Benutzung, als ihnen heutzutage zu Theil wird. Möchten sie nach einer gründlichen Wiederherstellung dem idealen Zwecke, für den sie ursprünglich errichtet waren, zurückgegeben oder doch einem würdigeren gewidmet werden, damit nicht auch für diese geschichtlich bedeutsame Stätte unsere kunstsinnige Zeit der Pietätlosigkeit fernerhin mit Recht geziehen werden könne.

Rückblick.

Werfen wir zum Schluß unseren Blick noch einmal auf den Gang unserer Untersuchungen zurück, um das Hauptresultat kurz zusammenzufassen! Die geometrische Aufnahme des Klosterbezirkes vom Jahre 1817 stellte die mit Absicht ausgeführte Beziehung des Klosterthores, der Kapelle des hl. Michael oder der ehemaligen Thorhalle und der Hauptkirche zu einander außer allem Zweifel; zugleich gab sie Anlaß zu der Annahme, daß die neben der Südseite der Thorhalle nach Osten zu sich erstreckende Grenzmauer die alte Abschlußmauer des Vorhofes der Kirche sei. Die örtlichen Untersuchungen bestätigten nicht nur die Richtigkeit dieser Thatsache, sondern auch die nahe liegende Vermuthung, daß ihre Fortsetzung nach Osten die südliche Seitenschiffmauer der fränkischen Basilika vom Jahre 766—774 gebildet habe. Die Untersuchungen des Bodens ergaben ferner, daß auch an der Nordseite des Vorhofes eine gleiche Mauer gestanden hatte. Da zwischen der Thorhalle und der südlichen Mauer früher gleichfalls Fundamentmauerwerk aufgefunden worden war, so konnte es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß zwischen der Kapelle und der Hauptkirche ein eingefriedigter Platz, d. h. ein Atrium bestanden hatte, zu dem die jetzige Kapelle das Eingangsthor oder die Thorhalle gebildet hatte. Die Untersuchungen der Kapelle selber bestätigten dieses dadurch, daß die niederen Anbauten sich als spätere Zuthaten und das Gebäude sich ursprünglich als fast frei dastehend erwiesen. Das Innere war dieser Bedeutung entsprechend schlicht behandelt gewesen, die Decke eine Zuthat aus dem Jahre 1724; Spuren der ehemaligen Bestimmung als Durchfahrt oder Durchgangshalle waren an der Ost- und Westseite zu erkennen.

Daß die Thorhalle zu einer im gleichen Stile erbaut gewesenen Kirche, der fränkischen Kirche, gehört habe, konnte aus erhaltenen Nachrichten über den Stil der Kirche — more antiquorum et imitatione veterum — sowie aus dem Umstande, daß nur die Kirche zunächst als Steinbau errichtet worden war, geschlossen werden. Auch konnte die Anlage der Kirche im Allgemeinen, sowie ihre Länge, letztere durch Auffindung des um 800 gelegten Fußbodens, bestimmt werden. Eine Bestätigung für den ehemaligen Zweck der Kapelle ergab sich aus der Baugeschichte derselben, die aus Urkunden und der analytischen Untersuchung des Bauwerkes herauszulesen war. Weitere Stützpunkte ergaben Technik und Formensprache, die zwar beide auf römische Tradition zurückgingen, aber doch zugleich fränkische Eigenthümlichkeiten zeigten, die wir dem Einfluß des zur Erbauungszeit vorherrschenden Holzbaues zuschreiben mußten. Fränkische Fundstücke, die im Stile der Thorhalle gearbeitet sind, bewiesen, daß noch ein anderer Bau im Stile der Thorhalle erbaut gewesen sein müsse, und da ursprünglich nur die Kirchenanlage aus Steinen errichtet wurde, so ergab sich von selbst der Schluß, daß das Hauptgebäude, die Kirche im engeren Sinne, mit dem vielleicht vorhanden gewesenen Portikus im Stile der Thorhalle erbaut gewesen sei. Indem sich so alles in vorher kaum zu erwartender Einheitlichkeit zu dem Endergebniß zusammenschloß, daß die heutige Michaelskapelle nichts anders als die Thorhalle der fränkischen Hauptkirche aus den Jahren 766—774 gewesen sei, konnte zugleich darauf hingewiesen werden, daß sie auch diesseits der Alpen nicht als einziges Beispiel ihrer Art und ihrer Zeit dastehe, daß sie vielmehr den integrierenden Bestandtheil eines bestimmten Typus von Kirchenanlagen gebildet habe. Unscheinbare, bisher unbeachtet gebliebene Thatsachen mußten festgestellt werden, um zu diesem Ergebniß zu gelangen — aber diese unscheinbaren Thatsachen haben sich zu einem opus incertum zusammengeschlossen, dessen Festigkeit sich voraussichtlich ebenso erproben wird, wie das opus incertum der Mauern der Thorhalle, das elf Jahrhunderte nicht zu erschüttern vermocht haben.

Zu den Abbildungen.

Fig. 1. Seite 1. Südliche Ansicht des Klosters und Fleckens Lorsch. Zweites Viertel des 17. Jahrhunderts. Nach Merian.

Fig. 2. Seite 3. Südliche Ansicht des Klosters und Fleckens Lorsch. 1890. — Daß die Merian'sche Abbildung auf einer Zeichnung nach der Natur beruht, beweist die Uebereinstimmung der Umfassungsmauer des Klosterbezirkes mit Fig. 2. Von den sieben Thürmchen in Fig. 1 gehören zwei der Hauptkirche, eines einem offenbar romanischen Klostergebäude, ein anderes dem Rathhause, ein drittes der Kirche des Ortes an. Die übrigen beiden Thürmchen gehören wahrscheinlich zu Kirchen oder Kapellen des Klosters; ob das eine davon der Michaelskapelle zuzuweisen ist, muß dahingestellt bleiben. Zu sehen war es von dem Standpunkte des Zeichners aus nicht. Von der Hauptkirche scheint das Mittelschiff auch nach dem großen Brande noch zu kirchlichen Zwecken benutzt worden zu sein. Die beiden Hauptthürme sind jedoch schon nicht mehr vorhanden. Vgl. oben S. 16.

Fig. 3. Seite 4. Ansicht der drei Joche der romanischen Kirche. Aufnahme von Nordosten. Heutiger Bestand. Die Ostseite ist durch eine Fachwerkwand abgeschlossen. Die Fenster sind sämmtlich neueren Ursprungs.

Fig. 4. Seite 5. Ostfaçade der Thorhalle. Die drei Bogenöffnungen sind seit der Umwandlung der Thorhalle zu einer Kapelle zugemauert. Vgl. S. 21. Ueber dem alten, auch an der Giebelseite sich ehemals fortsetzenden steinernen Hauptgesims wurde 1724 auch das Holzgesims erneuert.

Fig. 5. Seite 7. Ansicht der Lorscher Michaelskapelle (Thorhalle) nebst der romanischen Kirchenruine. Nach einer Zeichnung und Radierung von Lambert von Babo. 1819. Die Zeichnung ist nicht ganz genau. Die Fenster der Thorhalle sind hier als spitzbogig angenommen. Die alten Zeichnungen — vgl. Fig. 15 — zeigen rundbogige Fenster. Der südliche halbrunde Treppenthurm ist noch vorhanden. Der Fußpfad zur Linken führte nach Bensheim; im Hintergrunde wird die alte Hauptfeste der Reichsabtei Lorsch, die Starkenburg sichtbar.

Fig. 6. Seite 8. Lageplan der Klostergebäude in Lorsch nach dem Bestande von 1888. Wir machen auf die Steigung des Terrains zwischen Thorhalle und Kirche aufmerksam, die bei der Rekonstruktion in Betracht zu ziehen war.

Fig. 7. u. 8. Alte Lagepläne des Klosters nach Originalen im Großherzoglichen Haus- und Staatsarchiv zu Darmstadt. Verkleinerung zum Original: 1/8.

Fig. 9. Seite 10. Ansicht der südlichen Giebelseite der Thorhalle mit Andeutung des verschiedenen Mauerwerkes. Es kam hier darauf an, die Eckquadern von dem opus incertum des Giebelmauerwerks mit seinem Verputz sich kräftig abheben zu lassen und das Verhältniß des Mauerwerks des Treppenthurms zu dem des Giebels anzudeuten.

Fig. 10. Seite 11. Perspektivische Ansicht eines Pfeilers. Es ist hier an den inneren Wandungen des Bogens die Stelle angedeutet, wo ehemals der hölzerne Verschluß eingesetzt war. Die Schwellung des Säulenschaftes tritt hier deutlich hervor.

Fig. 11. Seite 12. Querschnitt der Thorhalle in dem Zustande vor 1724. Die vermuthlich in Holz hergestellt gewesene spitzbogige Decke konnte zwar nicht in ihrer Konstruktion, wohl aber an den hinterlassenen Spuren im Verputze der Giebel und nach den gemalten umrandenden Streifen nachgewiesen werden. Die Dachfenster mußten nach Fig. 15 angenommen werden. 1724 wurde bei Erneuerung des Dachstuhls das spitzbogige Gewölbe beseitigt und eine flache Decke eingezogen.

Fig. 12. Seite 14. Westseite des Vorhofes. Rekonstruktion. An die Thorhalle schlossen sich, wie für die rechte Seite festgestellt wurde, die Einfriedigungsmauern des Vorhofes an; vermuthlich führten bei dem Vorhandensein von Vorhofshallen Thüren zu beiden Seiten in jene hinein. Das Dach ist in seiner ursprünglichen Neigung dargestellt.

Fig. 13. Seite 18. Grundriß der fränkischen Kirchenanlage. Rekonstruktion nach Maßgabe der Untersuchungen und urkundlichen Nachrichten. Die Thorhalle, die Umfassungsmauern des Vorhofes und die Seitenschiffmauern der Kirche ergaben sich aus den noch vorhandenen, zum Theil durch Ausgrabungen festgestellten Thatbestand. Ein Querschiff konnte nicht nachgewiesen werden. Die Lage der Thürme ist wahrscheinlich richtig; ihre Gestalt war jedoch nicht mehr festzustellen. Ob sie von vornherein auch für die fränkische Kirche vorgesehen waren, ist zweifelhaft. Jedenfalls aber waren sie bei dem Brande im Jahre 1090 vorhanden. Die Vorhalle ist

gleichfalls urkundlich beglaubigt; ob sie jedoch die hier angenommene Gestalt gehabt hat, muß dahingestellt bleiben. Ueber die Terrassenanlage vor der Vorhalle haben wir uns oben ausgesprochen. Die Hallen des Vorhofes erscheinen durch die Breite des an der Nordseite des Vorhofes aufgefundenen Betons beglaubigt; vielleicht waren sie aus Holz hergestellt. — Nach dem Gesagten ergibt sich der Werth der Vogelperspektive

Fig. 14. Seite 19 von selbst. Es soll dem Leser durch das Bild nur eine Uebersicht über die festgestellten Theile der Anlage in ihrer Lage zu einander gegeben werden. Dem Umfange nach der alten Anlage entsprechend, wird das Bild sich in der Vorstellung des Einzelnen je nach der subjektiven Auffassung ändern. Für den nichtfachmännischen Leser wird das Bild immerhin zur Verdeutlichung des geschriebenen Wortes von Werth sein, vor allem aber der Zweck der Thorhalle — und dieses ist ja die Hauptaufgabe unserer Darstellung — sich überzeugend geltend machen.

Fig. 15. Seite 20. Grundriß und Ansicht der Thorhalle als Kapelle aus dem Jahre 1724. Nach einem Original in den Akten des Großh. Finanzministeriums in Darmstadt. Letzteres ist eine äußerst rohe Tuschzeichnung. Für unsere Betrachtung war sie trotzdem von hohem Werthe. Die doppelte Neigung des Daches war durch das Spitzbogengewölbe im Innern bedingt, wie Fig. 11 es zeigt.

Fig. 16. Seite 22. Steinverband der Thorhalle. Die Mauer zeigt nach außen opus reticulatum, nach innen opus incertum. Das Innere ist mit Steinen und Mörtel unregelmäßig ausgefüllt, wobei aber nach der Untersuchung mehr Mörtel als Steine verwendet sind. Während die Blendsteine größtentheils verhältnißmäßig tief in das Innere der Mauer eingreifen, sind die Pilaster nur wenige Centimeter tief eingelassen.

Fig. 17. Seite 22. Steinverband eines Pfeilers der Thorhalle. Ostseite. Auffallend ist hier die Art und Weise, wie die Säulentrommel nebst dem zugehörigen Quaderstein des Pfeilers in das Mauerwerk eingreift.

Fig. 18. Seite 24. Blendgiebel der Thorhalle. Nach einer Photographie gezeichnet.

Fig. 19. Seite 28. Profil der attischen Basen der Halbsäulen und Pfeiler. Die Form ist noch die klassischattische, nicht die gestreckte romanische. Gesammthöhe der Basis: 0,23 m. Höhe der Platte: 0,065 m.

Fig. 20. Seite 28. Kämpferprofil der Thorbogen. Die Form ist gleichfalls noch klassisch. Höhe: 0,18 m. Ausladung: 0,145 m.

Fig. 21. Seite 27; Fig. 22. u. 23. Seite 29. Drei Compositkapitäle der Thorhalle nebst den zugehörigen Friesstreifen. Mit Zuhülfenahme der Photographie gezeichnet. Es wurden drei Kapitäle gewählt, um die Verschiedenheit der Kapitäle in den Einzeltheilen zur Geltung zu bringen. Höhen der Kapitäle: 0,480—0,485; Breiten zwischen den Volutenecken: 0,45—0,46 m.

Fig. 24. Seite 30. Römisches Compositkapitäl am Triumphbogen des Titus in Rom. Nach Canina. Es wurde ein römisches Vorbild des Compositkapitäls zum Zwecke des Vergleiches eingefügt. Leider konnte eine Originalphotographie nicht zu Rathe gezogen werden, da die einzelnen Kapitäle des Titusbogens allzusehr zerstört sind. Nur eine Rekonstruktion kann ein richtiges Bild von dieser römischen Kapitälgestalt geben.

Fig. 25. Seite 31. Jonisierender Pilaster der Thorhalle. Das Bild wird nicht nur am Schnitt des Kapitäls, sondern auch an den Kanneluren des Schaftes die Einwirkung des Holzbaustils verdeutlichen.

Fig. 26. u. 27. Seite 32. Hauptgesims und Ecke des Hauptgesimses. Höhe: 0,30 m. Zu Fig. 27 vgl. noch Fig. 4 auf Seite 5.

Fig. 28. Seite 33. Bruchstück eines fränkischen Kompositkapitäls einer Halbsäule aus Jura-Oolith. Mit Hülfe der Photographie gezeichnet. Fundort: Die 1890 im Klosterbezirk abgebrochenen Gebäude. Höhe: 0,265 m.

Fig. 29. Seite 34. Blendsteine aus Sandstein und Jura-Oolith. Die quadratischen Steine haben eine Breite von 0,19 m; gleiche Länge haben die Katheten der dreieckigen; die Seiten der sechseckigen Steine sind 0,12 m lang. Die zu den sechseckigen Steinen gehörigen dreieckigen Steine entsprechen an Größe selbstverständlich den ersteren. Fundort: Gepflasterter Weg unter dem 1888 abgebrochenen Forstwarthause im Klosterbezirke.

Fig. 30 u. 31 Seite 34. Pilasterkapitäle aus Jura-Oolith. Mit Hülfe einer Photographie gezeichnet. Höhe: 0,34 m; Breite: 0,32 m. Fundort: Mauern der 1890 abgebrochenen Remise des Klosterbezirkes.

Fig. 32. Seite 35. Romanisches Gesimsstück mit Ornamenten aus Sandstein, zwei korinthisierende Kapitälchen aus Jura-Oolith, Basis und Bruchstücke eines Säulenschaftes aus Sandstein. Mit Hülfe einer Photographie gezeichnet. Höhe des romanischen Gesimsstückes: 0,19 m, der Kapitälchen: 0,20—0,21 m. Breite der Basisplatte: 0,175; Höhe der gesammten Basis: 0,135 m. Fundort: Wie Fig. 30 u. 31; ein Kapitälchen wurde jedoch in einem Hause des Fleckens gefunden.

Fig. 33. Seite 36. Gothische Konsole, Bruchstück eines ehemaligen Firstkreuzes der Thorhalle und des Frieses derselben; korinthisierendes Kapitälchen aus Jura-Oolith. Mit Hülfe einer Photographie gezeichnet. Die Konsole dürfte, wie das gothische Portal der Hauptkirche, dem 14. Jahrhundert angehören. Fundort: Unbekannt. Diese Stücke sind in der Kapelle aufgestellt.

Fig. 34. Seite 36. Fenstersturz aus rothem Sandstein. Ist unsere Deutung richtig, so hat ein Bau des 8. Jahrhunderts Schlitzfenster mit Säulchen gehabt. Vielleicht erklären sich hierdurch die verhältnißmäßig große Zahl der Säulenkapitälchen. Es sind ihrer bis jetzt fünf wieder aufgefunden. Fundort: Wie Fig. 30 bis 32.

Fig. 35. Seite 37. Bruchstück eines Pilasterschaftes aus Sandstein. Breite: 0,25 m. Fundort: Mauer einer Scheuer, aus der es mit Erlaubniß des Besitzers, des Bürgermeisters des Fleckens, ausgebrochen wurde.

Fig. 36. Seite 37. Eckstück eines Frieses aus Sandstein. Höhe einschließlich der Plättchen, jedoch ohne untere Schräge: 0,385 m. Fundort: Wie 30—32.

Fig. 37. Seite 37. Pilasterkapitäl. Mit Hülfe einer Photographie gezeichnet. Höhe: 0,35 m; Breite zwischen den Voluten: 0,28 m. Fundort: Wie 30—32.

Fig. 38. Seite 37. Desgleichen. Höhe: 0,305 m. Fundort: Wie 30—32.

Fig. 39 u. 40. Seite 38. Bruchstücke von Pilasterschäften aus Sandstein. Sie dienen z. Z. noch als Fensterpfosten im fränkischen Giebel der Thorhalle. Breite einschließlich der Schrägen: 0,195 m.

Fig. 41. Fränkische Steine. Dieselben sind theils in der Zehntscheuer, theils in den noch stehenden Mauern und Pfeilern der romanischen Kirche vermauert. Höhe: 0,25—0,32 m. Länge: 0,48—0,65 m.

Fig. 42. Fränkischer Steinsarg. Mit Hülfe einer Photographie gezeichnet. Fundort: Altenmünster bei Lorsch, das erste Kloster der Cisterzienser daselbst. In der Michaelskapelle aufgestellt.

Fig. 48. Ansicht der alten Peterskirche in Rom während des Neubaues im 16. Jahrhundert. Nach Letarouilly. Beachtenswerth als Vorbild der Lorscher Kirchenanlage.

Fig. 44—47. Grundrisse von Thorhallen. Die Verwandtschaft mit der Lorscher Anlage ist beachtenswerth.

Fig. 43. Seite 33. Steinsarg mit Pilasterdekoration. Wurde früher im Klosterbezirk gefunden. In der Michaelskapelle aufgestellt. Die Verwandtschaft mit dem Stile der Thorhalle ist bemerkenswerth, da sich hieraus das Alter des Sarges annähernd bestimmen läßt. Er barg wahrscheinlich die sterblichen Reste des Stifters des Klosters, des Grafen Cancor.

Fig. 49 u. 50. Gedenkstein von St. Alban in Mainz. Im Kreuzgange des Mainzer Domes aufgestellt. Mit Hülfe einer Photographie gezeichnet.

Fig. 51. Halber Thürsturz von Pfeddersheim. Im Paulusmuseum in Worms aufgestellt. Mit Hülfe einer Photographie gezeichnet.

Fig. 52. Bruchstück eines Frieses von Nieder-Ingelheim. Im Mainzer Museum aufgestellt. Mit Hülfe einer Photographie gezeichnet.

Fig. 53. Seite 45. Bogen und Pfeiler des romanischen Mittelschiffes. Die Verstärkung der Bogen nach oben zu ist zu beachten.

Fig. 54. Seite 46. Profil der Pfeilerbasen. Dasselbe zeigt die gestreckte attische Form. Aus Sandstein.

Fig. 55—56. Seite 46. Romanische Kämpferprofile der Mittelschiffpfeiler. Interessant ist das Ornament bei Fig. 56. Aus Sandstein.

Fig. 57. Seite 46. Inneres Gurtgesims des romanischen Mittelschiffes.

Fig. 58. Seite 46. Profil einer Pfeilerbasis. Eingemauert in der Hauptstraße des Fleckens Lorsch. Aus Sandstein.

Fig. 59. Seite 46. Romanischer Sturz mit Schachbrettmuster. In der Umfassungsmauer des Klosterbezirkes verwendet. Aus Sandstein.

Fig. 60. Seite 47. Bruchstück eines frühromanischen Pfeilerkapitäls aus Sandstein.

Fig. 61. Seite 47. Romanisches Würfelkapitäl aus Sandstein.

Fig. 62. Seite 45. Altar der Michaelskapelle aus Sandstein.

Fig. 63. Seite 47. Heutige Westseite der romanischen Mittelschiffjoche. Unteres Stück des mittleren Theiles. Ueber demselben befindet sich ein gothisches Spitzbogenfenster mit erneuertem Maaßwerk.

Fig. 64. Letzte Seite hinter dem Titelblatt. Conventssiegel des Klosters Lorsch. Nach zwei Originalen aus Wachs im Besitze des Großherzoglichen Haus- und Staatsarchivs in Darmstadt gezeichnet. 1345 und 1347.

Zu den Tafeln.

Farbendruck neben dem Titel. Um die Beziehung der Thorhalle zu den noch stehenden drei Mittelschiffjochen der romanischen Kirche zur Veranschaulichung zu bringen, erfolgte die Aufnahme von zwei Punkten aus.

Taf. 1. Lageplan des Klosterbezirkes nach einer Aufnahme von 1817.

Taf. 2. Grundriß der Thorhalle. Kleinere Unregelmäßigkeiten konnten nicht berücksichtigt werden.

Taf. 3. Querschnitt der Thorhalle als Michaelskapelle. 1890.

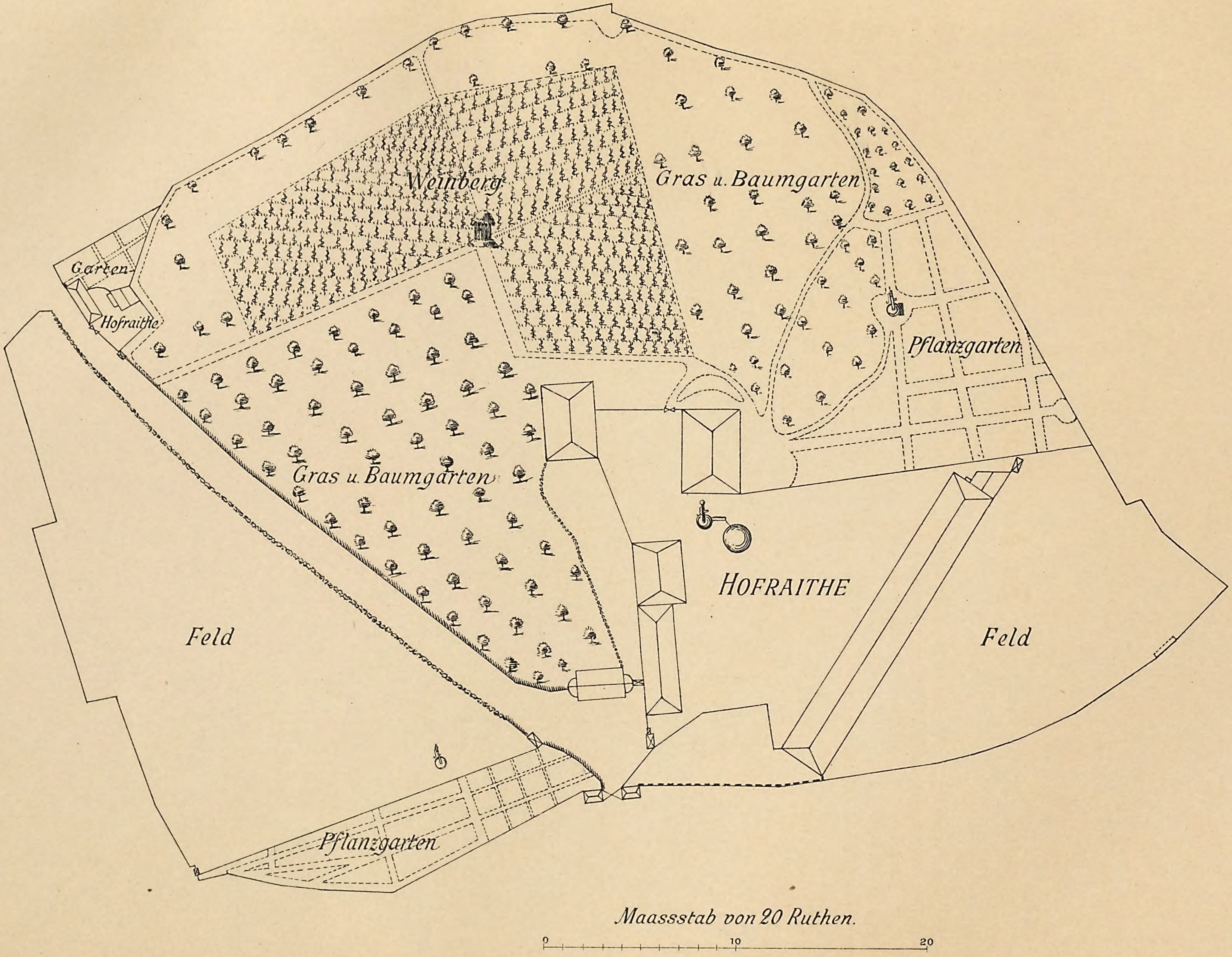
Taf. 4. Westseite der Thorhalle in ihrer ursprünglichen Gestalt. Die Fenster wirken störend; sie waren sicherlich ursprünglich in dieser Gestalt und an dieser Stelle nicht vorhanden. Da sie jedoch auch ohne die Annahme eines oberen Stockwerkes nicht gänzlich abzuweisen sind, haben wir sie so beibehalten, wie sie augenblicklich vorhanden sind.

Taf. 5. Mosaikfußboden im ehemaligen Chore der fränkischen Kirche aus den Jahren 778—804.

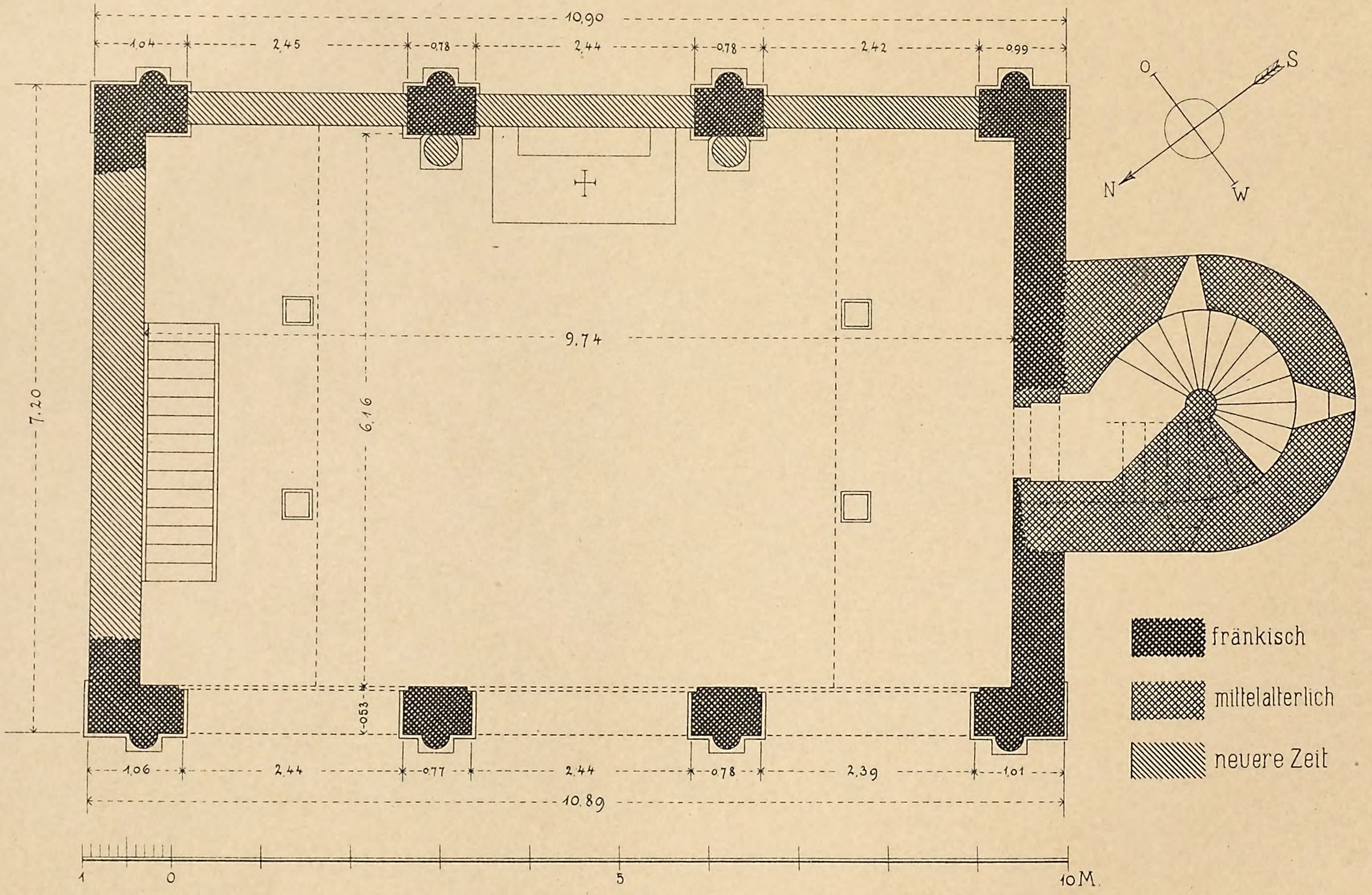
Druckfehlerberichtigung:

Seite 2 Zeile 21 von oben ist anstatt »Mauerwerk« zu lesen »Monument«.
(In einem Theil der Auflage verbessert.)

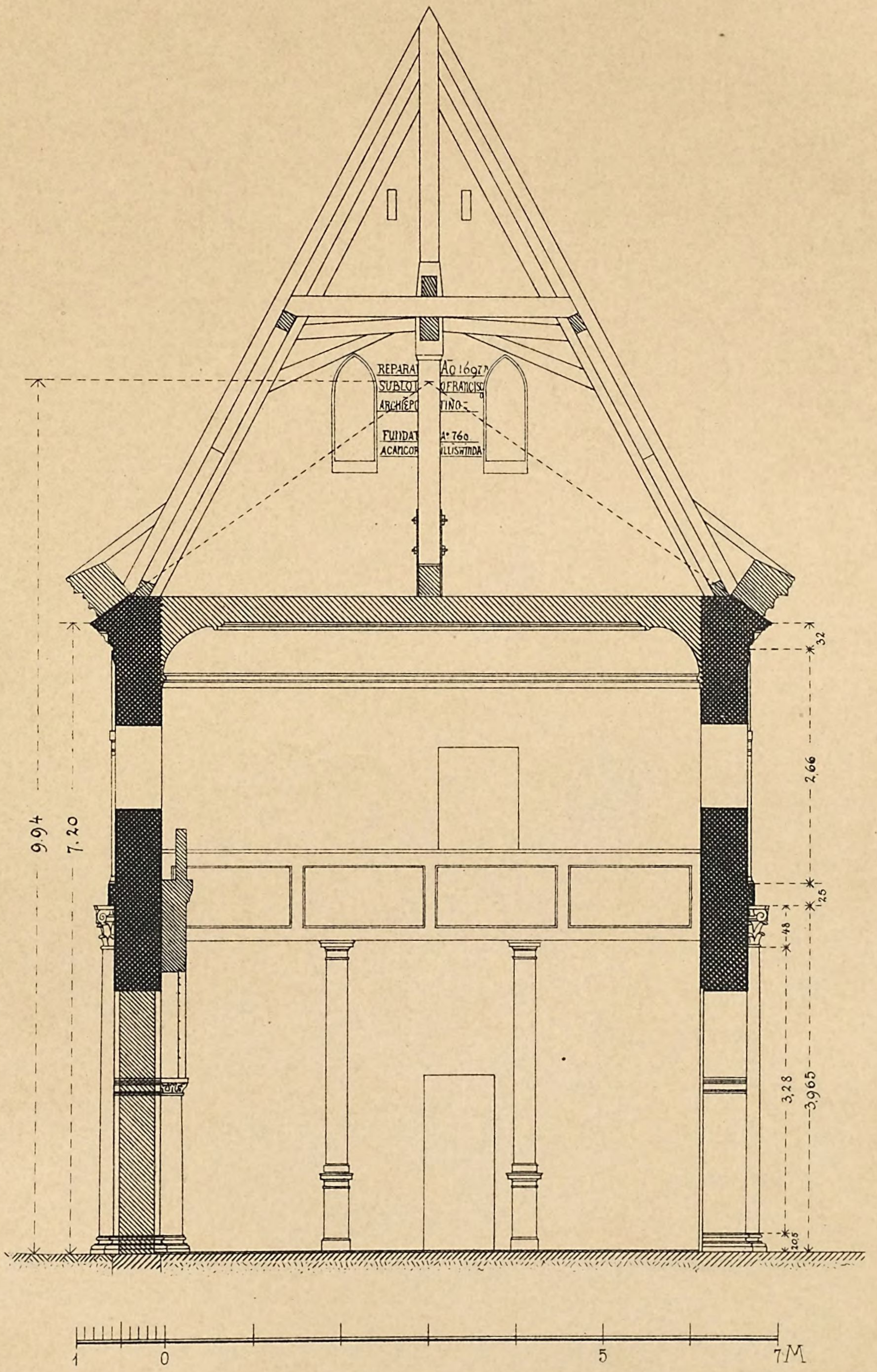
Seite 4 Zeile 28 von unten ist anstatt »1441« zu lesen »1462«.



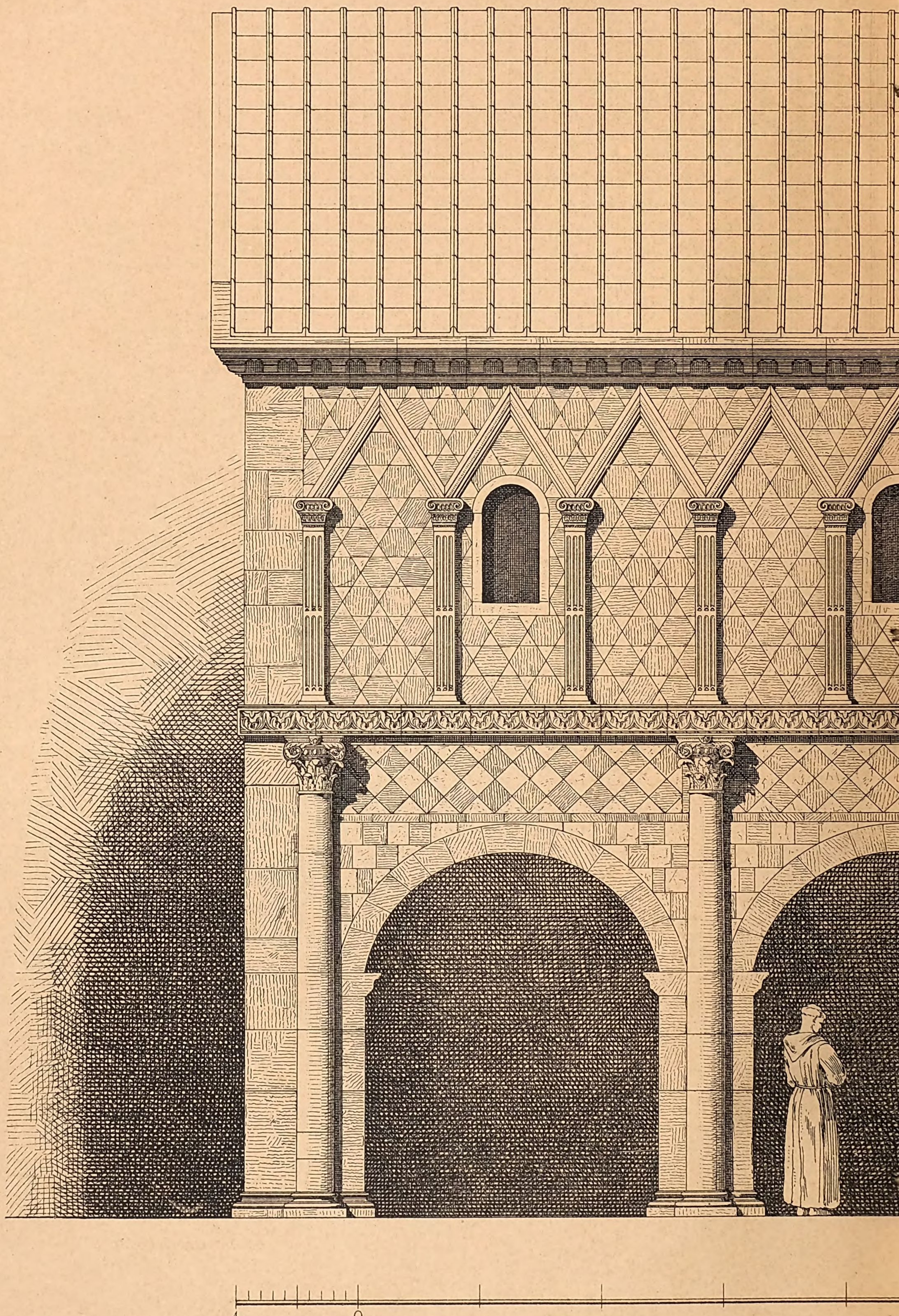
Geometrischer Grundriß der zum Kloster Lorsch gehörigen Gebäude und Gärten.
Aufgenommen im März 1817 von F. Goth.



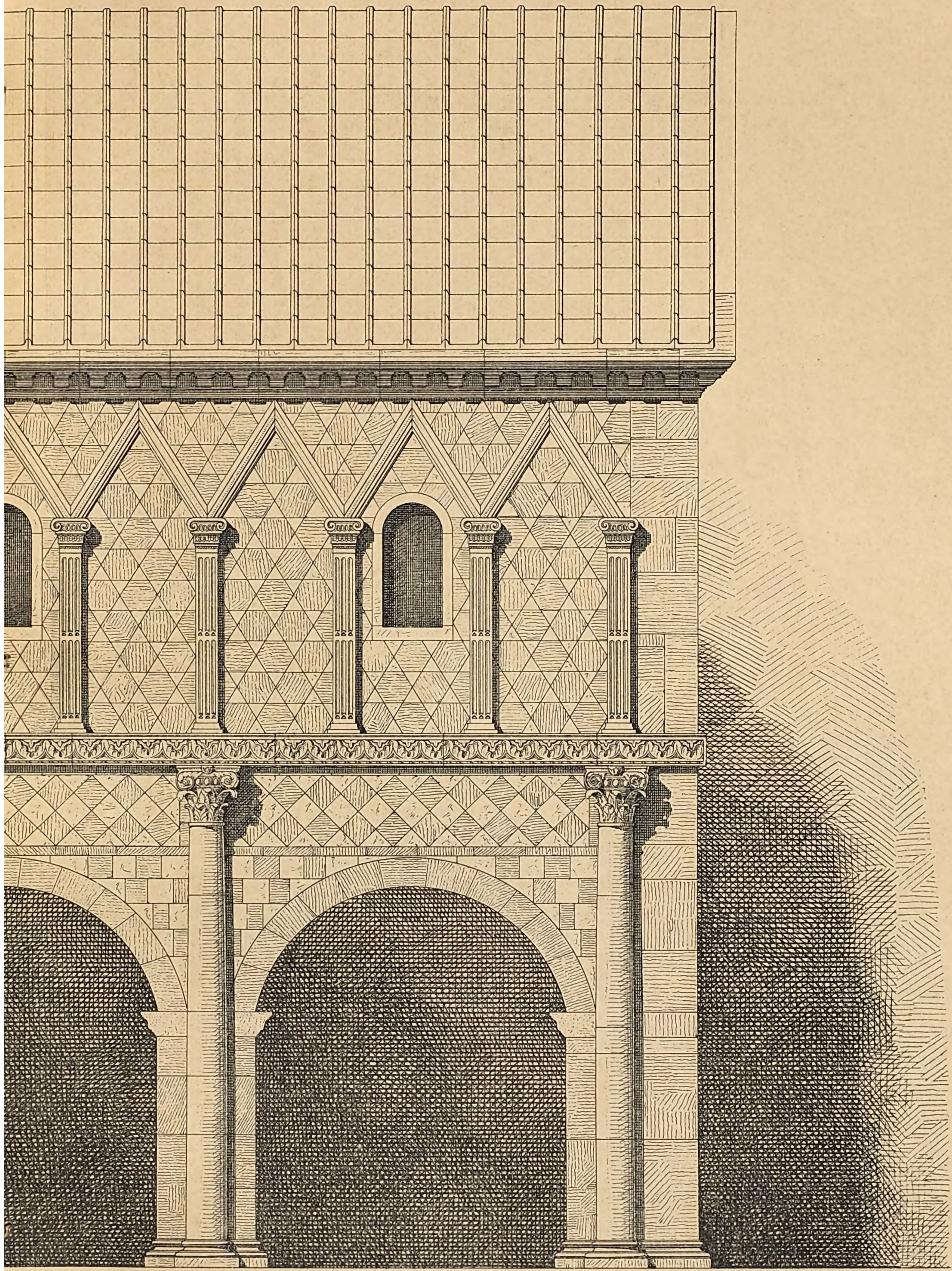
Grundriß der Thorhalle.



Querschnitt der Thorhalle als Michaelskapelle. 1890.



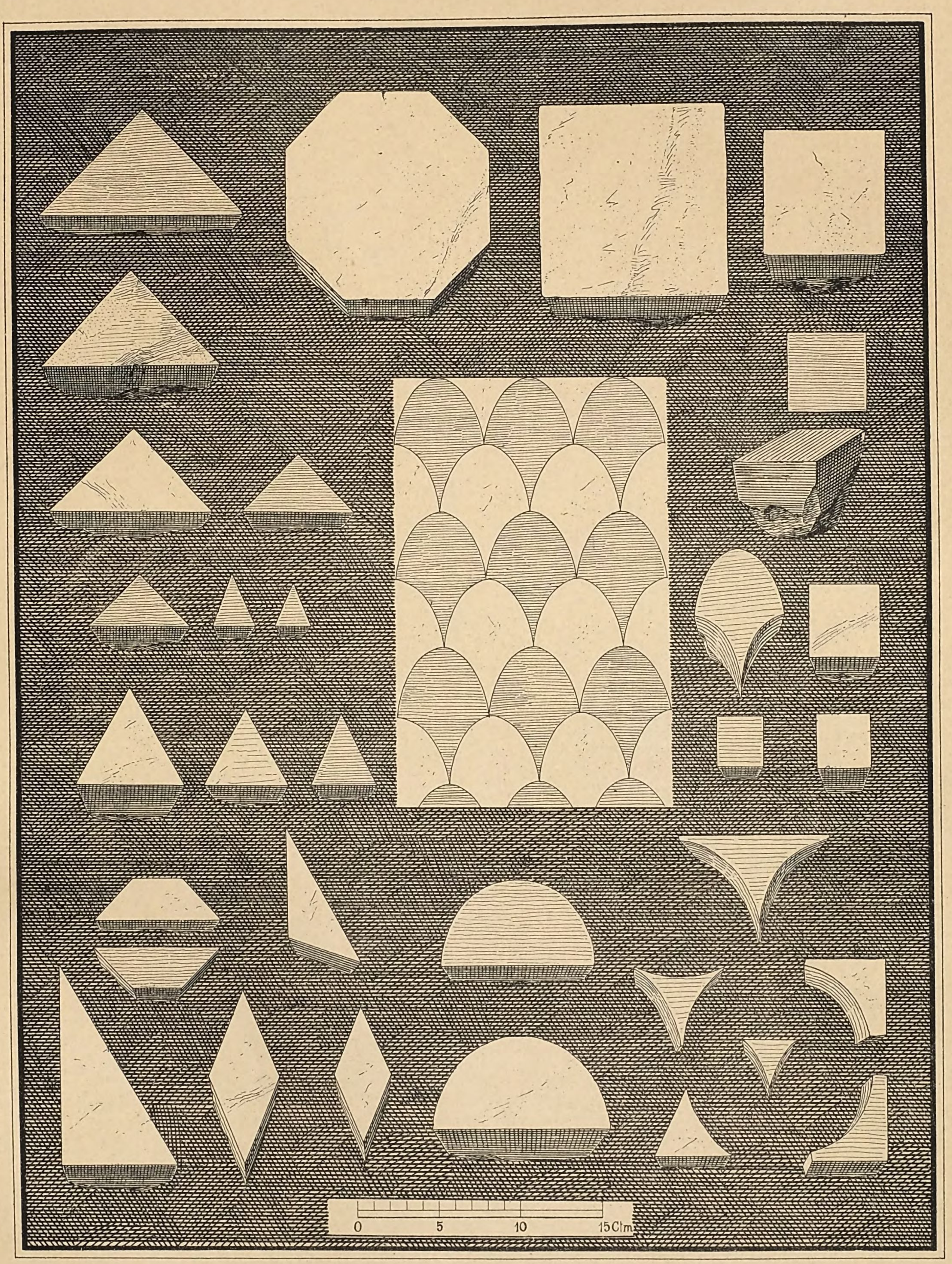
Westseite der Thorhalle



C.BRONNER. AUFGEN. U. GEZ.

5 10M.

ihrer ursprünglichen Gestalt.



Mosaikfußboden im ehemaligen Chore der fränkischen Kirche aus den Jahren 778—804.

Adamy, Rudolf,

Die fränkische Thorhalle und Klosterkirche zu Lorsch an der Bergstraße

Darmstadt 1891